DER

SATIREN

ÜBER

DAS GÖTTLICHE VOLK

VON

Wilhelm Freiherrn von Blomberg

ERSTE ABTHEILUNG.

Nebst

den gewaltsamen Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel zu O**** —

Per me si va nella citta dolente:
Per me si va tra la perduta gente.

Dante.

L. 1915. 4: 6

LEMGO

in der Meyerschen Buchhandlung 1811.

KB Universität.
Berlin

Dante.

Zu dir, o heil'ger Schatten, mufst' ich kommen,
Dein Lorbeer ward dem stolzen Volke Schande;
Mein Weg ist grade von Florenz genommen
Und nun begegn' ich dir in diesem Lande.
Ein heilend Wort hat Thoren nie gediehen!
Wohl schreiten sah'n sie dich zu jenem Brande,
Wohin mit Gier die Hofnungslosen ziehen,
Und klimmen an den steilen Bergespfaden,
Die sich hinauf die Hoffenden bemühen;

Dann hörten sie den Herrn dich zu sich laden,

Um deiner Zweifel letzten Kampf zu zähmen,

Den Mund zu weihn am lieben Kelch der Gnaden;

Sie darf dein Lied nicht bändigen und lähmen.

Es geht den finstern Gang der Eigenwille,

Das All und Eins soll er von dir nicht nehmen.

So streb' ich nicht die gottgeweihte Stille

Dem Rasen wilder Kämpfe zu vermählen.

Wie ich mein Lied mit inn'rer Ruhe fülle,

So will es sich ein ruhig Herz erwählen,

Nicht herrschen und nicht zaubern in der Menge,

Kein Befsrungs-Wort zu seinen Siegen zählen,

Es flieht der Nichtighoffenden Gedränge.
Wohl nennt die Welt es eine tiefe Kunde,
Die Sinn des Himmels weis't und Himmelsstrenge;
Doch nimmer heilt sie die erkannte Wunde.
Sie heifst es süfs, was du mit Fluche nanntest,
Und preifst daneben dich zu selber Stunde.
O Seele, die du stolz dich noch bekanntest
Zu jenem Reich, worin auch ich geboren,
So sey mir der, den du Toskaner nanntest,
Und den sich Mantua's Uebermuth verloren,
Gieb dennoch mir vom ew'gen Rechte Kunde.
Denn Schwert und Wage hab' ich mir erkoren,

Damit der Geist vom langen Weh gesunde.
O lafs mich in die fernen Kammern dringen,
Wo die Vernunft in dem verborg'nen Grunde
Der Flasche ruht bei den verlornen Dingen,
Wohin Astolf für Roland mochte eilen;
Um wem beliebt den Becher darzubringen.
So dürfte man von mir die Kund' ertheilen,
Dafs ich Achilleus Eisen wohl geführet,
Das Wunden giebt und Balsam hat zum Heilen.

DER SATIREN

ÜBER DAS GÖTTLICHE VOLK.

VON W. FH. V. BLOMBERG

ERSTE ABTHEILUNG.

I.

Die Satire.

Viele Lehrer hatt' ich zuerst, ein lockiges Knäblein,
Schwarz im blonden Volke daheim: Gestorbener Zeugnifs,
Reden und Thun, und Lebender viel, und hatte die Zunge
Früh gelöst, und schaute mit keckem Auge die Dinge,
War nicht friedlich daheim, in andere Häuser zu schauen
Lohnete mehr, und kühn dem Sinn mit dem Tritte zu folgen.
Und ich wähnt' in dem Strahle des Tags die Geister zu sehen,
Tief in den Mienen versteckt, auf Lipp' und Augen erscheinend.

Einige lockten mich an und zeigten mir himmlischen Ursprung,
Stimm' und Gestalt bewegend wie oben über den Sternen;
Andere zogen mich Armen hinab in die finstere Erde,
Weisend die Noth, und das Spiel des allverderbenden Zufalls,
Und dem Gehafsten naht' ich mich oft, willkommen ihm selbst nicht.
Und es mahnete mich mit jeglichem Alter zu reden,
Und in den Schulen erkühnt die zürnenden Lehrer zu lehren.
Drohenden sagt' ich: „Es ist nicht Schuld der eigene Wille,
„Also will es in mir ein unbezwinglicher Leben.
„Denn zwei Wege mufs ich zugleich abwandern und aufwärts;
„Heute seyn im Olymp und morgen bei den Gesellen:
„Deshalb schmähet mir nicht gesondertes Wissen und Reden.

„Drum

„Drum ja seht ihr mich schwarz vor vielen anders gestaltet,
„Hüten könnt ihr euch immer, und eure Ohren mit Wachse
„Schliefsen, dafs ich euch nicht mit böslicher Zunge verderbe.
„Aber habt ihr einmal die argen Worte vernommen,
„Zürnet mir nicht, auch folget mir nicht, und haltet an Eurem.
„Denn ihr sinket hinab, ich schweb' euch oben ein Irrlicht.
„Helfet mir nicht zum Gesang mit euren Stimmen, und leset
„Giftige Kräuter nicht auf, mir Stoff in die Hände zu geben.
„Denn euch brennen sie nur, mir sind sie spielender Umgang."
Als ich nun so im heimischen Volk dem Treiben begegnet,
Vieles redend am Weg' und im Wald, und erfülletem Markte,
Nahte sich mir ein finsterer Mann, und sah mir das Auge

Scharf, und gab mir die Hand, und zog zu heimlichem Wort mich.

„Lange," redet' er, „irr' ich, ein solches Wunder zu finden,

„Und ich achtete schon, vergeblich laufe der Pfad mir

„Hin von Norden nach West und Süd, und hin nach dem Aufgang.

„Dich nun kannt' ich sogleich aus Tausenden, also geschieden

„Zeigst du von andern dich, und dich den Gesucheten nah mir.

„Auf mit mir in den Wald, du sollst ein Wunder vollenden.

„Denn ich seh es an dir, du bist ein göttliches Mittel,

„Helfend in mancherlei Pein und Nöthen dem Menschengeschlechte;

„Wie einst unter das Kraut ein mächtiges mischte der Weltgeist,

„Dem die Gewalt gegeben hinein in die innerste Seele,

„Wunderbar wirkend zu dringen dem übermüthigen Menschen.

„Also

„Also mit ätzendem Saft die Wunden heilen verstehst du,
„Und in Erstorbenes wieder lebendige Keime zu pflanzen.“
Und ich sprach: „Was suchst du bei mir, und preisest mich also?“
Und er sagte mir noch: „Ein Greis ist dorten zu sehen,
„Ganz im Gemüthe verwirrt und blind und leidend und hülflos,
„Aber den Königen König im weiten Runde der Erde,
„Wenn du verlohrnes Erkennen von sich und den wirklichen Dingen
„Wieder erweckst im Gemüthe, das fern dem irdischen Ursprung
„Irrt im Beschaun der Götter an Lethes fesselnden Ufern.
„Also hält ihn der zaubrische Kreis in seiner Gewahrung,
„Dafs er des Wahnsinns Herrlichkeit nie dir willig vertauschet
„Mit der kalten Vernunft und nackt beschauetem Leben.

„Du nun wahrlich, du wirst mit Worten lösen die Zauber,
„Dafs er sich selber erkennt, und niederstürzen in seinem
„Innern die goldenen Säulen des eingebildeten Tempels,
„Und er auch uns erkennt, beschämt aus der Lüge sich windend.“
Und wir gingen, den Mann zu finden, in dunkle Gebirge
Einsamen Pfad, und klimmten an Felsen nieder und aufwärts.
Endlich fanden wir ihn vor einsamer Hütte gelagert.
Blind nun war er und sang ein finster tönendes Lied sich.
Und ich fafste mir Muth und sprach zu dem Greise die Worte:
„Was nun härmst du dich hier in Nacht und einsamer Wildnifs,
„Fern von helfender Hand und alterpflegender Liebe?
„Aber die Augen sind dir geblendet, also erscheinet

„Alles

„Alles anders in dir, und fremd gar dünket dir endlich
„Solch unseliges Loos und dich betrügendes Leben.
„Weist du nicht, dafs du der König des mittleren Waldes der Erde,
„Dafs zu dienen um dich die andern Menschen bestellt sind?
„Und du steigest den Berg nicht hinan, das Scepter zu führen,
„Und du entwöhnest das Volk die herrschende Stimme zu hören?
Auf, besinne dich wohl, und fremd nicht sey's und verstandlos,
„Was ich dir eben gesagt, den Herrschenden werde der Erste.
„Denn nicht schwach ja ist dir der Leib, und edel die Bildung,
„Abzulenken von dir den Trofs der niedrigen Seelen,
„Und um das Edelste selbst die herrschenden Netze zu spannen.
„Aber schauern wirst du dich selbst erkennend im Worte,

„Wenn ich dir weiter erzählt, wie du und die Erde geschieden,
„Und wie streng der Gewalt der eiserne Scepter gebühre,
„Und allein mit dem Eisen gestählt aufl ebe die Freyheit.
„Wieder erblicke den Stern, den deiner Jugend die Götter
„Hefteten, welchen du selbst in Nebelwolken gehüllt hast,
„Und empfange das dir vergessene Zeichen des Lebens.“
Dies nun sprach ich, es neigte der Greis das geblendete Antlitz
Nieder, und sprach abwendend von uns zu der eigenen Seele:
„Also neiget die Blüthe sich mir, der tödtende Staub sinkt
„Ueber mich hin, und Duft und Blätter wollen vergehen.
„Wagt ihr, gegen den Tod zu streiten, thörichte Menschen?
„Retten wollt ihr auch das Unrettbare, öffnen das Auge

„Dem

„Dem für die Nacht, der Sonnen in sich
und Himmel zu schaun hat,
„Und nach hellerem Tag aus Todesnächten
emporstrebt?
„So nun sah mich gewachsen der Wald,
und den grünenden Wald ich.
„Beide scheiden wir wohl, seht ihr die
goldenen Säulen
„Nicht im Inneren mir anitzt, so werdet
ihr einst sie
„Steigen sehn aus der Asch' empor an die
Bogen der Sterne.
„Gönn ich in Frieden euch alles, und
harre wie es auch werde,
„Thut ein gleiches an mir, und glaubet
wo es vergönnt ist.
„Also kannt' ich mich selber, und hielt mich
fern von den andern."
Und mich grauset' die Rede, die Wang'
bemeisterte Schaam rings.
Weg nun wandt' ich den Blick, beschämt
auf den Führer ihn heftend.
Aber er schwieg und deutete wieder das
Wort zu ergreifen.

„Höre mich Greis," so sprach ich, und richte nimmer zu hart mich.
„Denn es ward mir ein Stachel gegeben unter die Blätter,
„Diesen breche zuvor, wer in den Händen die Blume
„Sicher zu führen bestrebt, und freudige Düfte zu athmen.
„Dem gefällt auch die Knospe, das herbe Blatt und der Stengel,
„Welcher das liebliche Bild der Blume führet im Innren.
„„Was ich gesagt, es redets durch mich ein finsterer Alter;
„Aber im Munde der Jugend ergrünt die verständige Rede:
„Höre mich Greis, verdamme mich nicht, denn jugendlich bin ich."
Und es horchte der Greis, und wendete zu mir das Antlitz;
Und er sprach: „Mein Sohn, du spät aus dem Staube Gebohrner,
„Wo nichts weiter entblüht, und rings die Herrlichkeit alle

„Sinkt

„Sinkt in Trümmer zurück, und gleich sich alles hinabdrängt.
„Wie nur kommst du mir an, ein wehes schauriges Stündlein,
„Aehnlich dem Schwert und der Wage, die That zu prüfen dem Todten?
„Aber ferne den Alten von dir, und wie er auch schweige,
„Denn ich liebe die Absicht nicht, sie störet mit Bösem;
„Du nur rede mir frey, dich hör' ich, rede mir immer!“

Gewaltsame Anmerkungen des Collaborator Dr. Peter Rüppel, zugleich Hofcriticus zu O*** zu der ersten Satire.

Da es so unsere Art ist, die Glieder unserer poetischen und überhaupt schriftstellerischen Gesellschaft, wenn sie irgend ein Buch geschrieben haben, wo denn vor allen Dingen Anpreisung nöthig thut, zuvor zu befragen, wie und wo sie ihre Arbeit am besten gelobt glauben, so wandte ich mich auch in dieser überaus humanen Angelegenheit an den Verfasser dieser sogenannten Satiren, im Gedanken, ihm einen Dienst zu erweisen. Auf meine Frage, wie er gelobt seyn wolle, antwortete er in seiner gewöhnlichen freundlich-hämischen Art: „Wie Sie wollen, Herr Hofcriticus werden Sie meine Satiren finden, sie sind so gefällig, jedem etwas Artiges zu sagen, der sie grade liest, von den übrigen aber Böses zu reden, und Sie werden sich überzeugen, dafs ihre gröfste Kunst ist, den Mantel nach dem Winde zu hängen; wenn man nichts als einen Mantel hat, und doch segeln soll, wird dieser Gebrauch ja wohl keine Sünde seyn. Dies haben Sie also vor allen zu loben.“ Als ich nun in allem Ernste,

ste, indem ich drohte, das Werk gar nicht zu loben, sondern zu tadeln, mehreres verlangte, erwiederte der Verfasser mit affectirtem Ernst: „Die Satire ist erst ein Gewinn für den heitern musischen Chor, und verdient ihren Platz am Helicon, wenn sie zu einer freyen Gestalt wird, schwebend zwischen Himmel und Erde, welche mit der einen Hand hinabweist auf die dunkeln Gebilde der Welt, die von ihr besiegt am Boden zu liegen scheinen, mit dem Antlitz aber und der andern Hand sich betend und begeistert zum Himmel und seinen seeligen Gestalten wendet. So haben Sie dieselbe ja durch Dante den göttlichen angeschaut. Die divina Commedia sollte la divina Satira heifsen. Sie ist ein Gericht über die Thaten der Menschen nach göttlichem Recht, und ein solches Gericht, wenn es die Begeisterung über freie Wesen der Erde hält, heifst eine Satire; nicht ein subjectiver und willkührlicher Ausfall auf dieses und jenes. Da Sie aber, Herr Hofcriticus, gern von den Erklärungen wieder Erklärungen haben mögen, so wollen wir dieses Nürnberger Tand mit einander abspielen, und des Lobes wegen uns die Mühe nicht verdriefsen lassen. Die Satire, ich habe es so mit der Muttermilch eingesogen, achte ich erst für ein Gedicht, wenn sie der Subjectivität und Absicht entsteigt, sich

ein

ein freies Gebiet schafft, wo dann der Kampf mit den Dingen, oder gar mit dem Himmel, wie bei einigen alten Dichtern, von ihr abfällt, und sie einen Moment des Siegs richterlicher Wahrheit über die Sünde der Zeit und der Erde darstellt. Sie steht aber, wie gesagt, zwischen Himmel und Erde, auf beide weisend; und verzeihlich ist es, da wir armen Sterblichen von der Erde mehr wissen als vom Himmel, wenn diese Seite lebhafter und ausgedrückter erscheint, wie denn auch oft manche gestehen, beim Dante lieber in der Hölle als im Himmel zu seyn. Hier steht nun die Satire zwischen dem Bilde des göttlichen Volkes, und dem des in der Schule der Zeit Verunglückten, und hält das Volk niedergeworfen, während sie sich mit Blicken und Ahndungen an den himmlischen Urbildern der Nothwendigkeit weidet. Der Kampf aber, wodurch der subjective Dichter sich in der Satire dem Universum oder einer kleineren Sphäre gegenüber stellt, fällt hierdurch weg, und Sie werden doch gestehen müssen, dafs dies eine pfiffige Art ist, einem so ungleichen Streite zu entrinnen, und doch seinen Willen durch die Hülfe Gottes zu erlangen; aber dazu gehört denn, wie gesagt, dafs man den Mantel, mit dem man segeln soll, nach dem Winde hänge. Sie werden auch finden,

den, dafs ich mich gar nicht gegen das Publicum mit der Praetension hervorwage, als habe ich nun jene ungeheure weibliche Gestalt, denn weiblich mufs sie durch göttliche Milde ohnerachtet ihres männlichen Siegs werden, wirklich erschaffen. Sie werden einen zwar nicht ganz bescheidenen, aber doch im Ganzen wohlerzogenen Knaben finden, mit dem ich aber doch meine eigene Person nicht zu verwechseln bitte, welcher dem Alten, Teut mit Namen, um ihm die Wahrheit zu sagen, von der Absicht, ebenfalls männlichen Geschlechts, aber schon gar erfahren, zugeführt wird, der ihm denn auch unter dem Beding, die Absicht zu entfernen, zuzuhören verspricht. Hier haben Sie, Herr Hofcriticus, den Eyweis schon etwas in Schaum geschlagen, woraus Sie denn eine weit gröfsere Masse Schaum zu meinem Lobe quirlen und schlagen mögen." — Unsere Leser werden sich leicht erklären können, dafs eine solche Belehrung für einen Hofcriticus so gut wie keine war, und dafs ich hätte auch zwischen Himmel und Erde schweben müssen, wenn ich dies dem Verfasser so hätte wollen hingehen lassen. Nach dem Beispiele so vieler Edlen gebe ich daher unsere Gespräche und Briefe dem Publico preis, und stehe für die Richtigkeit der Aussagen, habe auch zugleich

von der geehrten Academie zu O*** die Erlaubnifs erwirkt, mit gewaltsamen Anmerkungen, und allen besondern Streitgeschichten mit dem Verfasser, diese seine Satiren zu begleiten. Dieses Privilegium ist mir so ausschliefsend zugesichert worden, dafs dem Verfasser nicht einmal zusteht, ein Citat unter dem Text anzugeben, weil man allerdings Gefahr liefe, dafs er Unterschleif mit geheimen Zeichen, etwa für die Romantiker, triebe. Uebrigens habe ich die Ehre zu versichern, dafs diese seine Satiren überaus unschädlich sind. Denn theils bestehen sie aus episch abwechselnden ägyptischen Figuren und Hieroglyphen, theils tragen sie den deutlich aufgeprägten Stempel eines kindischen Gemüths, das nur mit allen, auch den wichtigsten Dingen, spielen will, weshalb sie gewifs niemanden eigentlich anstecken werden, welches doch bei solchen Dingen das Gefährlichste ist. — Uebrigens werde ich durch Unpartheilichkeit in den Erklärungen dem Verfasser feurige Kohlen auf das Haupt zu sammeln suchen.

Was die Objectivität desselben anbetrift, so besteht sie aus jener Zusammensetzung des ihm eigenen Gemüths, welches ihn nicht nur den Mantel nach dem Winde hängen, sondern ihn auch wirklich mit Wind spielen läfst. Als

ein

ein so wunderlicher Heiliger schämt er sich denn, wie andere ehrliche Leute grade heraus und deutsch zu reden, oder er will bei schicklichen Gelegenheiten, wenn etwa jemand durch ihn zu Schaden gekommen, sagen, er habe nicht den geringsten Antheil an geschehenem Unglück. Wir müssen also gleich zu Anfang dieser Satiren das gutgemeinte Warnungstäfelchen anheften, dafs niemand dem Verfasser gradehin als Wegweiser sich anvertraue, sondern erst sich an uns, den Hofcriticus, wende. Denn jener nennt Paris, wenn er in Lemgo ist, welches gewifs nicht jeder der Herren Leser so gewohnt seyn wird. — So müssen wir bemerken, dafs die geneigten Leser den Knaben, welchen er in der ersten Person aufführt, nicht für ihn selbst halten mögen, sondern für einen wirklichen, nur etwas per licentiam poeticam veredelten, Satyrn oder Waldteufel, welcher der böse Erbfeind alles mit sich selbst zufriedenen seyn soll, im Grunde aber ein gutes Herz hat, weder schaden noch unmittelbar nützen will; sondern seinen Sinn auf die Anlage eines eigenen poetischen Gärtgens gerichtet hat, woraus man von allen sogenannten himmlischen Dingen entfernte Ansichten und Zeichnungen, von allen irdischen und hierdeutschen aber schwarze Silhouetten erhält, wodurch dann mit dem Farben-

verlust die Neigung gelähmt wird; die grellen Umrisse aber die freie Erkenntnifs befördern sollen. Es ist leicht denkbar, wie durch das himmlische Licht jeder irdische Gegenstand in Dunkel sich ausdrückt, und so weit mufste uns das Mitleid führen, um des Verfassers Schweben zwischen Himmel und Erde dem Publico von seiner verständlichen Seite zu zeigen. — Dieses Licht- und Schattenspiel will nun jener Waldgeselle mit Vater Teut, dem Representanten des deutschen Volksgeistes, treiben, und seiner bunten Phantasie die schwarzen Bilder seiner Frau und Kinder nebst den Silhouetten von vielen Thorheiten desselben durchaus vorhalten. Er weifs von ihm selbst die Erlaubnifs für seine Vorstellungen zu erhalten, um die er förmlich nachsucht, unter der Klausel, die Absicht, welche ihn doch hergeleitet hat, zu entfernen. Wir aber, die wir gewohnt sind, so manches Werk im Entstehen und Fortgang zu bemerken und zu beurtheilen, können uns der Bemerkung nicht enthalten, dafs dies mit zu dem Mantelhängen des Verfassers gehöre, der seine, jedoch nicht furchtbaren, Kanonen an einem ganz andern Orte verborgen hält. Wir werden uns auch nicht die Mühe geben, sie aufzusuchen, und uns so lange mit seiner Anordnung begnügen, als sie unser Wissen und Sollen un-

ungetastet läfst. — Dies mag denn im Allgemeinen genug seyn für diese erste Satire. Es ist nun mit den besondern Noten dem Leser vergönnt, sein Heil nochmals bei dem Verfasser, der an diesem ganzen Unheil selbst schuld ist, zu suchen, und wenn ich dem ersteren rathen darf, so wird er nicht übel thun, auf gut hebräisch die Noten, wenigstens die allgemeinen, zuerst, und die Satiren zuletzt zu lesen. Jene sind überdem das Vorzüglichste an dem ganzen opus, und es sollte billig heifsen: „Rüppels Anmerkungen mit v. Blombergs Satiren."

Besondre Noten.

1) Mit V. 1-13 hat der Verfasser sagen wollen: Auf die Erkenntnifs des Vergangenen und Gegenwärtigen gründet sich zuerst die Satire, ihr Fond ist Gelehrsamkeit, indem sie die durch sie erkannten Geister ordnet, sich das Geisterseher bei hellem lichten Tage gleichsam angewöhnt, und sie entweder auf der bessern vom Himmel angeordneten und gerechten Bahn findet, oder in ihrer Erniedrigung (Verirdischung würde der Verfasser sich ausdrücken), wo sie sich unter dem Zufall ordnen, und von der Nothwendigkeit abfallen. Es scheint ihm das Bild von der platonischen Befiederung der Seele vorzuschweben.

Die Worte: „willkommen ihm selbst nicht“ scheinen anzudeuten, dafs die Satire diesen Unwürdigen ihre Geifsel fühlen liefs.

4) Ueber V. 16-29, als die Worte der Satire an ihre Feinde, müssen wir wieder den Verfasser selbst anhören. Er sagte nämlich einmal: „Alle, die von einer grofsen Idee begeistert sind, und dieser eine Erde ansetzen wollen, um sie für die Welt zu gestalten, neigen sich hin zu den einfachen, sinnigen und ihres Wesens bewufstlosen Naturen unter den Menschen, weil diese empfangen mögen und der Begeisterung fähig sind, und zur höheren Liebe geeignet; ganz aber sind sie abgewandt und feindlich getrennt von den sogenannten Menschen von Verstande, oder Rittern vom Wolfe, die sich in ihrem eigenen Wesen isoliren, und ihre Besonderheit in alles einmengen wollen, und so in der Wissenschaft sich einfressen, anstatt sich von ihrem milden Athem begeistern zu lassen. Diese wollen kritisch unmittelbar sich der grofsen Idee einweben und an ihr meistern und ordnen, oder sie erzürnen sich wider sie, und fahren mit ihrem Speer gegen die Windmühlen, die sie für ihre Feinde halten.“ An diese Leute hat denn der Verfasser seine böse Rede gerichtet, und es versteht

sich

sich von selbst, dafs er auch uns, den Hofcriticus, darunter begreift, da er uns selbst schon im Spafs Ritter vom Wolfe genannt hat. Aber wir setzen uns hierüber, wie billig, hinweg, da dies eine der Kindereien des Verfassers ist, dafs er mit bewustlosen Kindern und Einfältigen zu thun haben mag, und sich vor denen hütet, die ihn beurtheilen können. So läfst er nachher auch den Teut die wirklich verständige Absicht fortschicken, und den einfältigen Knaben allein anhören, und vergifst dabei, dafs die Satire eine wahre Verstandespoesie ist, wie sie auch schon einige würdige Männer benannt haben, und der Verstand ist ja nach dem Verfasser selbst das Vermögen der Absichten. —

3) Mit V. 42-44 scheint er den Weinstock bezeichnen zu wollen, der sogar seine Kraft bis in das Gebiet zwischen Himmel und Erde, wo des Verfassers Satire wandelt, äufsert.

4) Die in V. 59 erwähnten goldenen Säulen des eingebildeten Tempels zielen auf den Glauben des alten Teut, dafs er in seinem Innern dem Himmel einen Tempel errichtet habe, der nach seinem Tode ewig für die Nachwelt glänzen werde, indem er seiner Asche entstiege. Siehe V. 96-98. Der Verfas-

ser bezeichnet damit die gewonnene Freiheit der deutschen Dichter, Philosophen und Künstler.

5) Der V. 71 genannte mittlere Wald bezeichnet die Idee, dafs Deutschland Europa's Mittelpunkt, dies aber der von den übrigen Welttheilen eingeschlossene, innere Kern der Erde sey.

6) Der Verfasser scheint mit V. 75 - 86 eingestehen zu wollen, dafs auch aus Deutschland die körperliche Herrschaft der Welt hätte hervorgehen können, wie die geistige, wenn es seiner bewust gewesen wäre in dieser Hinsicht.

7) Das in V. 89 sq. genommene Gleichnifs ist aus der neuesten Botanik. Diese nimmt nämlich keine Begattung der Pflanzen an, sondern ein Absterben der Blüthen durch den Pollen, eine Verstäubung derselben durch diese vernichtende Theilchen. Er scheint der Satire dadurch einen Platz in der Zeit anweisen zu wollen, dafs sie erscheine, wenn über die Blüthe des Geistes gleichsam die Vernichtung komme; und am Schlusse äufsert auch Vater Teut diesen Gedanken. Ihre Zeit läge demnach da, wo die Dinge der Freiheit als abgethan sich dem Gerichte unterwerfen müfsten.

8) V. 101 bezeichnet die Neigung des Teut, allein zu leben. Nach dem Verfasser strebt der Deutsche durch seinen philosophischen Trieb in die Familie, und trennt sich von der Aufsenwelt, daher seine Unfähigkeit zur weltlichen Gröfse und dem Bewustseyn physischer Staatskraft.

9) Was der Verfasser unter V. 106 sqq. mit dem Brechen des Stachels will, ist schwer zu errathen: ob er unter dem Stachel blos die Satire, unter der Rose eine höhere Poesie meint, die ihm einst gelingen soll, oder ob er den Stachel, die Knospe und Blüthe für die gegenwärtige, die Rose aber für die künftige, noch höhere Satire genommen haben will? Wir erklären es uns so: Er will seine Jugend mit den Stacheln der Satire umgeben, um sich gleichsam mit der übrigen bessern Poesie gegen die Welt fest und sicher zu stellen, und dieses bezeichnet er mit einer Rose, und Vater Teut soll ihm deswegen seine Unarten vergeben. Aber wie wird es nun mit dem alten Teut selbst, der dann offenbar gelogen hat, wenn eine neue Epoche noch für die Poesie hervorgeht. Aber dies ist wohl der aus der Asche hervorgehende Tempel? Schwerlich wird doch dieses den geliebten Kindern des Verfassers klar seyn. Noch ein Weg ist aber

übrig; nämlich der, dafs der Verfasser so bescheiden ist, diese seine Satiren für das Rohe zu erklären, woraus Vater Teut durch die Ahndung seiner künftigen Blume, Entschuldigung seines Zudrängens nehmen soll; oder es liegen in der Satire zwey Extreme, das Herbe und das Milde, Stachel und Rose, wo eines ohne das andere nicht bestehen kann. Hieraus mögen denn die geneigten Leser das wählen, was sie für den Verfasser am liebsten wählen mögen. Dergleichen Wahlen werden ihnen öfter angeboten werden.

10) In V. 112 zeigt der Dichter selbst, dafs seine Satire eine Art verständiger Rede sey. Siehe das Ende der Not. 2. —

II.

Teut.

„Höre die Sage, bevor du eingehst, freundlicher Fremdling.
„Denn es betäubet den Geist die Gegenwart, und der gekömmne
„Irre Gedanke will oft der herrschende bleiben auf immer.
„Zu dir wend ich mich auf Astraea himmlische Jungfrau,
„Die du oben dein Haus gegründet über den Sternen,
„Angeschauet von Göttern mit Lust, nicht minderen Reizes,
„Neben der Wahrheit selbst und der Schönheit, Seeliger Schauspiel!
„Du ehmals zu den Menschen gesellete, ihrer Entartung
„Bald abhold, zu den Göttern gewichene, göttliche Weisheit;
„Aber noch milden Gemüths die Schützerinn jeden Geschlechtes,

„Ahnliche Tugenden ihm und Sinn und Macht zu erhalten
„Gern geneigt, wenn irgend ein Stamm nacheifert dem Ursprung!
„Doch gewaltigen Zorn auch trägst du gegen den Frevel,
„Wenn ein Volk, verletzend den Sinn des eigenen Lebens,
„Folgt irrtreibender Lust, der Noth ein Spiel und dem Zufall.
„Also fliefset von dir des Heiles Quell und des Unglücks.
„Hin zu jeglichen Stamm entsendest du eine der Töchter,
„Göttlichen Blicks, aus der Dinge Beginn das Ende zu schauen,
„Und zu weisen den Pfad des alten Rechtes im Volke,
„Dafs es ein eigenes sey, im eingeborenen Gleichmaafs.
„Und es empfängt die Tochter von irdischem Sprosse den Volksgeist;
„Leuksam, weich und dem Bösen geneigt im irdischen Leibe,

„Leicht

„Leicht betäubt, und um Rath verlegen,
bang und verirrlich.
„Ist ihm aber der glückliche Sinn aus dem
Sprosse geworden,
„Wannen er ward, vermählt er sich schnell,
sein Wesen erkennend,
„Jener, welcher das Volk die Knie beu-
gend und liebend
„Leben vertrauet, der Form, und Gut
und Wünsche des Lebens.
„Diese nun führet den Geist alsbald, und
geliebet vom Geiste
„Glücklich jeglich Geschäft, und das mun-
tere Treiben des Volkes.
„Drei nun werden aus ihr der blühenden
Kinder geboren,
„Freiheit, Sinn und Gewalt, der
Bürger treffliche Lenker.
„Aber die Jungfrau Gewalt ist kräftigen
Leibes geboren,
„Eingehüllet in Stahl und unbeweglicher
Seele,
„Und ihr Wort ist kurz, ein wiederkeh-
rendes Sprüchwort;

„Jeg-

„Jeglichem Willen ein Band, und jeglichem Geiste verständlich;
„Vieles in Eins zu ordnen geschickt, und keinem erlaubend,
„Eigenes Wesen hinein in der Ordnung Kette zu binden.
„Mittel fehlen ihr nirgend, wie dräuend auch die Gefahr sey,
„Und wie alt sie auch und erkennbar, fruchten sie dennoch,
„Neue Spiele der Kraft am Feind erweisend und Frevler.
„Und die Jugend ziehet sie auf nach eisernem Grundsatz,
„Sie gewöhnend an Recht und gleichen Sinn miteinander.
„Aber keinem weichet ihr Wille, aufser dem Bruder
„Sinn und Freiheit der Schwester, geliebt mit zärtlicher Inbrunst.
„Aber der Jüngling Sinn ist lieberweckenden Wesens,
„Schön, und schmiegender Mild', und zornlos, allen versöhnlich,
„Kein

„Kein unruhiger böser Gedank' durchirret die Seele,
„Heut ist gleich dem Gestern und Morgen, alles begrüfst ihn
„Froh, und hoffet von ihm ein liebendes Wort zu erhalten.
„Und er will sich in Lieb' ansenken jeglichem Menschen,
„Lenken Gespräch', und mildere Werk', und führen des Tages
„Ordnung, stellen die Weis' und Gebräuche himmlischer Andacht,
„Leitend den flammenden Trieb zu Ahndungen göttlicher Wahrheit.
„Freiheit aber, die Schwester der beiden, lässet die vielen
„Gern der Schwester allein und dem Bruder. Einzelne Seelen
„Suchet sie vor, und lehret sie mild, und gönnt den Geschiedenen
„Göttlicher Bilder Beschaun, und schaft die hohen Gestalten,
„Welche gefernt den Geschwistern und unausgleichlicher Herrschaft

„Heiter

„Heiter ringen mit sich um eherne Fesseln des Lebens.
„Und sie lenkt die Vertraueten immer, übet die Künstler,
„Schaffet der Chöre festliche Herrlichkeit, hoher Gebäude
„Ewige Pracht, und die Lust der dichtrischen Sage zu horchen.
„Und des Reichthums herrliche Fülle reichet sie andern,
„Andern des Geistes volles Geschenk, und lehrt den Gebrauch dann,
„Und die Wege, zu theilen die göttliche Gabe mit allen.
„Sie erwecket die Ehrfurcht dem einen, anderem Liebe,
„Freundschaft diesem, und dem im Scherze freudigen Beyfall.
„Also theilen die Drei in munterer Sorge die Herrschaft:
„Sinn und Gewalt dem Ganzen die Kraft zu erhalten bemühet,
„Und die gleiche Natur, und das abgeschiedene Zeichen;

„Frei-

„Freiheit aber das menschliche Loos und das göttliche Wesen
„Jedem allein begründend, und jedem die eigene Krone
„Reichend, die ihm im Sehnen aus innerstem Herzen erstrebet,
„Wohl erkannt in der eignen Natur, befreit von der Knechtschaft,
„Welche die lügende Lust dem Unglückseeligen oftmals
„Reicht, ihn beugend dem Joch der harten Noth und des Zufalls.
„Hast du den Stamm gefunden, o Fremdling, welchem die Dreie
„Sind, so bleib mir allda, denn jenes, welches du aufsuchst,
„Ists, das göttliche Volk, der anderen viele gewahrst du.
„Denn die Seherinn aller Gerechtigkeit, welche den Ursprung
„Einem Stamme leitet, Astraeas Tochter, erwäget
„Oft, von Liebe geblendet, das Heil dem schwankenden Volksgeist

„Nicht,

„Nicht, und zwinget ihn nicht, ihm Lehrer gebend und Lenker.
„Und er beginnt mit böslicher Form zu mischen das Leben
„Und zu folgen trüglicher Lust. Unseeliger Wettstreit
„Reizet die Kinder alsbald zu Kämpfen gegen einander.
„Und die stärkre Gewalt erdrückt den Sinn und die Freiheit
„Lieblos, schilt den Thörigten ihn, und heifset die Schwester
„Rechtlos, böslich und falsch, und trennt sich innigen Zorns voll.
„Alles zerreifst und wogt in traurigem Sturz durch einander.“
Dieses redend umarmte den schöngebildeten Fremdling
Die noch schönere hohe Gestalt; ich selber vermag nicht
Ihren Namen zu nennen, und gab ihm scheidenden Kufs noch.
Und noch rief er ihr nach: „Zum göttlichen Volke ja eilet
„Grade

„Grade mein Fuſs; dort seh ich den Wald,
worinnen verborgen
„Lieget das Haus des Teut, des Vaters treflicher Kinder.“
Und indem ihm der Fuſs rasch fortschritt,
irr'ten Gedanken
Vielerlei Art ihm schnell durch die Seele,
manches erblickend:
„Drum ja seln wir das Land in europäischer Mitte,
„Daſs es die Schule der Welt, der Born sey
himmlischer Herrschaft;
„Aber wie ärmlich schaut sich das Haus,
wer mögte den süſsen
„Kern im herben Gehäus der Nuſs vermuthen aus Welschland,
„Welche mit ätzendem Saft versuchende
Hände zurückschreckt?
„Ist doch aus Niedrigem stets und Verborgenem immer das Weltheil
„Aufgestiegen, drum lasset euch Sumpf
und Wasser und Felsblock
„Nicht den Pfad verschlieſsen zum Heiligthum. Wer es geschaut hat,

„Wird auch anders schauen dies häfsliche; wie sich die Blumen
„Und die Blätter der Bäume zum Licht hinwenden der Sonne,
„Glanz zu empfahn und Leben und Kraft zu schöpfen von oben,
„Also wird die sehnende Seele endlich gestillt seyn,
„Und den genügenden Keim zum freudigen Leben empfangen.
„Wie ihr Griechen und Römer und all ihr Völker auf Erden
„Habt ihr so sparsames Licht ins innere Leben ergossen!
„Seht, dies hölzerne Haus beschämt die Tempel von Marmor!
„Golden nun wird auch der Alltag, ein Fest ist Morgen und Abend!
„Siehe, es hat sich der Gott in die Menge begeben in Demuth!
„O! ihr schützenden Wesen, ihr alle, wie ihr euch nennet,
„Helfet die Sinne mir sammeln und jegliche Schwinge der Seele,

„Dafs

„Dafs ich des Vaters Teut Mysterien heilig empfange!“ —
Dieser Gedanken voll nun irrte der forschende Fremdling
Hin durch den Wald; doch plötzlich erblickt er, wieder die Hofnung,
Ein feindseliges Weib, in den Weg ihm tretend und hemmend
Alle Hast der Schritte durch unerträglichen Scharfblick,
Und er wagte das Aug' nicht aufzuschlagen, bevor sie
Mild nicht lenkte die Stimme, den Muth in der Brust zu erwecken.
Und sie harr'te nicht lang' und sprach: „Verblendeter Jüngling,
„Welche Thorheit reget dich auf, die Schande des Sohnes,
„Den ich gebahr, zu schaun, und mehr den verwirreten Sinn ihm
„Noch mit Lob und forschender Neubegier zu bethören?
„Ferne dich, schone mich auch, ich liebe solchen Besuch nicht.“

Und es sprach der erröthete Fremdling: „Wie nur vermagst du
„Diesen feyernden Wald mit Gram und Zorn zu entweihen,
„Den zu suchen die Sage mich rief aus entferneten Landen?
„Denn aus dem Schoofs Europa's, so hört' ich, werde der Knabe
„Kommen, dessen Gewalt und allbegriffene Seele
„Friedlich werde das Haupt den Stämmen jeglichen Landes."
Und es stimmte sich milder der Sinn des gewaltigen Weibes;
Dennoch aber den Gram, wie heftig immer ein Mensch ihn
Zeig', ein nichtiges Lächeln, so schmerzvollen Blickes erweisend.
„Mich Unseelige," sprach sie darauf, „warum, o warum nicht
„Spaltest du dich, o Erde, mich einzustürzen in deine
„Ewigbergende Nacht? O Fremdling, welchen du dorten
„Schaust,

„Schaust, umringt von rasender Brut im Hause des Elends,
„Der ists, welchen du suchst, den eilst du Thor zu verehren.
„Stolz nun ist er auf Tand und Schmach, und thörigte Kinder,
„Der, je tiefer am Staub, um desto mehr sich ein Gott dünkt; —
„Ihn gebahr ich in finsterer Nacht an jenem Gebirge,
„Welches die Tann' und die Eiche durchziehn mit bräunlichen Schatten.
„Wehe, wer den Sprüchen vertraut und den Armen der Götter,
„Selbst in den Schoofs sie legend, und Heil erwartet von oben.
„Also sagte die Mutter mir einst: Kind, lasse das Knäblein
„Auferziehen zur Jagd, in rauhen Bergen zu wandern,
„Dafs er dem Tone des Horns nachstreb' und dem Bellen der Hunde,
„Sich gewöhne zu Waffengetös' und zu harter Gewaltthat;

„Aber nicht ruhe, bevor ihn kräftige Werke verkläret.

„Dann wird viéles empfangen der Mann von den ewigen Göttern,

„Und im goldenen Saal der Greis mit den Seinen gelagert

„Feyern das herrliche Fest, bekränzt mit der Eiche des Ruhmes,

„Und umtönt von Gesängen in Lieb' hochherziger Kinder.

„Doch ich Unseelige wollte zu spät erlernen den Wahlspruch,

„Dafs ein erwachsenes Kind unbändig werde der Mutter,

„Wenn sie versäumt, die Ruth' und den Arm zu brauchen vorauf erst.

„Frei, ach! liefs ich den Knaben, drum schuf er solcherlei Wahnsinn.

„Ach! warum nicht macht' ich die sclavische Fessel dem Knäblein?

„Dafs sie reifse der Mann, mit wildem Muthe die Freiheit

„Ganz zu erstreben, Gesetz und Gewalt zu ordnen, und kräftig

„Ab

„Ab vom Fremden zu scheiden in eigenmächtiger Hoheit.
„Spielend nahm er das Horn und den Speer und die bellenden Hunde,
„Kurz zur Jagd ausziehend, und alles lenkend in Kurzweil.
„Wild oft führt er mit Thieren den Streit, doch nimmer gewann er
„Glänzendes Ziel, auch nah an solchem lenkt er den Schritt um.
„Oder er liebte, bekämpftem Feind das Leben zu schenken,
„Mit in die Höhlen zu ziehn, zu schliefsen niedrige Freundschaft,
„Und der Bestien Bräuche mit Lust zu empfahn, bis sie selber
„Ihn verachtend hinaus gebissen aus ihrer Behausung.
„Bald entschlief er am Tag' und wandelte fruchtlose Nacht durch;
„Und es ertobte der Wald von ungebändigtem Wilde.
„Oftmals muntert' ich ihn, doch immer folgt' er sich selbst nur.

„Bald dann mehrte der Muth sich den Nachbarn, Heulen der Thiere
„Schallt', und hinab von den Höh'n oft fremdes Horn und Getreibe.
„Und ich rief: auf, Söhnlein, erschein an der Spitze der Jugend,
„Dafs sie dich ehren den ersten des Waldes. Gürte dein Schwerdt um,
„Dafs sie dem Glauben gemäfs und der alten Sage dich preisen.
„Aber er sprach: „Lafs, Mütterchen, mich nur sorgen, du weifst nicht,
„Was ich zu thun im finsteren Wald, wohl weifs ich es selber!
„Und er entfernte sich heimlich und zog zum Magier ferne,
„Küfst ihm den Fufs, und opfert ihm Blut nach Sitte der Fremden;
„Für die Schlüssel zum Himmel verschrieb er selber den Leib ihm.
„Wiedergekehrt an die Schwelle nun legt' er sich, liefs auf die Haasen
„Fliegen den Speer, und vergafs, mit Wölfen kämpfen und Bären.

„Bald

„Bald nun nahm er die Spindel, und drehte sich Fäden, und webte
„Sich ein Gewand, und sang in unverständlichen Weisen;
„Sprach mit sich selbst sich lobend alsbald, dafs solcherlei Handwerk
„Besser ihm doch geläng' als hochgeübeten Nachbarn.
„Flocht sich so Kränze von gelbem Geblüm, und ging an den trüben
„Harzquell, ruhend allda auf harten Steinen und Fichtsaat.
„Hier begann er, den Schlund in rauhe Weisen zu zwängen;
„Thörigt den kläglichen Sitz Walhalla nennend der Götter,
„Pries er verkehrt erlogenes Glück, und immer sich selber
„Hebend zum Gott und verehrend entzog sich die schützende Macht ihm.
„Hierhin immer im stillen gewandt belog er mich kühnlich,
„Dafs er die Feinde getrieben und wildanrennende Thiere;

„Und ihm glaubend, ich Thörigte, dacht ich, dafs er in Wahrheit
„Auferzogen hinan zu besserer Sitte gediehn sey.
„Als er nun viele Jahre gegangen und wiedergekehret,
„Elender immer im Aug' und am gänzlich schwindenden Körper,
„Sagt' er mir Sorgenden oft: O Mutter, solcherlei Trübsal
„Macht mir der heftige Kampf mit wilden Thieren und Menschen.
„Also schwindet der Leib mir, es trägt nicht Blüthe die Jugend.
„Andere kränzen mit Blumen ihr Haupt, in schöne Gewänder
„Hüllen sie ein den zierlichen Leib, und die biegsame Sohle
„Flechten sie unter den schwebenden Fufs, und die Töne der Sänger,
„Und der Lauten melodischer Klang, und des Weines erfüllte
„Goldene Becher erfreun die freudigen Gäste des Festes.

„Und

„Und sie fehlet auch nicht, die angeschmiegete Gattin,
„Und der Kinder frohes Gewühl, wie solches mir armen
„Einsamen alles entgeht in graunerfülleter Wildnifs. —
„Murre nicht wider den Himmel, entgegnet' ich, dafs er dir andre
„Pfade beschieden, als jenen in warmen Gärten der Erde.
„Wisse, dafs du des Waldes Geburt, nicht ziemt es dir anders.
„Jeglichem fällt das gerechte Geschick in der heimischen Erde.
„Wer es verachtend zu schmähen beginnt, und andres erstrebet,
„Wohl ists, dafs er verstofsen aus seinen eignen Gefilden
„Pfadlos irr' im fremden Gebiet, ohn' Frieden und Obdach.
„Wohl auch dein harr't besseres Loos und beneidetes, aber
„Säume nicht träg, und beginne nicht läs_sige Werke der Thorheit.

„Bes-

„Besser, die Jugend gestrebet in Kraft und Ruhe dem Alter,
„Als dem Knaben ein weichliches Bett und dem Greise die Arbeit.
„Wenn du im Kampf ein bleibendes Glück auf Erden begründet,
„Schliefse den ewigen Bund, ein Weib besorge das Haus dir;
„Und der Kinder geschäftige Hand befestige jedes
„Häusliche Glück, und zeige den Weg zu Frieden und Eintracht.
„Höhnisch lächelnd enteilte der Thor. Ich aber noch immer
„Mild im mütterlich liebenden Sinn gedachte dem Sohne
„Nachzufolgen, und Trost und Bestand in die Seele zu führen.
„Als nun mühsam ich nach dem eilenden Sohne gegangen,
„Schweigend stets, ihm die Rede zu bringen in traulicher Nähe,
„Und er mich folgende nicht bemerkt auf schaurigem Waldpfad,

„Wo

„Wo nur find ich das Wort, des Anblicks Schmerzen zu zeichnen,
„Den ich erlebt', ich Unseelige, dort? Aus elendem Hause,
„Aber mit Farben immer geziert und prunkender Thorheit,
„Tritt mit schreiender Schaar von ungerathenen Kindern
„Ihm entgegen ein Weib in einsamer Gegend des Waldes,
„Nennend den trüg'rischen Sohn Gemahl, und die Kinder ihn eilends
„Anzuschreien ermunternd, den unglückseeligen Vater.
„Und es log das Weib sich Form, und sie nannte der Gatte
„Lieb und schön, obwohl sie von unbeholfenen Gliedern,
„Träg und eitel, unsauber und unbekümmert der Wirthschaft —
„War es die Lüge nicht selbst, so war es doch eine Verwandtinn —.
„Und die Kinder nannte sie Sinn, Freiheit und Gewalt gar,

„Solch

„Solch entartete Brut, wie nimmer schaute die Erde.
„Diese nun zankten und trieben sich schlagend hiehin und dorthin;
„Oder versöhnt entsprang Gezücht dem buhl'rischen Lager.
„Solches waren des Volks Abgötter, und Lenker im Glauben:
„Wodann, welcher Gewalt ausüben sollt', und die Herrschaft
„Lenken, Ordnungen geben, und sichere Dinge dem Tage;
„Also benannt, weil jeder im Volk Befehle zu hören
„Eifrig, fragend den nichtigen sucht: wo ist er nur, wo denn? —
„Denn er war nirgend zu Haus, und Wort und Arm in den Lüften.
„Mannus, männliche Kraft, mit schweren Füfsen von Eisen,
„Stahlenem Rücken, und führend ein Schild dem Thurme vergleichbar,
„Bogen und Speer wie keiner der waffentragenden Männer;

„Wohl

„Wohl einsenkend die Last in fremden Boden, doch gleichfalls
„Stecken bleibend im eigenen Feld, umringt und beschossen,
„Voll gewaltigen Zorns, und doch durch feindliche Kriegslist
„Auf den Rücken gelegt, wo jegliches Wenden unmöglich,
„Schmerz bereitend dem Schlagenden blofs durch Härte der Glieder,
„Und gewöhnlich nach Haus vom Feinde selber getragen.
„Auch Tanfana findet man dort, Gesetze zu ordnen
„Und zu verleihen das ebene Gleis dem ewigen Rechte;
„So vom Volk' benannt vom täglich beginnenden Anfang.
„Denn sie webet Gesetz' aus fremden Lumpen und Fäden,
„Und für jeglichen Fall, der irgend gekommen im Alltag.
„Und im Ganzen webet sie nächtlich wiederum rückwärts,

„Denn

„Denn es würde das Netz ohn Anfang end-
lich und endlos.
„Thor der sinnige Gott, der Stifter fro-
her Gemeinschaft,
„Donnerer heim, dem Fremden ein Narr,
und lächerlich immer,
„Aber des Scherzes bitterster Feind. Denn
böse Geschichten
„Sammelt er auf aus Land und Stadt, und
ordnet die argen
„Wetter im Haus, stört Frieden und Lust,
und häufet dem Volk Zorn,
„Gallig selber, argwöhnisch, und übel-
nehmend ein jedes
„Feinere Wort, nachdenklich ob leisen
Reden, und fremde
„Sitte lobend, sofern sie stimmt zu eige-
ner Thorheit.
„Auch wohl redet er Sprachen der Fremd',
und putzet den Leib sich
„Wohl mit Steinen und Seid' und Gold,
doch weinerlich immer.
„Freya, welche die Bündnisse schliefst,
die Männer und Weiber
„Son-

„Sondern von frohem Verkehr, und eigne Mysterien ordnet,
„So in Küch' als Keller und Zucht mitsprechender Kinder.
„Krodo giftigen Hauch's, benannt von der heimlichen Kröte,
„Welcher die Art und Gebräuch' ersann der kirchlichen Andacht,
„Und mit giftigem Hafs ob nichtiger Dinge des Volkes
„Herzen erfüllt' und entzweiht', und Verfolgungen gründet den Guten,
„Oder sein eigenes Werk mit höhnender Lache zerstöhret.
„Nehalennia auch die Nebelnde, welche des Wassers
„Quellen gebeut, die Muse am geistersammelnden Bloxberg;
„Immer bereit, aus Wolken die kühlende Quelle zu giefsen,
„Jede feste Gestalt in bläuliche Nebel zu lösen;
„Einzuziehen in Wasser das Licht, zu blitzen im Dunkel,

„Nächtlich zu tanzen, und jeglichen Strahl des Tages zu meiden,
„Fernher sammelnd die Dünste der Nacht, Irrlichter und Nordschein,
„Und zum Tanze sie ziehend auf gastfrei offenen Bergkopf;
„Aber am Tage den nächtlichen Glanz in Wasser verwandelnd,
„Und entsendend dem Volk die laulichen Tropfen Reizes.
„Püsterich, welcher der Wissenschaft Wind aus tönendem Schlauche
„Stößt in das Thal, und Neu zu preisen das Alte mit starken
„Worten versteht wie keiner, und Glauben mit ärztlicher Miene
„So sich erwirbt, daſs alles im Volk aufstaunet der Weisheit,
„Oft sich wendend an ihn, der Wahrheit Frucht zu entlocken;
„Aber getäuscht bleibt noch im Herzen dauernder Glaube,
„Denn leicht fühlt man den Wind, er pfeift von hier und von dort bald.
„Irmen-

„Irmensul den Bauten ein Gott und prangenden Tempeln,
„Und den Pallästen der Grofsen, ein ehrfurchtweckendes Wesen,
„Also genannt von Armseeligkeit einst und kleinem Gepränge,
„Welches er liebt' vor allen, und Grofses gern in dem Kleinen
„Lieblich theilet und trennt, den Kindern ein häuslicher Vater. —
„Solche Kinder sah ich Unseelige! Siehe den Schmerz denn,
„Meines Sohnes verhafstes Geschlecht; und jedes der Kinder,
„Anders ists von Gestalt, und anders zeigt es die Thorheit,
„Anders lobt es die Mutter zugleich und der thörichte Vater,
„Jedes in eigener Art zu eitlen Gebehrdungen ziehend.
„Aber die Brut, sie hafste sich selbst wie Wasser und Feuer,
„Zischend einander zu tödten erstrebend, also von Neide

„Einer den andern entbrannt, mit höhnenden Worten zu necken.
„Wo die Gewalt nicht war, versuchten sie, und in den Kämpfen
„Lachten sie schallend dem Vater ins Antlitz, wenn er zur Eintracht
„Rief; denn wieder die Mutter begünstigte andre der Kämpfer.
„Und ich trat in die Mitte und sprach: Verruchtester Bastard
„Tritt mir nicht wieder die Schwelle. O weh mir! Solcherlei Unheil
„An dem eigenen Kinde zu schaun! Dies also erkorst du?
„Lafs denn Kränze dir bringen von deiner Brut und den Thoren;
„Warte nicht mehr auf anderen Ruhm. Es haben die Götter
„Längst den Stab dir gebrochen. Verflucht sey jeglicher Unhold,
„Welcher betrogen die ihm gebar, und andere Wege
„Trat, als die ihm gegönnt von ewigen Göttern zu wandern.

„Und

„Und mir stieg in die Wangen die Schaam,
und die ewigen Götter
„Bitt ich noch jetzt, zu öfnen den Schlund
der vernichtenden Erde,
„Wie ich es damals gewollt in jammer-
schwerer Betäubung.
„Geh nun, wenn dir einer der Götter die
Augen geblendet,
„Fremdling hin zu dem treflichen Teut,
und helfe mit seinen
„Kindern ihn heben, und preisen, und
schmähn im wirbelnden Kreise.
„Sieh vor der Hütte das Blut, die Waffen
warf er von dannen,
„Und den Schild, und den Speer, und der
Jagd anmuthige Rüstung,
„Hüllte sich ein in gewebeten Schmuck
von eigenen Händen,
„Wohl mit Blumen geziert, und Sternen
und Zeichen der Fremde.
„Und es wiegten ihn noch in wehrlosen
Schlummer die Kinder,
„Und die Geliebte zugleich mit göttlichem
Preisen und Ehren.

„Aber die Feinde thaten nicht so, drum nahten sie kühnlich,
„Ihm zu zeigen ein menschliches Loos, und wild in die Wälder
„Stürmten sie ein, ihm mordend das Volk, das nichtigen Glauben
„Immer in treulicher Brust noch hegt' für diese Behausung.
„Fast verzweifelte nun der Vater an eigener Gottheit;
„Aber es hob der treflichen Kinder eines den Finger,
„(Püsterich war's, und es half Nehalennia) tauchend in warmes
„Rauchendes Blut des gefallenen Volks, und nahte der Hütte.
„Vor die Thür und die Pfosten ein Kreuz zu mahlen begann er.
„Und er sprach: Aus diesem hervor, ihr nichtigen Kämpfer,
„Steiget, was euch beherrscht, ihr tödtet nimmer den Geist auch,
„Dieser löset vom Kreuz die drückenden Banden der Erde!

„Sol-

„Solches füllte das Herz des Vaters wieder mit Thorheit.
„Und sich gefallend im eigenen Blut und im Blute der Kinder,
„Und in des Volkes bittrem Tod, ein jegliches Mittel
„Von sich weisend, was irgend der Kraft die freiere Bahn brach,
„Rief er selber den Feind, auch ihn und das letzte zu tilgen.
„Geh nun, Fremdling, und ehre den Mann, ihn hab ich geboren,
„Ich unselige Herta, der Wildnifs Kind und Astraea's! —
„Ach nun zehret der Gram an mir, und nimmer getröstet
„Kenn' ich nicht pflegende Sorge der Zeit, und immer begehr ich
„Brennend vor Schaam die glühende Wang' in die Erde zu tauchen.
„Du nun kniee vor dem, ich berge mein Haupt in die Nächte!“

Gewaltsame Anmerkungen des Collaborator Dr. Peter Rüppel, zugleich Hofcriticus zu O***

zur zweiten Satire.

Wir sehen den Verfasser hier auf einmal ganz wider Dichter-Gebrauch als Politiker, und gar als einen, wie ihn Rousseau verlangt, göttlichen und begeisterten, welcher seine Gesetze vom Himmel bringt, und durch das Erkennen des Urgeistes, seines Volks zu der Bestimmung seiner Abweichungen vom Rechten gelangt. Da aber diese göttlichen Gesetze uns am Thorschlusse vorgelegt werden, wo in ihrer Aufklärung weder ein Schlüssel noch ein Mauerbrecher gefunden werden kann, um in die alte Behausung wieder zu kommen, so möge der Verfasser mit seinem eigenen Verse wieder menschlich gestimmt werden:

Menschlicher Geist ermisset das Ding am Ende des Dinges,
Göttlicher aber ergreift mit dem Beginne das Ding.

Nach dieser Artigkeit gegen den Verfasser müssen wir wieder die Sinne der geneigten Leser in Anspruch nehmen, um die hier einschlagende Rede unseres Satirikers zu vernehmen, welche der Schluss einer langen Unterredung

mit

mit ihm war. Sie lautete also: „Sie haben mir also zugegeben, Herr Hofcriticus, dafs aufser den Dingen, welche man mit den Händen greifen kann, wenn sie anders anzutasten sind, oder doch gerochen und gesehen oder gehört werden können, andere da seyen, die gleichsam unserem eigenen Gemüthe als Früchte entfallen, wenn wir in demselben wie an einem Baume hinaufklimmen; die eben darum wohl da seyn müssen, weil andere, welche in ihrem Gemüthe entdecken wollen, grade auf dasselbe stofsen, und die denen geholfen wird auch dasselbe fest und sicher wie mit den Händen zu greifen glauben. Wer aber nun ganz in die äufsersten Verzweigungen seines Gemüths hinauf klimmt, bekommt theils von dem Ort, an dem er sich unmittelbar hält, theils von den Gegenständen um ihn her so neue und herrliche Ansichten, dafs sie denen, welche unten geblieben sind, ganz unglaublich und wunderbar dünken, wenn sie Erzählungen davon vernehmen, und eben dadurch bleiben sie gern in ihrem Unglauben, weil der Gesellschafter auf diesen Höhen wenige sind, die meisten aber sich mit dem begnügen, was andere zufällig herabgeschüttelt haben, und welches ihnen dann als die Summe aller Offenbarungen des Geistes vorkommt. Wenn Sie also nun, Herr Hofcriticus, dasjenige

vernehmen wollen, was über die Früchte, welche Ihnen, das deutsche Wesen betreffend, zugeschüttelt worden, und welche Sie gläubig im Gemüthe verwahren, höher hinauf gewachsen ist, den Stamm nämlich, von dem sie hinab geworfen sind, so stellen Sie sich nur furchtlos hier unter den Baum, und ich will Ihnen zurufen, was ich oben sehe, und auch Zweige hinabwerfen, von denen Sie gestehen sollen, dafs Ihre Früchte daran passen. Ganz oben nämlich in einer grofsen Blüthe sehe ich das Bild der göttlichen Astraea, welche über dem Olympus neben der Wahrheit und Schönheit selbst von den Himmlischen und Seeligen verehrt wird. Sie stellt nichts anders als das göttliche Recht dar, die Ordnung, das Verhältnifs und das Maafs, in welche auch das göttliche Leben sich fügt, und welchem das menschliche zustrebt, so viel es sich Maas in dem unermefslichen Drange der Erde geben kann. Unter diesem göttlichen Rechte nun, und als Ausfluss desselben finden wir die Stammidee, die unter die Menschen gekommene Astraea, den vom Himmel ausgehenden Ursprung der Völker, wie Sie ihn aus den Sagen von allen vorzüglicheren Stämmen kennen; die Neigung des Stammes für sich, in einem geschlossenen Körper, einer Person, ein Symbol des Himmlischen

schen auf der Erde zu seyn, so wie die Juden die göttliche Weisheit das Irdische lenkend, die Griechen den menschlichen Sinn seinen Stempel auch dem heitern Göttlichen aufprägend und in den Olymp aufgenommen, die Römer die Gewalt, allein vom Himmel gezügelt, dargestellt haben. Der Hebräer kennt nur einen Gott, dessen Weisheit seine Schritte aus den Hallen des heiligen Tempels lenkt. Der Grieche schafft Götter aus jeder Lust, aus jedem Schmerz, aus jedem Gedanken und verehrt sein Leben im Olymp. Der Römer nimmt Götter auf, und sammelt sie wie nur von ihm erkannte und gewürdigte Schätze unter seinem Dach, um mit ihnen den Scepter der Erde zu theilen. Sprache und des Wohnsitzes Gestaltung sind die ersten Zeichen, aus denen der Fremde die Stammidee rein erkennt. Diese Stammidee nun gebiert, sich mit dem Volke vereinigend, den Volksgeist, das zeitliche Organ der Stammidee, wenn der Volksgeist in mütterlicher Erziehung und Sorge bleibt. Dieser aber in der Zeit und im Körper befangen, ist wankender und veränderlicher Art, und kann nicht anders zu einem steten und festen Bestehen gelangen, als bis er sich mit der für ihn gegebenen Form verbunden, und in ihr sein Bild wiedergefunden, und Befriedigung in ihr

mit

mit sich erlangt hat. Hier aber liegen die Abgründe, worinn die Völker versinken und sich selbst vernichten, und ein Spiel der Zeit, des Zufalls und der innern Entzweihungen werden. Dafs er aber diese Form erkenne, ist es nothwendig, dafs die Kindheit gewichen und das Bewustseyn hervorgetreten sey. Ein edler Stamm gelangt bald dahin, ein gröberer durchläuft lange Zeit bis zu seiner Vermählungsperiode mit der Form, und oft der Liebe ganz unfähig lebt er allein dem Zufall, der ihn auflöst, er erlebt nie, und wird nie belehrt durch die Zeit der Gesetzgebung. Nach diesem Moment geht der Volksgeist neu und kräftig hervor, und immer fester wird das Band zwischen ihm und der Form durch die Kinder, welche beiden entblühen. Dies sind: Freiheit, Sinn und Gewalt, die erst erscheinen können, wenn Form und Volksgeist eins geworden sind durch die Vermittlerin aller Wesen, die Liebe. Diese sind die wohlthätigen Lenker des wahren Staats. So lange sie durch Form und Volksgeist älterlich gestützt und einig, sich um das Heil des Volks vertragen und in einander fügen, kann der Staat nicht verlohren gehn, sobald sie aber unter sich zerfallen müssen, ist auch des Volks Sturz bedingt. Die Gewalt nun wirkt unmittelbar der Mutter Form zu, und

artet

artet auf sie, macht ihre Satzungen geltend und lebendig, bändigt und zügelt das Feindliche innen und aufsen, gleicht alles und jedes im Ganzen aus, und lenkt im Körperlichen, und offenbart sich allein in physischer Kraft. Der Sinn sanfter Natur artet auf den Vater, und offenbart sich im allgemeinen Gefühle, in den Meinungen, im Glauben und allgemeinen Ansichten. Er leitet das Gesellschaftliche, lenkt Sitten und Verkehr, und wie er das Zeichen der Bestimmtheit und Festigkeit dem Leben des Volks aufdrückt, so giebt er den Einzelnen die Sicherheit des Benehmens und inneren Trost in den Lagen, wo die Gesetze der Vernunft und des Verstandes zu bestimmen aufhören. Die Freiheit reifst sich aus der Sphäre der Geschwister los, Astraeen ähnlich; doch aber ist sie wie die Seele an den Leib, so durch Liebe an diese gebunden, und kann in ihren Weisen nie den Sinn und die Gewalt verletzen. Sie ist eine Offenbarerin des Himmels, vertraut sich den höheren Gemüthern und befriedigt die niedrigeren, trennt das Gewaltige von dem Kleinen und bindet es, und giebt dem Geiste Rechte über geringeres Leben. Sie übt die vom Himmel stammenden Gaben, und hegt die irdischen, die zum Heile aller dienen, zeichnet verschiedene Pfade zu Glück und Ehre vor nach den

Ge-

Gesetzen eines jeden Gemüthes, und will jeden in seiner Art auf seine höchste Spitze führen. So wie Gewalt und Sinn nun die Aeltern des Volkscharacters sind, des allgemein in der Welt erkannten Gepräges eines Mitgliedes des gegebenen Staats, so bildet die Freiheit den besondern menschlichen Charakter, der das innere Leben im Staate bewegt. Hier haben Sie denn, Herr Hofcriticus, den ganzen Stammbaum der göttlichen Astraea in menschlicher Mesalliance, und hiernach mögen Sie in jeden einzelnen Staat hinabsteigen, und ihn nach der Art seiner Stammidee beurtheilen, des Symbols, das ihm gesetzt ist. Jeder Staat aber will sich zu Gewalt, Sinn und Freiheit vereinigen. In die Sphäre der Gewalt gehört: die Erwerbung des Eigenthums; denn ohne sie erwirbt kein Mensch Erde, nur durch sie kann der Staat Eigenthum geben; das Recht; denn kein bürgerliches Verhältnifs wird ohne Gewalt, ohne gegebene Norm rechtlich und unrechtlich; die Erziehung; denn sie soll den Bürger in den Staat einführen und erheben; die Vertheidigung und die Verwaltung des Staats. Der Sinn heischt gleichen Glauben im Staate, giebt die Volksmeinung und herrscht im Wandel und Verkehr. Die Freiheit unterscheidet die Stände, giebt Wissenschaften und Künsten

ihre

ihre Blüthe, zeichnet die Einzelnen aus und läfst sie sich auf die Punkte hinarbeiten, von wo sie im Staate von Wirksamkeit und Glanz sind, so wie sie jedem ein besonderes Glück zu erstreben frei läfst. — Noch ist die Rede nicht aus, aber ich fühle auch drückend den Sinn der wenigen Leser, die so weit werden gelesen haben, auf mich wirken, alle mich bittend, doch unter dem Baume fortzugehen, und Luft zu schöpfen unter schattigern Bäumen. Dies wollen wir auch. Aber ich bin doch genöthigt, der Verständigung mit dem Verfasser wegen seine ganze Rede zur Kenntnifs der Leser zu bringen. Wer wird sich nicht über die sonderbare Freiheit wundern, welche in ihrer Blüthe grade die Rolle der Tirannei spielt, indem sie einzelne über andere erhebt? Wie würde die Guillottine über den Herrn Verfasser gekommen seyn, wenn er diese rojalistische Freiheit zu einer gewissen Zeit zu Paris gepredigt hätte. Und wenn sie noch Poeten und Historiker höbe? Aber gar die Stände, den Adel, die Minister u. s. w. Eine solche Freiheit ist meiner Meinung nach eine gelehrte Tirannei. Der Verfasser antwortete aber auf meine triftigsten Gründe: Die höchste Freiheit des Staats bestände darin, dafs er seine Kraft frei entwickle, und diese müfste geweckt werden, theils für

das

das Leiten seiner höhern Verhältnisse, wozu denn seine fähigsten Glieder sich finden müfsten, theils für die Belehrung und Bildung seiner selbst durch die Berufenen in der Kraft ihres Geistes. Die Entwickelung aller dieser Kräfte des Staats zu einem freien Spiele sey das Werk der Freiheit, die Unterdrückung derselben durch Gewalt, bei der höchsten Willkührlichkeit der Volksglieder, sey und bleibe die unmenschlichste Tirannei. Es ist demnach dem Verfasser Tirannei, wenn ein Volk sich seine Obern wählt indem es sich versieht, wie meist immer, und die Stellen nicht mit denen besetzen kann, die grade die Geschicktesten dazu wären. Was will er denn nun, wer soll wählen, wer soll regieren? Niemand wahrscheinlich als die göttliche Astraea mit ihren theuren Kindern. Das würde eine saubere Geschichte werden. Wir würden Spielzeuge in den Händen der tückischen Priester dieses immaginairen Wesens werden. Da stehen denn die Ochsen am Berge wie bei allen dergleichen Ideen, die Theorie ist gleich fertig, aber wo bleibt die gute Praxis? Wir sind doch auf der Erde und Bürger derselben, und wollen nichts anders als was uns wirklich gedeihen kann; aber davon wollen denn die fliegenden Herrn nichts hören. Andere wollen nun nicht das geringste mit der Erde zu

thun

thun haben, vielweniger mit einem Staate. Der Verfasser hat sich doch Mühe gegeben, sich durch die Freiheit an den Staat zu binden, aber doch zu keinen nützlichen Geschäften, sondern, wie er mehrmals geäufsert hat, mögte er gar gern eine Pension von irgend einem grofsmüthigen Kaiser, König oder Fürsten geniefsen, um seiner Freiheit leben zu können, oder vielmehr der Freiheit eines Staats zu dienen. — Dieser Wunsch ist aber auch nicht bescheidener, als wenn er sagte: ich mögte gern Kaiser oder König seyn, und ich müfste es seyn; denn die göttliche Freiheit krönt ja auch nach dem Verfasser die eingebohrenen Wünsche des Herzens. Hiemit könnte er nun manches gute Herz verrücken, und er kann sich selbst, weil er doch im Ganzen den öffentlichen Vortheil will, gratuliren, dafs er einen solchen gewaltsamen Commentator gefunden hat, der ihn für das Leben geniefsbar macht, und ihn erst zu der Medizin bereitet, wie sie dem Volk allein gedeihlich ist. Seine Hofnung zur Pension will ich ihm übrigens nicht nehmen, und sie ihm christlich gönnen. Von selbst werden aber die geneigten Leser schon darauf gekommen seyn, die Theorie mit der Gewalt zu mifsbilligen. Gewalt in Recht und Erziehung! — Das milde Recht, welches aus Vernunftprincipien ent-

bringt, suum cuique tribuere, neminem laedere, mit Gewalt zu verwechseln! und die zarten Seelen der Kinder, welche ja durch sich selbst milde spielend und freundlich kindlich auf ihrer Bahn geleitet werden müssen, durch Gewalt bilden zu wollen!! — Wer weifs nicht, dafs lange Ruthe und Stock abgeschaft sind? Und hiemit genug erholt! jetzt wieder zu der Rede des Verfassers, die noch gar nicht zu den Deutschen gekommen war. Noch in Allotriis sich befangend fährt er fort: „Das Märchen, welches in den Gesprächen der Ausgewanderten von Goethe vorkommt, berührt diese Idee; es hebt aus der Tiefe der Nacht die Lenker der Erde, Gewalt, Schein und Weisheit in das helle Licht der Erkenntnifs hinauf; nur dafs der Dichter hier begeistert das Göttliche anstaunt und ahndet. Daher tritt ein Subjectives hervor, aus dem Sinn wird Schein, aus der Freiheit Weisheit. Wenn Sie aber, Herr Hofcriticus, etwas Herrliches als Commentar meiner Satire lesen wollen, so müssen Sie sich an ein poetisches Werk wenden, welches meiner Ansicht nach eines der merkwürdigsten der Zeit ist. Wie man aber mit gemeinen Augen alles und jedes mifst und anschreit mit thätigtem Munde, so hat man von dieser Schrift keine Weisheit und keine Ansicht gewonnen, sondern man hat sie

ne-

neben den 100000 Romanen, mit elenden Critiken begleitet, vorüber ziehen lassen. Es ist dies die Corinna der Frau von Staël-Holstein. Dieses Werk stellt die Idee in schönen wahren Gestalten dar, begleitet mit treflichen Ansichten der Völker und Länder: wie der Mensch im Staate, der, je nachdem die Stammidee seines Volks sich ausgesprochen hat, entweder für die Gewalt, oder den Sinn, oder die Freiheit (denn die europäischen Völker, Engländer, Italiener, Franzosen haben ihr geschiedenes Symbol aus dieser Dreiheit selbst) inniger gebildet ist, zu Grunde aus seinem Innern her durch die verletzte Form gehen muſs, wenn er sich liebend in einen fremden Nationalgeist verliert, und aus den eingebohrenen Sphären losgerissen wird, die beständig an ihre Urrechte mahnen. An diesem ariadnäischen Faden mögen Sie sich von neuem durch das Labyrinth führen lassen. Sie werden Lord Nelvil in der Gewalt der englischen Staatssphäre eingefangen finden, wie er schüchtern der freien Corinna sich nähert, welche eine gebohrne Italienerinn in der Herrlichkeit ihres Geistes blüht. Beide aber werden unglücklich in die entgegenstehende Sphäre hinübergezogen und versinken in unaufhaltsames Verderben ihres Gemüths. Der Franzos aber, in dem allem vorwaltenden Sinn gebildet, sucht

überall Paris, reiset von einem Ort zum andern, und beharret im alten Glauben, der ihn ohne Veränderung seinen gleichen Landsleuten wieder zuführt. Betrachten Sie nun mit diesen Augen das trefliche Werk, welches nun neben der Fabel sich kräftig an die Sitten und Bildungen der Völker und Länder begiebt, so werden Sie an Weisheit in Betrachtung des europäischen Wesens unendlich gewinnen, und sich manche Ereignisse der Zeit erklären können. Diese Darstellung war aber niemand anders vorbehalten, als einer geistvollen Frau, welche in ihrer Jugend Gelegenheit hatte, in der Mitte der Schule alles feinen Sinnes, und zu seiner Zeit der Bildung von Europa, Genf, umgeben von den ausgezeichneten Characteren aller Nationen, ihre trefliche Bildung zu beginnen, welche hernach, durch eigene Ansichten und Gelehrsamkeit befestigt, einen so bewundrungswürdigen Gang genommen hat. Und jetzt, Her Hofcriticus, lesen Sie mir einmal ihre Recension von der Corinna vor, und ich will aufpassen, ob Sie noch roth werden können oder nicht, und hiernach eine ganz kurze Recension über Sie ausfertigen. Wie konnten Sie Fabel und Schilderungen trennen? Wie den Characteren Vorwürfe machen? Glauben Sie, dafs Lord Nelvil kein wahrer Engländer mit seiner

Va-

Vater- und Vaterlandsliebe sey?“ Auf diese wüthenden Anfälle des Verfassers antwortete ich sogleich: An einem Orte sähe er doppelt, und am andern schlösse er die Augen eigensinnig ganz, so wolle er bei den Deutschen nichts sehen, und bei der Französinn sehe er etwas, woran sie niemals gedacht habe. Ich bestände und würde bestehen auf der alten Recension, denn sie habe kein Wort in dem ganzen Werk über diese Ansicht gesagt, welches sie doch hätte thun müssen. Ueberdem habe ja ihr Werk auch selbst bei ihren Landsleuten nicht gefallen, welches immer ein Zeichen sey, dafs ein französisches Werk nichts besonders wäre, da die Franzosen immer nur für sich am besten schrieben. Ohne sich weiter einzulassen fuhr er fort: „Stellen Sie nun einmal einen Deutschen von Bildung neben Corinnen, und Sie werden einen unverderblichen Mann finden. Er hat keine Sphäre, und ist also aus keiner hinauszutreiben, es ist ein Unkraut, welches in allen Gärten gedeiht. Uns erzieht weder eine dem Gemüthe einhaftende Gewalt, noch werden wir in irgend einem Sinn bewegt, noch treibt uns eine uns selbst mit dem Aeufsern aussöhnende Freiheit. Es ist die reine Willkührlichkeit, der nichts geweiht ist, der alles recht werden kann, die alles verzehren will,

die in der Vielheit zerfallen ist, die sich ins Reine zu bringen glaubt und bald auf sich stolz, bald mit sich wegwerfend ist, das Formlose, das Verlohrne, das von Gott Verlassene. Denn bilden Sie sich nicht etwa ein, dafs wir durch Universalität uns zu etwas Göttlichem heben könnten, und dafs dies eine Sphäre sey. Diese Universalgenies sind beim Dante sehr treffend unter den Partheylosen in der Vorhölle zu finden. Etwas mufs seyn, alles ist keine Sphäre, weder für einen Stamm, noch für irgend ein Wesen der Erde. Das augenscheinlichste Bild des Staates giebt uns England, die Gewalt ist vorwiegend, und die Freiheit etwas zu ohnmächtig gegen den Sinn, daher die besonderen Charactere oft zu sehr hervorgetreten sind, eben durch ihre Bizarrerie einen falschen Nationalcharacter darstellend. Nirgend finden wir den Sinn wie in Frankreich, Ein Glaube, Ein Schlag Menschen, dieselben Ansichten, dieselbe Conversation, dasselbe Feuer, dieselbe Auszeichnung und äufsere Bildung bei allen. Die Italiener erscheinen durch göttliche Macht an ihren Boden geheftet, und ihr Vaterland vor allen liebend, und in allem Unglück einen freien Geist, wie einen freien Himmel athmend. So finden Sie auch in Corinna die Nationalitäten verzeichnet, und es ist Zeit, dafs ich nun

schliefs-

schliefslich Ihnen vom deutschen Wesen rede, so viel zu dieser Satire gehört.“ Bevor ich den Verfasser sein italienisches Gift auf die Deutschen ausschütten lasse, mufs ich nur noch erinnern, dafs er nun nach der gegebenen Ansicht die Form des Ganzen aufstellt. Nachdem er nämlich in der Satire die Art seiner Rede an den Teut gefunden, im Teut die Entzweihung der Stammidee mit dem Volksgeist dargestellt hat, folgt er dem deutschen Wesen im besonderen durch die Gewalt, den Sinn und die Freiheit, wodurch er das Gedicht zu einer Art Epos macht, und dem Dante nachfolgt, der Hölle, Fegefeuer und Elisium darstellt. Nur dafs die Hölle dem Verfasser hier überall auf den Hacken brennt, indem er sie überall, auch in das Beste zu verbreiten sucht, sogar in unser musterhaftes Erziehungswesen, welches ich selbst von Herrn Pestalozzi erlernend mit einem gränzenlosen Glücke ausübe, so dafs man unsere Zöglinge wie wilde Gänse, doch im edelsten Sinne, der Ordnung und des hohen Fluges wegen, sogleich am Ton, auch ohne sie zu sehen, wenn sie vorüberziehen, erkennt, weshalb ich hier gelegentlich das Publicum anrufe, uns Knaben und Mädchen nach O*** vertrauend zuzuschicken. Sie werden mit jüdischen Procenten zurückgezahlt werden. Doch um der

göttlichen Astraeae willen wiederzum Verfasser und seiner Rede: (denn jene ist auch die Schutzpatroninn der ächten Satire.) „Wie nun die Stammidee sich mit dem Körperlichen der Nation verbindet und den Volksgeist hervorbringt, so entsteht nun neben der eigenthümlichen Sprache und Erdform auch eine eigenthümliche körperliche Schönheit der Gestalt des Menschen, die sich in ihrer Reinheit da ausdrückt, wo sie die Stammidee am deutlichsten repräsentirt, so wie die eigenthümliche Schönheit eines jeden Körpers darinn besteht, in wiefern er ein vollkommenstes Symbol irgend eines Theiles der Idee ist, so dafs eine Liebe dafür erwachen mufs, durch die der Mensch selbst, nach Platons Lehre, beflügelt wird. Die Gestalt nun, welche den eigentlichen Sohn der deutschen Stammidee in deutscher Schönheit, den Volksgeist, nach meiner Ansicht, ausdrückt, ist der starke Sohn des Waldes, der Verfolger des Wildes, der jagdgeübte harte Vertheidiger des Seinigen gegen den äufseren Raub, der biedere Jüngling, blauäugig und blondgelockt, der nach heifser Arbeit im Arm einer glücklichen Liebe ruht, der dem Himmel unter den grofsen Eichen seines Waldes dient, dem sein Wald wie das Organ der Offenbarungen seiner Götter vorkommt. Denn die Mutter des deutschen Volksgeistes, die

Stamm-

Stammidee ist: durch Kampf und Mühe, durch Gewalt wird sich ein himmlisches Glück mit euch vereinigen.. Also eine stolze Idee: die Kraft erringt den Himmel, die Gewalt versöhnt die Götter, die Stärke ändert die Gaben des Himmels, Herkules ist ein Deutscher. Ihr steht nicht wie der Dichter auf dem Puncte, wo euch das himmlische Licht gegeben wird, und ihr es in schönen lichten Gestalten der Erde verständlich machen könnt, ihr müfst wie der Philosoph von der Erde hinauf steigen und anbauen die Pfeiler zu einer göttlichen Aussicht, erst nach Mühen werdet ihr euren Boden selbst überwinden können, um die Zeit einer allgemeinen Blüthe heranzuführen. (Hier klärt es sich auf, was der Verfasser für einen Dichter, und was für einen Philosophen hält, und warum er den Platon wahrscheinlich zu den Dichtern zählt. Dichter haben also keine Geschichte, ihre Arbeiten sind Darstellungen in der Idee, Philosophen ringen, und schwingen sich auf nach der Idee, und haben daher einen Kampf darum, und eine Geschichte in ihren Arbeiten, eine Folge.) — Durch Gewalt wird euch ewiges Heil offenbar, erst nach gebrauchter und befestigter Wehr werdet ihr die Blüthe der vereinigten Geschwister, Gewalt, Sinn und Freiheit, geniefsen, und im reicherem Maafse als andere

Stämme, denn schon durch eure erste Erscheinung auf Erden neigte sich euch erwartend und demuthsvoll gleichsam das übrige Europa zu. (Das heilige Reich genofs einen friedlich anerkannten Vorrang.) So nun finden Sie Herta, die Stammidee Deutschlands mit ihrem Sohn Teut, dem Volksgeist. Seine Auflösung vorhersehend erzählt sie den Gang seiner Bildung. Die Stammidee wollte, es sollte der Volksgeist sich eher nach aufsen wenden, als er seiner und seines innern Heiles bewufst würde. Es sollte also der Stamm der Deutschen, bevor er sich seinen Boden aneignete und sich mit Gesetzen förmlich an ihn bände, Streite führen mit seinen Nachbarn, und seine Kraft an ihnen darlegen, und beweisen, dafs er nicht mit Unrecht der erste Sohn des Waldes sey. Die ersten Kriege mit den Römern hindurch finden wir ihn ganz in dieser Sphäre. Ohne befestigtes Eigenthum im Innern bricht der Deutsche aus seinen Wäldern hervor, schreckt die mächtigsten Völker aus ihrer stolzen Ruhe auf, und zieht nach seinen wechselnden Sitzen oft siegend, oft besiegt zurück. — Bald aber irr't er schon vom Rechten ab. Statt in sein Inneres die bekämpfte Welt zu tragen, und hieraus eine einige Macht zu bilden, und sich kräftig aus befestigten Besitzungen gegen die übrigen Völker zu stellen,

theilt

theilt er sich in mehrere sich fremd werdende Stämme, bricht in fremde Ländergrein, und vermählt sich mit den Wohnsitzen, Gebräuchen und dem Geiste fremder Nationen, die bald ihre Waffen gegen den Ursprung wenden, und schon da den Weg, durch die Stammidee vorgeschrieben, gänzlich verrücken. Noch immer glaubt diese aber glückliche Zeichen wahrzunehmen, weil sie durch die Abscheidung und zufällige Trennung des heiligen Reiches neue Hofnung des geretteten Volksgeistes schöpft. Ohne ihr Wissen erfolgt aber die heimliche Vermählung mit der Form, das ist, ohne Periode der Gesetzgebung, ohne bedachte Vereinigung der einzelnen Volkstheile, also ohne Einwirkung der Stammidee, weder auf einen begeisterten Gesetzgeber noch auf die Massen des Volks, welches seinen Willen kund that, schlich sich die Form des heiligen Reichs ein, eine Form, welche ganz gegen die Einigung des Volks ging, die durch göttliche Gunst nur bestehen konnte; denn sie war ohne Liebe, stritt mit sich selbst um ihre Rechte, bald erlag die Gewalt, bald die Freiheit, und die Zeit allein warf einen Glauben dafür in die Gemüther der verblendeten Menschen. So schleppt die Zeit sich fort durch den Kreuzzugsschwindel, der ganz undeutsch war, immer noch in Hofnungen der

Stamm-

Stammidee, indem diese nichts weniger ahndet, als dafs der Volksgeist sich schon einer Form vermählt habe. Wo sie die traurige Entdeckung macht, ist die Zeit Maximilians. Hier tritt er mit Gewalt in seinem innern Zwiespalt und seiner Entfernung von der Stammidee, als einer falschen Form angehörig, hervor. Die letzten Repräsentanten der Urkraft des Volks, die Ritter und ihr kräftiger Sinn, werden vertilgt; es treten dem Volksgeiste zuwiedere Gewalten willkührlich hervor. Endlich trennt sich wie die Gewalt so auch der Sinn durch die Reformation, und in der offenbaren Spaltung jedes Interesses der sich trennenden und neu bildenden Macht jeder einzelnen herrschenden Familie lag längst der Tod des deutschen Gemeinwesens, wenn es je ein solches zu nennen war. Hier entfernt sich die Stammidee ganz vom Volksgeiste, und dieser treibt sich wie ein Verirrter sinnlos bis zu der Entwicklung der neufränkischen Gewalt umher, und beginnt gar eine Art geistiger Freiheit, aus fremden Bildungen uns aufgelogen, zu entwickeln, und überzeugt sich in seiner Philosophie, dafs sein körperliches Ende, wie bei dem Stifter des christlichen Glaubens, sein geistiges Leben hervortreibe, und harr't so freudig seiner Verherrlichung entgegen. (Die Romantik also gilt

bei

bei dem Verfasser für ein Produkt der Volksüberzeugung in der neuesten Zeit.) Erlauben Sie jetzt, Herr Hofcriticus, dafs ich meine Rede abbreche und die Satire Ihrer Lectüre nun überlasse.“ Man sieht daraus, dafs der Verfasser mit aller Gewalt hat unzufrieden seyn wollen, dafs er auch sogar gegen die Reformation spricht, und die Eroberungen der Deutschen bei der Völkerwanderung. Denn wie er selbst ein andermal eingestand, so erhielt eben der deutsche Geist, mit allen Völkern Europa's vereinigt, den Glauben an das deutshe Reich, und die Oberherrschaft, welche der Quelle über die Wasser des Stroms gehört. Unsere einzige und unübertrefliche Literatur hält er für die bunten Federn, womit sich die Krähe schmückte. Fehlt es uns etwa an Originalen? Und hätten wir deren auch nicht, so bleibt doch eine solche Krähe ein höchst origineller Vogel. Vielleicht will auch unser Satiriker katholisch werden, und hier hat er denn schon gleich seine Gründe angegeben, indem er den Protestantismus als die Einheit des Volkssinnes aufhebend erklärt. Schwerlich mögte er dazu das Volk zur Gesellschaft erlangen, und deshalb läfst er es wohl lieber bleiben, um nicht auch den Sinn noch mehr zu stören. Von Friedrich dem Grofsen sagt er kein Wort; wir wollen aber

unsere einzelnen Gedanken zu den besondern Noten sparen.

Besondre Noten.

V. 1-90, von welchem Wesen diese Rede und zu welchem sie gesprochen wird, will der Verfasser durchaus als ein Geheimnifs bewahren, und sagt es selbst V. 92. 93, und was erwarten wohl meine Leser, als ich ihn dennoch darum befrug, welche Antwort er gab: die Erzählerinn des Stamms der Astraea, die ich für eine Muse hielt, sey die ägyptische Göttinn Isis, und der Fremdling, zu welchem sie rede, sey ein jetzt regierender grofser ausländischer Monarch. Das Gespräch sey in Aegypten auf der Küste von Alexandrien gehalten. Als ich darauf frug, warum er einem so schmeichelhaften Dialoge die Namen nicht zugefügt habe, sagte er, es sey eine Seltenheit, dafs in einer ehrenden Rede der Name ausgelassen werde, in den schmähenden werde er häufig verdeckt. Bis ans Ende der Satire setzt der Unbekannte das Gespräch, nach einem Monologe, mit der deutshen Stammidee fort, welche ziemlich deutlich spricht; hier sagt er aber, dies sey der Character des alten Deutschen, grade so und auch nicht anders mit jedem grofsen Monarchen zu reden.

den. Zugleich soll dieses Gespräch keineswegs auf deutschem Boden gehalten seyn, sondern auch in Aegypten. Hier nämlich, wo alle Stämme ausgezogen sind, sey auf einer kleinen Insel, rings von einem Sandmeere eingeschlossen, der Geburtsort aller Stammideen, hier belehre sie Astraea, und sende sie in die Stämme ab, und hieher kehrten sie zurück mit ihren Kindern, wenn sie das Volk vertrieben habe, oder aufgehört habe zu seyn. Platon und alle grofsen Philosophen haben sie hier aufgesucht und die Lehren der Weisheit angehört, Machiavell sey da gewesen, und die geheimen Obern der Freimaurer sollen die Insel wissen. Der Fremdling, den wir nun kennen, wurde hier zuerst von der emigrirten deutschen Stammidee über den deutschen Volksgeist belehrt. — Aegypten ist nach dem Verfasser der Belebungsort alles menschlichen Wesens. Die Götter selbst, sagt er, seyen da in ihrer Puppe gleichsam erschienen. Falsch sey jede ägyptische Göttergestalt ohne mystische, puppenähnliche, eingekerkerte Form, und in der übrigen Welt, selbst in dem Indien, von dem wir Kunde hätten, seyen erst hieraus freiere Gestalten entwickelt. Die Fabel, der Born aller menschlichen Handlung und alles höheren Lebens, stamme

aus

aus ägyptischen Hüllen; Rede sey sie erst in dem Munde anderer Völker geworden, wie das eingebohrene erst aus dem brennenden Gefühl Rede werde, wo es als fremdes reflectire. Also das bewunderte Indien sinkt nach dem Verfasser, er führt zu den Pyramiden. Doch scheint uns diese sonst windige Bemerkung nicht ohne allen Grund und einer reifen Ueberlegung würdig. Da haben wir denn aller Weisheit Born, und wissen, wo das Seminarium der Welt zu finden ist.

Mit den in V. 94 und 106 aufgeführten Bildern des Waldes, des ärmlichen Hauses, des Sumpfes und der Felsen will der Verfasser das Aeufsere Deutschlands bezeichnen, die Noth, welche den Bewohnern deutscher Länder auferlegt ward, durch vielfältige Arbeit den Boden für sich zu gewinnen und sich ihn heimisch und heiter zu machen. Er will den deutschen Gegenden alle Schönheit und Wöhnlichkeit absprechen, und führt den Tacitus an für die Verwandlung unserer Gegenden durch unsägliche Arbeit. Es sey uns durch Kunst eine ganz eigene Natur gebildet, dieser fremde Anstrich einer rauhen, rohen einheimischen Natur finde sich in unserer Poesie wieder, die ganz aus fremden Gebilden sich

zusammengefügt und zu einem Gewohnten gebildet habe. Nie aber werde sie doch eine Einheit gewinnen, so wenig das Land durch seine Neugestaltung und Milderung eine Einheit erhalten habe. Denn die verworrenen Ebenen und Bergketten, die weder das Land ordneten noch zu irgend einem erhabenen, sie überschendem Punkte brächten, entbehrten gänzlich einer ausgleichenden Kraft. Italien, Spanien, Frankreich erhöhe und senkte sich zu einer festen Ansicht der Erdgestalt, Deutschland aber sey in der Erde zerrissen, ohne Auf- und Niedersteigen des Ganzen, eine verworrene unbewufste Masse, die nirgends eine grofse Vereinigung zeige, nirgends eine Gegend bilde, von der man sagen könne, sie schliefse, oder vereinige, oder bilde das Gros des Landes, und die in ihrer Besonderheit das Bild des Ganzen an sich tragend, eine grofse Schönheit ausspräche. Dies alles nun lag dem Deutschen nach des Verfassers Ansicht in dem Weg, worüber er durch Kampf erhoben werden mufste. Also das arme Land sogar wird nicht ohne Schuld befunden, und mufs die Geifsel fühlen. Ob er nun dies durch Eroberung, oder Geistesbildung, oder Anlegung von einer Art Pyramiden bewerkstelligen sollte, um sich in Frieden mit die-

dem allem zu setzen, davon sagt der Verfasser nichts. Wahrscheinlich spricht ihm die letzte Idee, als die am meisten abentheuerliche, am meisten zu. Was die Aermlichkeit anbetrift, so weifs ich gar nicht, was der Verfasser damit will, denn wir haben ja Palläste, grüne Gewölbe, alles mögliche herrliche und glänzende.

V. 131-136 läfst den Fremdling die wahre characteristische Seite unserer Bildung berühren, welche dem Verfasser aber nicht ansprechen will, weil er durchaus etwas Böses sagen mufs. Deutschland nämlich werde durch seine treffliche Einrichtungen und Productionen, physische und intellectuelle, sich den Vorrang vor allen Ländern erwerben. Dies ist nämlich des Fremdlings Glaube, der widerlegt werden soll. Aber es läfst sich nie widerlegen. Was wir auch von Fremden angenommen haben, es wird kein Drittel von dem seyn, was künftig von uns wird aufgenommen werden, und ist es nicht unsere Gewalt, welche sich anderer Völker bemeistert hat, so ist es unser Geist, der diese schönere Oberherrschaft sich eben jetzt verdient; späterhin aber ohnfehlbar überall wird erkannt, und wie göttliches Wort wird aufbewahrt werden. Hat man nicht schon des Herrn von Kotzebue

Wer-

Werke in alle lebende Sprachen übersetzt, und wird nicht auf brittischen und Pariser Bühnen dem deutschen Geiste, wenn oft auch nur ein sparsames, aber doch ein Opfer gebracht? Und je mehr der Geist hülflos, desto ruhmwürdiger seine Erhebung.

Warum aber V. 137 der Sinn der Dame Herta sich durch den guten Glauben des Fremdlings von ihrem Sohne, den sie so sehr hafst, milder stimmen läfst, sehen wir nicht ein, wahrscheinlich um die bis zum Ende gehende Rede doch anbringen zu können. Da sehen wir denn, wie pfiffig auch der Verfasser seiner Redseligkeit ein Mäntelchen umzuhängen weifs.

In V. 151 - 159 giebt der Verfasser die deutsche Stammidee. — Aber was denkt er? Wie lange soll deutsche Roheit die Humanität bekämpfen? Ist ihm noch nicht genug des Volksaberglaubens, der Mifsbräuche, der Unaufklärung, des Barbarismus? — Er verwirft unsere Erziehung und Kultur, und will rohe Sitten, Jagd und Wildheit statt des aufkeimenden humanen, aufgeklärten Lebens unserer edlen Nation? Oder wie lange soll denn der Zustand dieser Kämpfe dauern, wodurch aufhören? Ist die Zeit nicht lang vorüber? —

Alle diese Fragen kann der Verfasser nie genügend beantworten. Die Blüthe der deutschen Kraft war die Reichsverfassung, das Reich war eine Quelle friedlicher Herrschaft, endlich kamen auch durch diesen Frieden die Wissenschaften empor, und unglücklicher Weise löste sich in dieser Zeit der Reichsverband durch äufsere Macht auf, ohne unsere Schuld und zum stillen und lauten Mifsvergnügen derer, die dabei verlohren, – schade! — darum sind wir aber nie verbunden gewesen, roh zu bleiben, und unser Gutes wird noch lange auf Erden bleiben. Irdische Herrschaft ist oft und am gewöhnlichsten ein beneidetes Gut. Wissenschaft und Humanität aber pflanzt sich durch Liebe fort, und begründet ewige Herrschaft des Geistes. — Aber hier mufs ich doch einer andern Gelegenheit gedenken, welche vielleicht Licht über des Verfassers Idee bringt. Er sagt nämlich: „Wohl sey es gethan, wenn die Nation von einer eisernen Gewalt gelenkt werde, welche ihr Geld und Bequemlichkeit abwährte. Dies sey der Weg zu einer restitutio in integrum, unsere Kultur, besonders mit Eichel-Essen vereinigt, werde der Welt ein unerhörtes Schauspiel darbieten, und den alten deutschen Genius wieder verjüngen.“ Er will also, die Staatsgewalt

ebbe sich mit der Blüthe alles Erwerbes schmücken, und ein ewiger Kampf solle uns den Reichthum sehen, aber nicht genieſsen lassen. Dadurch werde der Staat allmächtig, die Bewohner aber kräftig im Entbehren gebildet werden; die Kultur werde dann als reiner Gewinn und Sieg allen bösen Einfluſs auf Sitten und Sinn verlieren, und also nie ein solches Leben entstehen, wovon in Petronius Arbiter's Satyricon eine lebendige Schilderung zu lesen sey. Eine solche plötzliche Umwendung des Volksgeistes denkt sich der Verfasser als ein eben so leichtes als natürliches Ereigniſs, durch welches die Erinnerung an die Stammidee neu erwacht, die Spuren des eingebohrenen Sinnes sich wiederfinden, und das ganze Leben in den Takt und Ton der vergessenen Urväter wieder eintritt. Denn der Volksgeist ist so schwankender Natur, daſs er nach Entfernung seiner bösen Kinder gleich ein anderer wieder werden kann. — Gott verleihe denn dazu seinen Seegen, und dem Verfasser behage bis dahin sein Eichelgericht, wenn er sich nicht als einen Theil der Staatsgewalt betrachtet sehen will, dem das Verbrauchen zukommt. —

V. 172-175 spielt auf die Resultate der Völkerwanderungen an. Die deutsche Stammidee

nennt also Spanier, Römer, Gallier u. s. w. Bestien, und hält ihren ungerathenen Sohn für vornehmer als diese Völker, worunter doch einige gewifs einen höheren Stand als dieser Jäger bekleiden müfsten. Aber der Verfasser verweist wieder auf Petronius Arbiter, und will die entarteten Sitten der von deutschen Stämmen unterjochten Völker mit der Bestie bezeichnet wissen. Aus dem Schlusse dieser Verse geht hervor, dafs der deutsche Volksgeist bald sich wieder aus diesen Völkern entfernt, und sie ihren eigenen bald gewonnen haben. Die Kreuzzüge sind das vorzüglichste Zeichen aller abgelegten Deutschheit, der Sinn der Franzosen ward damals die Beseelung Europa's. Aus diesem Grunde scheint auch der Verfasser für den deutschen Volksgeist, der auch im Grunde am unthätigsten dabei war, keinen besondern Moment darinn, hervor gehoben zu haben. Dies alles werden denn Italienische, Spanische, Französische Eigenthümlichkeiten, welche nach dem Verfasser nicht den mindesten deutschen Sinn aufnahmen und erhielten, daher denn auch ihre frühere Entwickelung, ihre ganz andere Gestalt und Verachtung Deutschlandes, besonders bei den Franzosen und Italienern. Offenbar aber ist alle Poesie der

neu-

neuern Völker deutschen Ursprungs, sogar der Reim, und eben so auch der Grund aller Verfassungen, das Lehnssystem. Der Verfasser (beiläufig nur: fassen und greifen nämlich sind doch gleichbedeutend, daher Verfasser meistens statt Vergreifer zu nehmen ist) behauptet aber, das Lehnssystem sey erst eine nach den deutschen Eroberungen ergriffene Maasregel, die im Tacitus vorkommende Sitte der Germanier liege zu sehr in menschlicher Art, um der Ursprung eines so unnatürlichen Wesens seyn zu können. Er rechnet dies mit zu den elenden Erzeugnissen der Völkerwanderung, als das Mittel, sich die eroberten Schollen zu binden, und was die Poesie betrift, so leugnet er ganz, dafs die neuere Poesie mit der ursprünglich deutschen, dem Barritus, im Zusammenhange stehe. Doch diese Erörterungen gehören nicht hieher.

Von V. 176-200 folgen die Sünden bis auf die Zeit Maximilians. Sie bestehen in den thörigten Römerzügen, dem nichtigen Glauben eines römischen Kaiserthums, und der zunehmenden Kultur des Volks, der der Verfasser so feind ist, und welche schon da den Päbsten solche Gewalt über die Gemüther gegeben haben soll. Nach uns aber war dies blofses Bar-

barismus. Die Ruhe des Teut am Harzgebirge zielt auf den Beginn deutscher Kultur, die Minnesänger, und die erduldete und unbewufste Oberherrschaft und Tyranney des Pabstes, siehe V. 186 - 188.

Von V. 255 - 315 folgen die Kinder des Volksgeistes und der befestigten Form, lauter vergötterte Sünden unserer Nation, wozu die alten ehrwürdigen Götternamen verbraucht werden. Diese Geburten sollen also erst sichtbar nach Maximilians Regierung geworden seyn. Es gehören hieher aber manche Erinnerungen des Verfassers, die wir doch zulassen müssen, weil sie wesentlich von ihm erachtet und ausgebeten worden, seiner Rechtfertigung wegen:

1) Ad Wodan. Dafs keine Gewalt in Deutschland durchgriff, ist zwar im Ganzen wahr, indem das kaiserliche Ansehen früher durch die Hierarchie, später durch die fester gegründeten Territorialherrschaften in Verfall gerieth. Demohngeachtet kann man doch nicht behaupten, dafs jemals in Deutschland ein völliger Zustand der Anarchie, wie in anderen Ländern Statt gehabt habe. Die Ritter, die Fürsten, die Priester hielten das Volk im Zaume. Gerade die zunehmende Macht der Reichs-

Reichsfürsten bildete jene lichtvollere Ordnung in den Verfassungen der einzelnen Territorien, und jene Bestimmtheit der Rechte der Einzelnen, der wir es verdanken, dafs von deutscher Freiheit, Kunst und Wissenschaft die Rede gewesen ist. Der Verfasser mag nun dem Zufall die Organisation dieses Zustandes unterschieben, und denselben für kein Resultat der Gewalt, wie er sie ansieht, halten, so kann doch nicht geleugnet werden, dafs das Hervorgehen der Kultur und der bequemeren Lebensverhältnisse, aus der früheren Wildheit der Nation, nur durch eine besondere Weisheit habe ins Werk gesetzt werden können. Zu unserm Glück haben wir uns gegen Carl den 5ten gewehrt. Der Verfasser widerspricht.

2) Ad Mannus. Der Verfasser scheint dem deutschen Kriegsvolke vorzüglich den Vorwurf der Unbehülflichkeit und Pedanterie zu machen, worauf ja wohl die schweren und wunderbaren Waffen und das auf den Rücken-legen des gediegenen Gesellen abzielen soll. Den Verfasser darf man bei dergleichen Gelegenheiten nicht zu Hülfe rufen, indem er, ohne Rücksicht auf die häufigen Beweise des Gegentheils in der Geschichte, die Reihe deutschen Unglücks in den Waffen verfolgt.

Das Nachhausetragen des Mannes vom Feinde selbst erklärt er für eine alte Sitte der italienischen Nation, welche die Römerzüge ewig gehindert und gestört, und sie auf diese Weise freundschaftlichst in ihre Gränzen zurückgeführt habe. An die Zerstörung von Mayland und Berengar scheint der Verfasser nicht zu denken, und folgt nur der Idee, dafs immer gekämpft, hin und zurückgezogen sey, ohne Italien mit dem Reiche zu verbinden. Für die Pedanterie finden sich weniger Gründe als für die Unbehülflichkeit in der älteren Geschichte. In der neueren möchte sie sich hie und da finden, doch nicht in der Art und dem Gebrauch der Waffen, sondern in der Militärdisciplin.

3) Ad Tantana. — Dem Rechte thut nun der Verfasser freilich kein Unrecht, wenn er es etwas durchnimmt. Er sagt: Bei keinem Volke der Erde habe sich je das mit dem Rechte zugetragen, was in Deutschland geschehen sey, dafs man die verschiedensten Rechtsverhältnisse und Rechtsgewohnheiten unter dem Joche eines fremden recipirten Rechts, theils zu unterdrücken, theils frei dem willkührlichsten Streite zu überlassen sich nicht gescheut, und bei allem Mifstrauen gegen Recht und Handhabung desselben doch so lange Zeit sein Heil

auf

auf einem so ungewissen Meere habe fluten lassen. Da nun eine solche Ungewifsheit und ein Irren und Streiten, aus einem solchen Wuste von Gewohnheit und fremdem, auch oft mit sich feindlichem Gesetzeskram, habe entstehen müssen, so sey durch Landes- und Territorial-Gesetze täglich abgeschnitten, zugesetzt, ausgebessert, zurückgenommen, und dies stellt denn die Penelopäische Weberey dar, welche bei Nacht, d. i. bei völliger Blindheit hinsichtlich der wahren Gesetzgebung, immer von dem endlosen Gewebe abschneidet, und sodann wieder anwebt.

4) Ad Thor. — Wie sehr versündigt sich aber der Verfasser an uns und der Wahrheit, wenn er behauptet, das böse Klatschen sey eine wahre deutsche Eigenthümlichkeit. Dies leitet er daher: der deutsche eheliche Verkehr in dem häuslichen Schmutze, und die Mysterien zwischen Verehelichten und Verwandten, die nirgends wie bei uns das gemeine Leben regierten, verhielten sich völlig unfreundschaftlich und feindlich gegen die übrige Welt, so dafs nur aufgepafst werde, was etwa von andern Böses gethan, geredet oder nur veranlafst werde, um es in den geweihten Zirkeln zu verdauen und bei Gelegenheit in freien Umlauf zu setzen. — Dies zeugt aber

aber von dem argwöhnischen Gemüthe des Verfassers. Wohl uns, dafs unsere Ehen nicht so frei und nachlässig als bei andern Völkern sind. Es war das Heil unserer bürgerlichen Ordnung und unserer folgenden Generationen. Geklatscht wird nur bei uns in kleinen Städten, und das ist überall so. Wie oft war ich in Gesellschaften, wo kein böses Wort gesprochen wurde, wo man rauchte, afs und trank und aus einander gieng, auch wohl gar von nichts als von gelehrten Angelegenheiten sprach. Wie oft habe ich gescherzt, dafs mir keiner darum feind geworden, und wie human habe ich behandelt, und bin ich selbst behandelt worden. Haben Sie denn auch, frägt mich der Verfasser, im Rücken operirt, und Bothschaft aus den Mysterien erfahren? Was gehen mich die Mysterien an! — Das ist es aber grad. Sagt nicht selbst Ottilie in den Wahlverwandtschaften, es werde immer nach dem Wegziehen eines Besuchs irgend eine boshafte Bemerkung auf denselben erdacht? Wir haben in der Art auch über das zu urtheilen, was wir empfinden sollten, und auf solche Urtheile nicht nur ein momentanes, sondern ein lang noch wirkendes Gewicht zu legen. — Das ist aber nichts gesagt, und des Verfassers Persönlich-

keit,

keit, wie kann er die der Nation aufdringen wollen? Mit dem Reden der fremden Sprachen, — ist nicht unwahr, aber es zeugt von Humanität. Mit dem Putz will der Verfasser einen deutschen Fehler geifseln, den er auch nur uns andichtet, nämlich das Prahlen und Renommiren mit fremden Sachen, die uns nichts angehen und nicht für uns passen. Dies möchte mehr andere Nationen als den Deutschen treffen.

5) Ad Freya. — Was der Verfasser von der deutschen Ehe denkt, wissen wir aus Nr. 4. Hier setzt er noch hinzu, dafs unsere häuslichen, der Frau ausschliefslich, der unbarmherzig alles aufgebürdet werde, zugetheilten Arbeiten, aufser dem unmittelbaren Schaden für Frau und Kinder, noch das Verderben des Gesindes zur Folge hätten. Dafs unser Gesinde schlechter als das der Franzosen z. B. sey, müsse jeder Unpartheiische eingestehen; aber daher schriebe sich das, weil die Frauen mehr in der Regel als das Gesinde arbeiteten, nichts diesem ausschliefslich anvertrauten, in dem kleinsten und widrigsten ihre Hand haben müfsten, nicht aber, wie es die Sphäre edler Frauen sey, sich mit der Erziehung der Kinder und mit den freieren Geschäften der Haushaltung und der Gastfreundschaft abgäben. —

ben. — Fast möchte ich den Verfasser einen Kleinstädter nennen — denn das alles pafst nur dahin — wenn ich nicht wüfste, dafs es Bosheit sey, wodurch er den freiern Verkehr, den bon Ton, ausländisch und fremd nennt; das kleinstädtische Leben aber als das wahre deutsche und uns angebohrne schildert.

6) Ad Krodo. — Was der Verfasser der Kirche oder den Kirchen anhängt, pafst auf unsere aufgeklärten Zeiten nicht mehr, wo man sogar sich vielfältige Mühe gegeben hat, alle Glaubenszwistigkeit in der Christenheit zu schlichten, und die Kirche zu vereinigen, welches an vielen Orten zwischen Reformirten und Lutheranern ausgeführt worden ist. Hierauf sagt nun gar der Verfasser: „Er rede vom Glauben und wo noch ein Glaube sey. Die Vereinigung könne er nicht berücksichtigen, denn sie sey eine Handlung ohne allen Glauben und ohne allen Sinn, da ja eine absichtsvolle und politische Religion, welche um des augenblicklichen Vortheils willen ergriffen worden, oder gar, um nur den Schein, die Meinungen vereinigt zu haben, zu gewinnen, keine sey. Er rede von den gläubigen Deutschen, diese seyen Verfolger und Befeindete der Andersglaubenden gewesen, ohne jedoch

jenes

jenes Feindliche ändern oder unterdrücken zu können. — Jeder Gläubige sey aber als solcher ein Guter. Daher jene Ausdrücke. Der Verfasser hat aber Unrecht. Aufgeklärte Zeit will aufgeklärten Glauben, ohne dafs dieser anders als für die Zeit geändert wird, im Grunde aber derselbe bleibt. —

7) Ad Nehalennia. — Wie der Verfasser über deutsche Poesie denkt, soll zwar erst im Bloxberg, einer folgenden Satire, aufgeklärt werden, doch wird hier schon, wie bei allen diesen Gottheiten, der Schleier für die noch folgenden Ansichten gelüftet. Nehalennia ist eine deutsche Muse, welche alle neun vereint. Sie scheint die Mysterien des nächtlichen Clubbs zu leiten. Wir sehen in ihr die Veranstalterin nächtlicher Tänze, die Beherrscherin des Nebels, die Verwandlerin des Dunsts im Wasser. Zu ihr ziehen die Irrlichter der entfernten Thäler, die Feuerdünste der Nacht, der Nordschein, und die entferntesten Zonen senden ihr luftiges tanzendes Volk für die Walpurgis-Nacht. Der Sinn liegt am Tage. Da die Lüge, die fremde unheimische Sage, die Götterwelt ohne Glauben, die zerrissenen Mährchen vergessener Zeitalter, nach dem Verfasser, das Feld deutscher Poesie sind, und wir unsere Hände,

gleichs

gleichviel ob zu Wodan, oder Apollon, oder den Musen, oder Wischnu, aufheben, um die Weihe der Poesie zu empfangen, auch wohl seit kürzer Zeit den Heiland oder Maria anrufen, so versammelt sich jene dunkle, nächtliche Traumwelt auf den Ruf Nehalennias in den mystischen Nebeln des Geisterberges, und es scheint selbst, dafs durch das geheimnifsvolle Treiben dieser halb feurigen, halb luftigen, halb wäfsrigen Wesen die Göttin jene unversiegbaren Quellen des Wassers zu den Füfsen des Berges hinabgiefse, wo sie das Volk anstaunet, und durch den Genufs die Sinne betäubt. Man sieht, diese Schilderung soll der deutschen Poesie den Ruhm der Originalität nehmen, indem der Verfasser nicht einsieht, dafs es die höchste Originalität ist, die fernsten Sphären in einer einzigen grofsen zu vereinigen, in der wie in einem Spiegel die Strahlen des schon vorher hellen Lichtes ihren Glanz und ihre Wärme vermehren. Doch hiervon mehr im Bloxberg. —

8) Ad Püstérich. — Wie nun Nehalennia die Göttin des Wassers und des Nebels ist, so sehen wir in Püsterich den Philosophen, den Gott des hellen Windes, welcher braufst und pfeift, auch wohl verheert, und doch nicht gesehen wird. Wie es scheint, soll der gröfste

Vor-

Vorwurf, der unsre Philosophie trift, Unhaltbarkeit, Prahlerei, Charlatanerie und Plagiat seyn. Indefs scheint es so, dafs hier, wie fast überall in des Verfassers Satiren, nicht der deutschen Nation, sondern der Welt und dem Menschengeschlecht der Text gelesen wird. Denn wo befände sich nicht Unbeständigkeit in den Philosophien, stürzte nicht immer ein System das andere? nahmen sie nicht immer den Grund aus den vorhergehenden, ohne gerade Diebstahl zu begehen, und verloren sich bis über das Gebiet der Forschung in Anrufung des Glaubens für wunderbare Offenbarungen des Geistes und der körperlichen Welt? Ist dies nicht chinesisch, indisch, ägyptisch, griechisch, ja auch sogar römisch? Der Verfasser wollte wohl gar, dafs das göttliche Volk seinen Verstand ins Reine brächte, und in einer fertigen Philosophie alle Geister unter Surveillance halten sollte, damit das Fertige nicht wieder unvollendet und halb würde, wenn ein guter Kopf dagegen eine höhere Lehre geltend machte? Kein Wunder, dafs der Verfasser nach einer so gewaltsamen Ansicht gezwungen ist, den alten Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim für den Urvater und das Vorbild der deutschen Philosophen auszugeben. Dieser vereinigt die

ebengenannten Vorwürfe gegen die Philosophie wirklich. Aber der Verfasser meint, noch keiner der neueren Philosophen, ohngeachtet sie vieles von diesem Meister genommen, sey würdig, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Wie viele jetzt ihm gleichen wollten, falle in die Augen, doch sey noch keiner von ihnen so weit gediehen als ihr Urvater, und es läge in dessen Mikrokosmus mehr als die ganze Theorie, welche in den verschiedenen naturphilosophischen und idealistischen Werken zerstreut und zerstümmelt sich vorfinde. Eine Geschichte darf hier nicht fehlen, wodurch der Verfasser die Eingebohrenheit dieser Art Philosophie an mir selbst beweisen wollte. Sie selbst, sagte er, würden ohnfehlbar einer der begeistertsten Idealisten geworden seyn, wenn Sie 8 bis 10 Jahre später gebohren, und nicht bei Herrn V. in die Schule gegangen wären. Sie haben gewifs oft im Geheimen Kämpfe mit sich, um nicht daran zu glauben. Wäre das nicht unglücklicher Weise so gefügt, so würde niemand sicher vor Ihnen auf der Strafse gehen. Sie würden mit Gewalt lehren und prophezeihen. — Diesen Anfall des Idealen und diesen transcendentalen Paroxismus, welchen der Verfasser a priori in mir als eingebohren erkannt, werden

den die Herren Leser auch eben so gewaltsam in diese gewaltsamen Anmerkungen überzutragen haben, und ich will ihnen prophezeihen, dafs sie nirgends durch Magie den Alltag verklärter sehen werden. — Aber von Kant, Garve und Engel nichts zu sagen und still zu schweigen, als seyen deren Arbeiten keine Philosophie, und blos die neuern Modetheoretiker als eine deutsche, und als solche denn schlechte Schule zu betrachten? — — Uebrigens bekümmert sich das Volk um Philosophie gar nicht, und weifs nichts von den Streiten um die Wahrheit. Wie kann daher der Verfasser es gewissermafsen als darauf aufmerksam darstellen? Der Verfasser frägt mich, ob ich denn den Ariosto nicht gelesen habe, und was dieser alle Volk nenne? Ob die Leser sich dessen erinnern, weifs ich nicht, ich weifs davon nichts. Ein mehreres giebt über die Philosophie die eigene Satire über diesen Gegenstand.

9) Ad Irmensul. — Dafs der Verfasser mit unsern Gebäuden unzufrieden ist, beweiset wieder, dafs er Kleinstädter ist. Gehe er nach Dresden, Berlin, Wien, ja nur nach Frankfurt am Mayn, so wird er sehen, dafs deren schöne genug bei uns erbaut worden sind. Aber sündlich ist es, den alten Arminius,

unsern Befreier, als den Gott der Armseeligkeit aufzuführen.

Nun muſs man aber doch zur Entschuldigung unseres Satirikers allerdings hinzufügen, daſs alles dieses nicht aus seinem Munde kommt, sondern daſs es der Zorn der deutschen Stammidee hervorbringt, welche über ihren ungerathenen Sohn herfährt, weil er nicht im wilden Treiben der Jagd sein Leben hingebracht hat, und über diese Ansicht sind wir ja schon ins Reine.

V. 316-350 stellen den letzten Fall des Volksgeistes dar. Sie sind für sich verständlich.

V. 351 bis zu Ende der Satire scheint die Idee zu enthalten, daſs deutsche Wissenschaft, das Irdische aufgebend, das Volk als ein Opfer für die ganze Erde in den Tod gab, nachahmend den Stifter des christlichen Glaubens. Zu deutsch heiſst dies wohl, die Wissenschaften machten das Volk unkriegerisch und wurden Schuld an dessen Fall, und nicht ohne alle Wahrheit. Die Stammidee betrachtet dies als einen Wahnsinn und denkt dabei sehr heidnisch. — — Plötzlich bricht sie in Verzweiflung ab, und der Gedanke des Verfassers ist nun: der, zu dem sie geredet, ist überzeugt worden, und seine Hand zieht das Schwerdt, um den entscheidenden Schlag zu voll-

vollziehen. Dafs aber der Verfasser von diesem Schwerdte zugleich wie von dem Schwerdte des Achilleus denkt, welches, indem es verwundet, heilt, kann ich mit einigen gestohlenen Zeilen beweisen, die er auf die Vermählung des Helden mit Maria von Oestreich, wie gewöhnlich ganz geheim verfertigt hat, und deren Inhalt hier am besten erklärt seyn wird:

„Der alte Volksgeist sendet sie, die Braut,
In ihr liegt edler Väter Sinn, in ihr
Das ganze Erbtheil einer bessern Zeit.
Das ähnliche Geschick, das uns entfloh
Mit Väterkraft und lautern Lebenssinn;
Ihr gab er es allein, drum sanken wir,
Und sie besiegte den Gewaltigen.
Ein grofses Herz knüpft sie an unsren Bund;
Und ohne Schwerdt hieng sie das seinige
Mit goldnen Lorbeern in dem Tempel auf,
Und gab den Myrthenzweig dem Liebenden,
Und winkt der Hofnung mit des Oelbaums
Reifs."

III.

Justitia.

Ach! wie wüthest du himmlischer Reiz in zagender Seele,
Dafs sie zerbreche die Bande der Scheu, und kühner Gewalt voll
Ströme das stechende Licht geängstetem Volke vor Augen.
Wie nur haltet ihr mich, ihr Seeligen? — Selber das Lächeln
Bannet ihr wohl, und zeiget im zürnenden Auge die Thräne;
Und vergönnet mir nicht die Lust, in spielenden Klängen
Einzulispeln dem willigen Ohr des jubelnden Volkes!
Schwere soll ich den Zeiten verleih'n, dem nichtigen Treiben
Raunen ein eisiges Wort inmitten lachenden Taumels. —
Denn sie standen vor mir, die ruhenden Augen dem Boden
Zu-

Zugewandt, und befeuchtet mit lichtumstraleten Thränen,
Treue das göttliche Weib, und Glaube der himmlische Gatte.
Aber ihr zweifelt daran, die ihr ein seliges Antlitz
Nimmer gesehn, so lockte die Lieb' aus Thränen und Zorne,
Dafs sie mich Sehnenden ganz umfieng mit wonnigem Netze,
Und mich blendend bethört, nach göttliche Rede zu bilden.
Doch das Wort des Sterblichen flieht die himmlische Liebe,
Zorn nur weiset das Auge, nicht Reitz und lockenden Frieden.
Aber die Treue begann: „Erzähle, was ich anjetzo
Rede vor dir; denn wie ich bei deinem Volke gewesen,
Weifs man nicht mehr und kennet mich nicht, und meinen Gemahl nicht.
Vormals wallte dem Volk in goldenen Ringen das Haupthaar,

Drunten zur Bläue des Himmels erhoben den Himmel die Augen,
In der Glieder Gewalt und unschuldheiliger Schönheit
Liebte die kräftige Seele, geschaut zu werden auf Erden.
Und sie bildeten milden Verein, den Feinden ein Schreckniſs,
Glauben und Lieb' und herzliche Gluth sich einander gewährend.
Heiter verlieſsen wir Himmel und Thron, bei den Menschen zu wandeln;
Lehrten die Jugend, und führten das Volk, und gaben Gedeihen.
Einen aber erzogen wir, abgetrennt von den andern,
Und die Weisheit lehrte den Jüngling. Auf zu den Sternen
Wandt' er den Blick, und faſste das Licht, und erhellte die Seele.
Aber als er geschmückt den männlichen Körper mit Würde,
Trat er hervor, und redet' zum Volk: „Die himmlischen Götter

„Ha-

„Haben mir Huld gegeben und Kraft, ihr horchet dem Worte:
„Wie euch Recht und Gewalt, der Väter Sinn, und des Lebens
„Freiheit werde bewahrt, in jeglichem Drange vernehmet.
„All eur treffliches Thun, und Gemeinschaft, Zürnen und Liebe,
„Haben die Götter gebunden in wohl begreifliche Worte,
„Also weis' ich es euch. So euch beliebet Gewalten
„Diesem Worte zu leihn erwächst's mir selber dem Vater
„Ueber das Haupt, gebietend dem Volk, und dem Fluge der Zeiten,
„Und kein Kundiger wird dem Gesetz aufdrücken die Weisheit.
„Keiner gehet verständ'ger hervor; Beginnen und Ende
„Ist es zugleich; es bleibt die waltende Strafe des Frevels.
„Denn eur Haupt ist gebohren, die Lust zu schaffen ist euer!“

Es gewährte das Volk dem Worte bleibendes Leben,
Und erkannte sich selbst, und lehrt' es williger Jugend.
Drauf vertheilte der Fürst das Volk, und die Oberen wurden,
Ordnung ging in das Feld, und Ordnung unter die Menschen.
Jeglicher schlichtete selbst, und gab sich selber das Urtheil,
Eingeweihet im Wort, und nimmer grämte sich einer
Ueber der Satzungen Härte, gerecht war jeder in jedem,
Nicht der Richter allein, in Leben ging das Gesetz aus.
Aber dich kümmert vielleicht, wie nimmer jedem Ereignifs
Könne die trennende Scheid' in jeglicher Lage bestimmt seyn,
Die auch den Zweifel sogar zu rechtlichem Glauben bewege;
Aber dich bindet die Zeit, wo Treu und Glauben gebannt sind.

Denn

Denn wo versagte das weise Gesetz, ersahen wir Weisheit
Unter dem Volk. Es riefen die Zweifelnden einem verehrten
Greise, beide vereint in gleichem Glauben und Ehrfurcht;
Und er beschied die Theile vor sich. Zu keiner Vergleichung
Mahnt er, einem bereit, das Billige billig zu theilen.
Schweigend vernahm er jegliches Rede, senkte das Haupt dann
Und erhob es alsbald: „So mir die Götter den Zweifel
„Eines Spruches im eigenen Geist zu lösen gegeben,
„Richt' ich unter euch so;" und horchend standen die Theile
Rechts und links, und zweifelten nimmer, willig und heiter
Suchten sie andere Weisheit nicht mehr, und vereinten die Treue.
Aber nimmer gewann der Spruch für Fremde Gehorsam,

Und

Und kein neues Gesetz erwuchs aus täglicher Weisheit.
Billig staunest du wohl, wie solch einträchtiges Leben
Konnte, verstofsen im Volk, durch Schuld vergehen der Menschen.
Höre denn an, wie ich, die Treu, mit dem Glauben verbannt ward.
Her aus dem Orient war Asträa die Mutter geflohen.
Denn die Völker allda beriefen, aus nächtlichen Tiefen
Neue Kunde zu heben, den allverderbenden Pluton,
Und mit thörigter Liebe verfolgt' er die fliehende Göttin.
Drauf durch Europa kam sie geirrt, die kindlichen Menschen
Anzuwerben dem Göttergesetz, und schützte sich selber
Durch die Tugend des Volks vor Satans mächtiger Nähe.
Denn sie liebte noch immer, die rankende Pflanze der Seele

An-

Anzureben an himmlischen Sprofs, und köstlichen Balsam
Einzusammeln den Wein, die himmlische Rede des Menschen,
Und die Freude der That, und die lautere Ruhe des Glaubens.
Vieles Germanien gründend und Grăcia, setzte den Fufs sie
Ueber das Alpengebirg' und trat an die Ufer des Padus,
Unter dem Volke der glücklichen Ebene Seegen zu stiften.
Aber als sie ermüdet am finsteren Weyer Aornos
Nieder hatte den Leib gesenkt in duftende Kräuter,
Sah begierig ein Hirt die stille Feyer der Schönheit;
Wie den Mohn die Genien tanzend bald in die Wimpern
Streueten, bald in das goldene Haar, und die Schläfen berührten.
Und es erwacht' unlautre Begier, dem lechzenden Herzen

An-

Anzuschliefsen das göttliche Bild, doch immer die Schritte
Hemmte der Schöne Gewalt, es fernt' der geschlossene Blick noch.
Drauf dann wendet der Hirt die gesenketen Hände zum Abgrund,
Rufend dem Fürsten der Nacht, dafs er ihm helfe zum Frevel.
Und er kam aus dem Schlunde, der Unhold. — Denn ihn verschlofs nicht
Ach damals noch unter die Erde ewig der Heiland;
Und er nahte sich allen, die ihn anriefen mit Namen.
Aber er nahm mit Gelächter dem Hirten zwischen die Hände,
Schwang ihn empor und schleudert ihn tief in die untersten Wasser,
Redend: „Solcherlei Lust geziemt nicht sterblichen Menschen,
„Denen die Liebe gebeut, von fern zu ehren die Schönheit.“
Darauf naht er sich frech der sanftfortschlummernden Göttin,

Und

Und bemächtigte sich der harmlosen Schöne der Sünder.
Plötzlich schreckt sie empor in der unheilschweren Umarmung,
Und er floh vor dem wachenden Auge. Jammernd errieth sie
Solcherlei Schmach, und sah den schwarzen Fürsten hinabziehn. —
Und verrathen irr'te sie noch auf der treulosen Erde,
Bis sie die Frucht geboren, dann fern sich zu halten beschlofs sie,
Nimmer zu schaun mit Augen den Ort und die Folge der Schande.
Und ein Mägdlein nahm sie vom Schoofs, und sagte mit edlem
Zorn erfüllt: „Mich habt ihr verjagt, so nehmet denn diese.“
Aber als sie geschaut die schreckenden Züge des Kindes,
Reut' sie das Wort, und Mitleid kam in die Seele der Göttin
Mit dem Menschengeschlecht, drauf nahm sie schaudernd das Kindlein,

Hob es vom Ai ', und senkt es hinab in
ein rauschendes Wasser,
Und enteilete dann den treulosen Men-
schen auf immer.
Aber die Hirten sahen das Kind, und zo-
gen es sorglich
Aus den Wellen hervor, und pflegten des
kärglichen Lebens,
Bis es völlig erwacht aufhob die mächtige
Jungfrau.
Und den Namen Justitia gaben die Hir-
ten dem Mägdlein;
Aber obwohl von schreckendem Antlitz,
wufste die Jungfrau
An sich gefangen zu ziehn mit schlauer
Rede die Menschen.
Und sie redete bald zum Volk: „Es sey
der Verstand noch
„Kindisch und jung bei ihnen, und einge-
feiet im alten,
„Angeerbeten Netz der Väter, vielerlei
Leben
„Wolle das himmlische Licht, nicht Form
und Rede der Einfalt.“

Und

Und im Triumphe trug man sie fort in Städten zu herrschen.
So gelangte sie bald zur völkerzähmenden Roma.
Hier verband sie die Augen, damit aus dem Spiegel der Seele
Schrecken und Ekel keiner an ihr der bethörenden nehme.
Denn roth leuchtet' der Blick aus aschgrau starrendem Haupthaar.
Und sie redet' dabei: „Ich ferne die glühende Liebe
„Ewig von mir, und den Hafs, die irrenden Leiter der Menschen,
„Denn sie ziehen hinein durch den Blick in Herzen und Sinne,
„Also entkleid' ich die Thaten und Dinge, dafs sie der Seele,
„Rein erkannt sich selber, das Recht bestimmen in Frieden.“
Und die Wage nahm sie zur Hand, drauf waren von fremden
Völkern Zeichen geschrieben, und sprach: „Dies ist des Verstandes

„Einziges Weltgesetz, von allen Völkern gewahrt ich
„Mir das Bessere bald und gab ihm eine Gestaltung;
„So dann wäg ich eu'r Leben, eu'r Thun und Leiden in Frieden.“
Aber als sie die Wage vertraute der Linken, und gierig
Mit der Rechten ein Eisen ergriff, erstarrten die Schauer.
Tröstend sprach sie und mild: „Entfernet Zagen und Bangnifs.
„Ohne das Schwerdt ist jegliches Herrschen nichtig, es strafet
„Böses allein, und schlichtet den Hader, sichert den Guten.“
Aber das Eisen änderte flugs das Wesen der Jungfrau.
Denn sie warf es nach Willen hinein in eine der Schaalen,
Und vergofs der Sträubenden Blut, dem blühenden Mägdlein
Gab sie den frevelnden Richter zum Herrn, erwürget die Freie

Durch

Durch den rettenden Stahl des eigenen starken Erzeugers,
Und zerstörete Gut, und Haus, und Felder, und Wirthschaft,
Stiftete Hader und Hafs dem Verwandten; Brüder und Freunde
Trieb sie gegen einander ins Recht, und befeindete kecklich
Auch den Friedlichen heim, und theilte Beute den Helfern.
Täglich gab sie ein neues Gesetz, und ändert' ein altes,
Richtet' zurück und vorwärts, und gab und nahm wie es einfiel.
Als nun über die Wand der schneebekleideten Alpen
Niederstiegen die goldgeringelten Häupter Tuiskon's,
Sahen sie, schreitend über den Tiber, mitten im Forum
Thronen Justitia stolz, und reden hörten sie jene.
Jeglichem kam unheimliches Schauern über die Seele,

Und sie trieben die Flüchtende fort zu Byzantia's Mauern;
Aber die Diener liefsen sie heim der böslichen Göttin,
Stifter heimlichen Bundes, und Pfleger der schlafenden Lehre.
Solcher gewannen sie dann entartete Kinder der Heimath.
Und Justitia kam im Triumph von Achaja geschritten,
Eilte von Rom zum Alpengebirg, und setzte den Fufs frech
Ueber den Schnee, und trat in unser friedliches Erbtheil.
Und sie beschied mich und den Gemahl vor die Schranken des Rechtes,
Anzuhören das Wort des Heils dem Volke geboren,
Also beginnend: „Glauben und Treu, ihr Pfleger der Kindheit,
„Weichet vom Mann. Wir brauchen nicht Milch mehr, Wasser und Honig,
„Saures kennen wir nun, des Weins begeisternden Becher.

„Liebe

„Liebe blendet den Sohn nicht mehr, und verwandte Geschlechter
„Gegen sich selbst nicht, Freude des Rechts zu geniefsen in Selbstmacht.
„Denn es eilet das männliche Volk zu freiem Erkennen.
„Nicht gemein sey Guter mit Gutem; thörigter Glaube!
„Oefnet die Augen, es ist des Menschen Seele der Vortheil.
„Schlecht auch dünke sich jeder, denn schlecht hält jeden die Aufsicht,
„Hebet nicht höher euch selbst als euch erhebet das Leben.
„Dornen sind zu der Krone der Tugend. Glauben und Treue
„Träumen von Heil. Die Schrift, die Quelle männlicher Weisheit,
„Wird den Vater belehren vom Sohn, von den Rechten die Bürger,
„Und die sichere Schrift tritt ein für Glauben und Treue.
„Auch dem Richter brauchet das Volk nicht Glauben zu schenken.

„Wehe, wer durch das Wissen erliegt. Denn anderer Richter
„Darf den begründeten Spruch von neuem wieder ergründen.
„Nur das Wissen ist Recht, es siegt das bessere Wissen.
„Dazu gab ich die Weisheit der Welt, gesammelt von Anfang;
„Ein unendliches Buch, dem jede Stunde die Weisheit
„Wächst, dem Göttlichen gleich, dem Vater über den Sternen.
„Dieses wird die Tiefen erfüllen der durstenden Seele
„Mit des Rechten gesehneter Wissenschaft. Hebet den Fuss denn
„Glauben und Treu, wir trauen und glauben keiner dem andern.
„Erst ergründen wir uns, und fechten gegen einander;
„Wenn sich der Vortheil erkannt und gestellt die Schaale des Rechten,
„Reichen die Hände wir erst; dem Manne ziemt das Versuchen!“ —

Als

Als ich nun selber vernahm, wie solche Rede des Volkes
Sinne bethört, und Beifall laut es dem Weibe bezeugte,
Hüllt' ich das Haupt, und trug die Thränen fern von der Erde.
Aber diesen, welchen du mir erblickest zur Seite,
Hielt der mildere Sinn noch länger unter dem Volke,
Drum erzähl' er dir selbst Justitia's Treiben und Schaffen.
Und der Glaube hob aus sinnigem Traume das Auge,
Blickte milder mich an, und ergofs die Fülle der Rede:
Höre denn also, wie auch in mir der Wille gezähmt ward,
Noch im Volke zu seyn, und mich der Frevel hinweg trieb.
Ach! nur Eins ist der Himmel, es irr't in dem Vielen der Satan.
Bald denn schritt Justitia stolz in der Mitte des Volkes,

Hinter ihr festlich trugen die sieben Werke die Diener,
Wunder dem Geist, des kindlichen Volks aufkeimende Hofnung.
Und die Schätze zu zeigen entbrannte Justitia selber.
Also dem ersten winkte sie her. Ein eiserner Ritter,
Heifs im Kampf, und zerstreut in ungewohneter Kunde;
Aber von Ehre glühend und Reben, brachte vor allen
Ein in Purpur gehülletes Buch. An mancherlei Bändern
Hingen Kapseln herab, und ausgeprägete Schilder.
Und sie wies es dem Volk: „Dies ist aus den Rechten das Edle.
„Edler Gut und Habe darin und kräftige Freundschaft
„Ist getheilt und geordnet im ganzen heiligen Reiche.
„Pflicht dem Vasallen gesetzt und dem Lehnsherrn. Also bestimmt sich

„Für

„Für und wider nach jeglichem Land-
strich. Folge wird jeder
„Dann empfahn für jeglichen Kampf, und
keinen bekümmre.
„Zu was Ende der Streit, und ob der Hafs
der Gesellen
„Stören werde die fernere That, aus treu-
licher Erde
„Wachsen die Freund' ihm jetzt, nicht
Untreu duldet der Boden.
„So im Rechte findet ihr Regel auch in
Gewaltthat.
„Denn die Knechte bindet's, den Herrn,
zu wehren der Haut sich.
„Hafs und Liebe gebietet die Erde, die
sie geboren.
„Nimmer wird es an Hader und Zwietracht
fehlen, es binde
„So sich jeder die Scholle, dann bleibet
keiner im Stiche.
„Aber von einem knüpf' es sich fort, vom
Pöbel zum Cäsar.
„Fürsten bind' es, es zähme das Volk im
Wechselgeschenke.

„Und es erbe sich eisern im stahlenen Stamme der Männer,
„Ferne die spinnende Frau von kriegrischer Waffengemeinschaft.
„Und es beuge die sinnende Klugheit, gebe Gesetze
„Blind, und theile die Herzen nach eisernem Willen der Ahnherrn.“
Dann erhob sich Justitia wieder zu anderem Schauspiel.
Zwölf, im schwarzen Gewand, Doctoren nahten dem Weibe,
Weiser bedächtiger Miene von aufsen, innen in Schalkheit
Spiele verbergend, daraus Gewirr in das heitere Licht kommt,
Aehnlich dem Regenbogen auf hagelschwangerer Wolke,
Welche unter dem Spiel allmählig jeglichen Strahl birgt,
Und in Dunkel und Nacht verheerende Wetter entschüttelt.
Und sie trugen jeglicher Rollen und wächserne Tafeln,

Alle

Alle beschrieben in griechischer Weis' und lateinischen Zeichen.
Und Justitia sprach: „Dies ist aus den Rechten das Rechte;
„Allen gemein, und jedem gerecht, für jeglich Ereignifs
„Ist zum Streiten ein Mittel genannt. So mancherlei Fasern
„Bringet das wachsende Kraut in andrer und anderer Ordnung
„Nimmer hervor, als hier dem Rechte jeglichen Trieb nach
„Wächst das Gesetz, und Fälle bestimmt, und Mittel gewähret,
„Weisheit, welche den Willen des Manns im Kinde bezügelt,
„Alles im Aergsten erwägt, wie es werde und wie es seyn kann,
„Gutes auf Böses erbaut, und schafft aus Schlechtem den Vortheil.
„Lasset nicht zu ein böses Geraun, dafs Regel der Fremde
„Nicht in unsere Sitte geweiht sey, Sprache des Auslands

„Wir-

„Wirre das häusliche Thun, und jeglich Erkennen ermüde.
„Wehe dem Wissen, das in die Häuser gehet zu jedem.
„Stolz ist Weisheit und treibet zurück den täglichen Pöbel;
„Aber denen die Huld beschieden erleuchtender Rechte,
„Solche werden das Schwerdt dem Adel gleichend ergreifen,
„Und an klingendem Schatz noch stolzere Fittige heben.
„Ha, schon seh ich die Schriften, des Geistes ewiges Denkmahl,
„Fechtend im Recht ein Säculum durch in dem einen Geschäfte,
„Auch das kleinste durch Kunst unsterblich zu machen erkundend.“
Darauf senkte Justitia selbst das gebietrische Antlitz,
Dann die Augen gen Himmel erhebend, blickte sie wieder
An den Boden hinab, und von selber nahte das Schauspiel.

Denn

Denn es kam in Purpur ein wohlgenähretes Pfälllein
Keck, zu verweisen bereit, und gewohnt in die Herzen zu blicken,
Stolz erhoben das Haupt mit rothem Huthe bedecket.
Und er trug in Lammesfell ein gebundenes Buch vor,
Schwarz auf Eseleins Haut geschrieben; aber die Dame
Nahm's, und sprach zum Volk: „Dies ist aus den Rechten das Fromme.
„Laien und Priestern ordnet's Gebühr, und nimmt aus dem alten
„Rechte was heidnisch annoch, und christliche Rechte vertheilt es,
„Oft nachlassend und oft die göttlichen Flüche vermehrend,
„Gutes heiliger weihend, und Böses selber dem Teufel
„Mildernd, dafs er noch Gutes ein reuiger Sünder ergreife.
„Und mit Recht ein christliches schreitet es immer mit Vorzug;

„Drum

„Drum auch darf es sich keck dem innersten Herzen vermählen,
„Gehen durch anderem Rechte verweigerte Schwellen des Hauses.
„In das Brautbett steiget es mit, und nächtlichen Freuden
„Theilet es Schutz, und verbannet davon den lauernden Erbfeind,
„Und befreundet verachtetem Fleische die Rechte des Himmels.
„Aber glaubet drum nicht das rechte der Rechte gebannet,
„Vieles bekämpfen sie gleich, und rüsten sich mit einander,
„Und in vielem auch lässet der Christ den Heiden vorauf gehn.“
Dann berief Justitia einen in ärmlichem Kleide,
Schlicht und bürgerlich, ein nicht gar zu höflicher Städter.
Grofse Blätter und Blättchen erfüllten die rüstigen Hände,
Doch im erfahrenen Haupte, gewahrt man, wufst' er noch vieles.

Und

Und Justitia sprach: „Aus Rechten das Sinnige nahet nun.
„Einiges ist in Schriften gestellt; doch immer das meiste
„Hilft gewöhnend der Hand in laufenden Dingen regieren.
„Aber gewaltig ist es im Kleinen mehr als die andern,
„Süfs vor allen aber dem Volk. Denn dieses vermag gar
„Selber darin zu Weisheit zu kommen und hoher Erfahrung.“
Darauf winkte Justitia einem im amtlichen Kleide,
Stolz gebückt, und schmächtig von Sorgen und täglicher Arbeit,
Langsam, wohlbedächtig und abgemessenen Ganges.
In den Armen lag ihm von mächtigen Schriften ein Schichtlein,
Alle verschieden benannt, und eingeheftet in Formen.
„Seht das Unendliche nahet nun auch, aus den ewigen Rechten,“

Rief

Rief Justitia brünstig und hell, „Kein Tausendtheil annoch
„Bringet der Mann, es wird, den Blättern der Aloë ähnlich,
„Durch Jahrhunderte wachsen, der Welt einsaugen die Klugheit.
„Selber wird sich der Geist die trefliche Regel erfinden,
„Die der Stunde gebührt, die andere ändert in andrem.
„Also braucht ihr wissende Männer jeglichen Vorrath
„Nicht zu kennen, was Herzoge, Könige, Herren und Fürsten
„Hier gebothen und dort im einzelnen, wenn ihr nur immer
„Aus den vielen Gesetzen die schneidenden wisset zu finden,
„Welche vom anderen ganz unglaubliche Theile verschneiden.
„Ha, noch kommet die Kunst, verachtete Lumpen zu walken,
„Schwarz auf weifs zu heften die Schrift, auf feilestem Grunde,
„Mit

„Mit dem Kiele der Gans unendliches Wissen zu häufen.
„Keine verirrende Nacht verbirgt dann ferner den Erdkreis,
„Welten brütet die Gans im schaffenden Neste der Lumpen.
„Tage beginnen und enden in andrem! Jeglich Ereignifs
„Bringet dann heilsam Gesetz und tilgt am alten ein Uebel;
„Weisheit ist Herr dem Wissen gegeben, dem Heile der Heiland,
„Und ein ewig Gericht den Gesetzen selber gesetzet.“
Aber Justitia wandte sich drauf zu dem sechsten der Rechte,
Und es zeigte sich einer halb schwarz gekleidet halb blutroth,
Haltend in kräftiger Hand ein scharf zweischneidiges Eisen
Schrecklich im finsteren Blick, und warf zu den Füfsen des Weibes
Nieder ein schwarzes Buch von aufsen; aber im Aufschlag

Sah man in Blut geschriebene Zeilen auf jeglicher Seite.

Und Justitia hemmte den Schrecken redend zum Volke:

„Wundert darob euch nicht, denn dieses sechste der Rechte,

„Mögen es immer vorerst Blutrecht zu taufen und Faustrecht

„Ritter belieben und Knechte, das Recht zu beglücken, benenn' ichs.

„Sehet den Mann, zwei Seiten an ihm, die rothe der Liebe

„Und die schwarze des richtenden Zorns; die Augen betrachtet,

„Spähend und wachend, das Dunkel sogar zu durchschauen geeignet.

„Sehet den Ernst und die Milde gepaart. Es büfse den Frevel

„Jetzt im Leben nicht mehr, mit sclavischer Fessel die Seele.

„Sterben soll mir verbrechrischer Leib. Wir rufen der Erde

„Nächtliche Grüfte zu Hülfe, zum Beistand Flammen und Wasser,

„Luf-

„Luftiges Holz, zu tilgen das Fleisch, und schreckenden Anblicks
„Weisen wir euch, ihr leicht verführeten Sündergeschlechter,
„Vor die gerichtete Sünde, von euch den Frevel zu scheuchen.
„Seelen verstehen wir innen zu rühren, Glauben zu schaffen,
„Nieder zu werfen zuvor den sündenschwangeren Vorsatz,
„Warten die Klage nicht ab, und wissen durch Marter die tiefen
„Bösen Bekenntnisse schlau aus jeglicher Seele zu reifsen,
„Heimlich schleichen wir nach dem Vergehn, versuchen die Unschuld,
„Gründen die Tugend im Zwang auf wohlerwogene Vorschrift,
„Binden die Thaten sowohl als die Worte auch, leeren das Weinhaus
„Schon bei Zeiten vom Volk, und sichern Ruhende freundlich
„In des Schlafes Schoofse vor lautem wilden Gerede;

„Einem geben wir Rechte zu freu'n sich, andern zu leiden,
„Und in dem Tausch ist herzliche Lieb' und Sorge begründet."
Dann verstummete wieder Justitia, und aus dem Haufen
Trat ein schwarz gekleideter Mann, mit Kreuzen gezeichnet,
Finster, und haarlosen Hauptes, ein Buch in heimlichen Zeichen,
Bildern und Puncten geschrieben ans Herz sich drückend mit Inbrunst.
Und Justitia sprach: „Das siebente Recht ist geheimes,
„Vehmrecht sonst, doch wird es einmahl dem Tage verkündet.
„Dieses theilet uns streng in Gesiegelte ein und Verlohrne.
„Nur für Bedürftige macht es des Rechtes Satzungen geltend.
„Die Geweiheten schützt es mit Ausnahm' wider die Regeln,
„Lange geheim, bis einst der goldene Morgen hervorbricht.

„Dann

„Dann wird öffentlich es das Siegel nennen und weisen,
„Welches des Rechten entbehrt, und Grosses über das Recht hebt.
„Also, glückliches Volk, hab' ich dir sieben Gerechte
„Auf zum Schutze gestellt, zu ewigen Hütern des Lebens.
„Liebe sie fromm und brauche sie froh, und suche dein Glück. Denn
„Viele Pforten stehen nun auf, beliebe zu wandeln."
So empfingen wir Recht aus Justitia's Händen und Herzen,
Und ich wendete nun den schweigenden Blick an des Volkes
Reihen hinab und hinauf, ob keiner hebe den Arm auf
Und das Eisen, den Schädel der Unglückseel'gen zu treffen,
Und die Schriften zusammt der loderuden Flamme zu reichen;
Aber ich wartete lang, und vergebens wandt' ich die Augen.

Ach! mich prefste des Volkes Verblendung! und ich erblickte
Schon die Zeichen des Falls, den Stolz und das nichtige Reden,
Und ein Herz erfüllt mit thörigter Wonne des Tages,
Oder mit täglichem Schmerz; — es komme jedes und gehe. —
Nicht mehr richten durfte der Bruder über den Bruder.
Denn dem Leben entging die Kraft inwohnenden Rechtes.
Keiner kannt' es. Von einigen ward es mit Gelde gehandelt.
Denn es verkauften es die, bei denen Wissen bestellt ward.
Aber es wollte das Recht nicht Streiten setzen ein Ende,
Jedem der Handlungen Maas vorzählen, und herrschen in jedem.
Fangen wollt' es unwissenden Haufen. Fehler belacht' es,
Und begünstigte Streit, und gab dem Streite die Wege.

Und

Und Unwissende bracht' es zum Fall. Zu schnödem Gewinste
Trieb es die Gier, und rüstete auf allen Seiten die Habsucht.
Nicht zu fragen wandte man auf zu dem Richter die Augen:
Ob in Rechten auch wohl für drängende Lagen ein Rath sey?
Denn die Fragen duldete nie der kriegrische Richter.
Kläger hiefs der Fragende gleich, und Beklagter ein andrer,
Streit die Frage, mit Haaren ins Recht her wurde der Zeuge
Beigerufen, die Habe vertheilt, und die Ruhe gegeben,
Und den Spruch mit Gewalt bestätigte selber der Richter.
Einer konnte nun Wissen erobern, und an die Spitze
Stellen den sieben Rechten sich keck, und gegen einander
Alle lenken und ziehn nach Belieben. So viel Geredo

Fand sich allda, dafs jedem Geschäft ein passendes Sprichwort
Raum anwies, sich dorten nach Lust zu wenden und Laune.
Aber ein bleibender Richter ward Sachen gegeben und Menschen,
Ein Vertheiler des Guts, drum freuete vielen das Glücksspiel,
Durch das Wissen des Mann's ein treffliches Loos zu erwerben;
Aber wie oft behielt er die auszutheilenden Austern!
Da man dem Richter jedoch nicht vollen Glauben zu schenken
Nöthig hatte, und dreimal nach Wahrheit durfte zu Recht ziehn,
Glückte doch manchem Verlohrnes Verlohrenem wieder zu nehmen.
Denn ein Kämpfender setzte sich selbst und das Seine zum Kampfe.
Leben erhielt auch vor allen die Schrift, es traute dem andern
Keiner, der nicht den Namen gelesen von wissenden Händen.

Auch

Auch dem Vater glaubte der Sohn nicht, eh' er in Schriften
Sich des Wahren versichert. Kein Schimpf war unter den Brüdern,
Unter sich andere streiten zu lassen wegen dem Vorrecht.
In den liegenden Schriften von wissenden Händen geschrieben,
Nicht in der thätigen Hand, versuchte man Schätze zu heben,
Und todtscheinendes Wort verbarg oft trügrisches Leben,
Nur ein Pünctchen darin berief zum Hader die Streiter.
Aber wie sollt' auch der Satan nicht aufstehn unter den Menschen,
Wenn sie selber ihn rufen mit heiserer Stimme vom Abgrund?
Bös ward jeder gehalten, im Recht Betrug zu erhaschen
Strebte man, allem Geschäft zwiezüngiges Streben zu ordnen.
Ueberall beugte man vor und nannte bei Namen den Bösen,

Sah ihn lauern beim Mahl und beim Wein, und ein grauses Gespenst stehn
Hinter den munter Redenden, hinter dem Wanderer herziehn.
Darum trat er denn auch mit blutigem Fuſse die Häupter,
Redet' aus allverehretem Mund, und rief in Gesetzen.
Wie nun aber das Böse mit jeder Stunde vermehrt ward,
Liebt' ich das seltene Gute noch mehr, den Jünglingen naht' ich,
Deren reines Gemüth fern noch von böser Erfahrung,
Suchte das Wissen mit reiner Begier und ihm Freude vermählte,
Dafs sie aus solchem Gewirr mit alles ordnender Seele
Möchten den Faden finden hinauf zu der Mutter Asträa.
Aber traurend sah ich die Qual der geängsteten Seele
Abgeschreckt und niedergedrückt von betäubender Kunde,

Doch

Doch vom gerühmeten nicht unziemliches wagend zu denken,
Mit dem Gedächtnifs schuldlos fassend die giftige Lehre;
Bis sich die Weisheit erkannt in wohl erfahrener Uebung,
Und der verführende Weg verdeckt' die bemäntelte Willkühr.
So erlernt' ich den Himmel zu finden über der Erde.
Dennoch aber vergefs ich bei wenigen nimmer den Eingang,
Und die Treue vereint dem Suchenden öfter die Tritte.
Also fanden wir dich, ein ungewohnetes Schauspiel,
Tretend mit Füfsen die Bücher der Rechte, denen du lange
Schweifs und Glauben geliehn, und freuten des zornigen Tritts uns.
Aber behalte den Augenblick, Freund, zu erfahren begier'ge
Leitet das Auge beständig in anderem Glauben und Meinen.

Vie-

Vieles brauchest du nimmer mit Blicken zu schauen. Versuche
Reichen die Hand dem Versucher. Verachte die schenden Augen,
Und beschau in der Seele des Alls vorleuchtendes Bildnifs.
Auch das meinige findest du dort, und wo dir genüget,
Kannst du den Himmel erneun, und mit Füfsen treten den Satan.
Jenes ist wahr und eines. Die täglichen Bilder dem Wissen
Eingegeben, zufälligen Gangs, zerreifsen dich selber,
Wie Justitia sich den inneren Busen durchbohret,
Wenn sie auch lachende Lust im lügenden Munde verkündet.“

Gewalt-

Gewaltsame Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel zu O*** zur dritten Satire.

Wie nun offenbar seyn mufs, mit welcher Hingebung ich mit dem deutschen Publico unter den Fahnen des Verfassers fechte, so glaubte ich auch mit der Zeit hoffen zu dürfen, dafs ich in jedem geheimen oder öffentlichen Angriffe würde zu Rathe gezogen werden. Nicht so. — Der Verfasser schlägt vor meinen sehenden Augen drei Satiren unter. Ich hätte ja ein Kind seyn müssen, der ich den Plan kenne, wenn ich das Stillschweigen über Verwaltung, Vertheidigung und Eigenthum nicht hätte merken sollen. Demohngeachtet leugnete der Verfasser anfangs. Dann gestand er, drei der nun folgenden Satiren könne er nicht geben, weil man sie ihm immer um die Ohren brummen, oder noch gar mehr thun lassen würde. Denn er sähe ganz klar, dafs sie ihm doch aus dem Bunde seiner Satiren würden abwendig gemacht werden, und dafs dergleichen Apostatae grade am rachsüchtigsten wären, und ihren eigenen Vater mit grofsem Vergnügen zwischen Himmel und Erde sehen könnten. Er wisse

aber

aber dafür ein Mittel, er wolle nämlich die drei Titel der Satiren, welche die Erde, das Schwerdt und die Krone hiefsen, blos hersetzen, es könne dann jeder in seiner Art etwas dabei denken. Und nun, kaum traute ich den eigenen Augen, brachte er mir die zum Druck fertige letzte Handschrift mit den blos hingestellten Namen der drei fehlenden Satiren und den beigefügten Anmerkungen: welche Gegenstände darunter zu befassen wären. Indem ich ihm vorstellte, dafs er sich hierdurch erst den Mund verbrennen würde, welches ich ihm eigentlich hätte gönnen sollen, wollte er davon nichts wissen, und erst, indem ich die Besorgung des Abdrucks gewaltsam erhielt, nahm ich mir die heilsame Freiheit, die leeren Namen wegzustreichen. Man hätte nun nach diesem Wunder glauben sollen, welche böse Mysterien und Schmähungen darin aufgehäuft wären, welches gewifs jeder andere mit der Sache unbekannte angenommen haben würde. Ich aber errieth gleich, dafs eine Thorheit oder ein Eigensinn dahinter stecke, und gab dies dem Verfasser auch ziemlich deutlich zu verstehen. Er antwortete darauf: Er habe sie wirklich blos für sich fertig liegen, und würde sie nur so lange schwarz auf weifs lassen, bis er sie wieder wie in einen Topf in sich hineingebracht

bracht hätte, (dies mufs nun wohl etwas langsam gehen) dann aber sollten sie zu sammt den Bildern durch das Feuer gereinigt werden. Kaum hatte er das Wort Bilder heraus, als er sich schnell den Mund zuhielt, und ein gewaltiges Versehen gemacht zu haben, sich selbst verlegen eingestand. Ich erfuhr also zufällig, dafs er zu den Satiren sich Bilder entwerfe, und that auch, so gut ich konnte, als schwebe mir keine Frage darnach auf der Lippe. Als der Verfasser aber bald darauf von jemand herausgerufen wurde, nahm ich die Gelegenheit wahr, unter seinen Papieren zu suchen, und fand nicht nur die Bilder, sondern auch die wahrscheinliche Ursache, warum sie nicht unter das Publicum gehen sollten. Sobald ich die Bilder zu der Krone und der Erde gesehen hatte, verging mir auch gleich der Appetit zu den Satiren. Denn sie sind so magisch und mystisch, dafs sich der Verfasser blos deshalb geschämt hat, sie öffentlich zu zeigen, weil man ihm sogleich seinen Platz in der Kunst anweisen würde, wofür er sich so sehr fürchtet. Man würde den immer Versprechenden, Hofnungsvollen, auf andere Weisenden, und nie auf den Grund Gehenden erkannt haben, der keine Absicht hat, ins Trockne zu führen und mit seiner Vegetation bekannt zu machen, welche sodann

für die Sichel der Kritik gehörte. Demohngeachtet verräth er sich aber doch immer selbst, und fällt aus seinem Winde nicht einmal als Regen, sondern als Mondstein auf die Köpfe, wovon sie aber doch nichts merken sollen. Ich muſs aber nun den Lesern über den Fund Rechenschaft ablegen, und habe ihn deshalb, trotz des Verfassers Widerstande, dem Gedächtnisse einzuprägen gestrebt.

Das Bild zu der Krone stellt eine gewaltige Blume, wie es scheint, vom Aloëgeschlechte dar, deren Blütenkelch gegen den Himmel geöfnet ist. Sie wächst auf einem pyramidalischen Felsen, welcher sich aus fruchtbarer, fester Erde erhebt, worüber sich Bäche des Felsens ergieſsen und zu Strömen werden. Die Erde unter dem Berge ist voll unzähliger arbeitender Figuren. Man unterscheidet Säende, Winzer, Mähende, Hirten, Fischer, Schiffende, ein buntes Gemisch eines nach Gewinn strebenden Volkes. An dem Felsen bemerkt man Metalladern, an denen Bergleute arbeiten, und auf den Stufen erscheinen munter Hinanstrebende, welche Waffen tragen. Diese klimmen bis an den Stengel der Blume hinan, in dessen stachlichten Blättern Krieger in eherner Rüstung umherzuklettern scheinen, und von denen die untersten die Waffen annehmen, die

aus

aus dem Metall des Berges bereitet seyn werden. Man sieht sie die Blätter des Stengels bis unter den Blumenkelch besetzt halten, um den diese den ersten grünen Kelch bilden, und ihre Schwerdter theils gegen die Lüfte, theils nach untenzu zücken, so dafs die Blume durch diese Umgebung wie eine Festung vertheidigt zu werden scheint. Ueber jenem stachlichten, mit Kriegern besetzten Kelch erhebt sich nun ein zweiter lichtweisser, welcher eine Lilienform mit gespaltenen, übergelegenen Blättern zeigt, durch deren Zwischenräume man erst den innersten Kelch erblickt. Auf den Spitzen dieser weifsen Blätter befinden sich Segnende und Betende, welche theils zur Erde hinab zu reden scheinen, theils ihre Hände gefaltet zum Himmel empor heben, theils sich zu dem inneren Kelch der Blume hinab wenden. Ihre Kleidung sind reichgeschmückte priesterliche Gewänder. Durch diesen zweiten Kelch sieht man nun den fünfblättrigen, rosénfarbigen inneren der Blume, aus welchem sich die goldenen Saamenwerkzeuge mit reichlichem Staube bedeckt erheben. In der Mitte dieser Saamenwerkzeuge, welche einen Thron mit sieben niederern Sitzen umringt bilden, führt ein gekrönter Genius den Vorsitz, welcher damit beschäftigt zu seyn scheint, den goldenen Staub des

Saamens zu sammeln, und ihn auf die unterliegende Erde hinabzustreuen. Diesen goldenen Saamen sieht man als die wahre Wunderessenz auf die Erde niedersinken. Denn sobald er dieselbe erreicht, entwickelt er auf den Strömen Brücken und Schiffe, bei den Handwerkern Werkzeuge, bei den Kriegern Waffen, Häuser in den Städten, Bücher und Psalmen in den Händen der Priester; und um diese Verwandlung auf dem Bilde augenscheinlich zu machen, sind alle die so gewordenen Dinge mit goldener Farbe gemahlt, und mit dem Strich des Goldsaamenregens in Verbindung gebracht. Auf den Sitzen um den König befinden sich (wahrscheinlich die Minister) Personen, welche goldene Gefäße halten, in welchen sie den goldenen Staub dem Genius darreichen. Sie tragen einfache graue Gewänder und Bärte, ähnlich den alten Weisen. Neben der Arbeit scheinen einige die Harfe zu spielen, andere blättern in Schriften, andere schreiben. Oben in den Wolken erscheint ein weibliches Wesen, ohne Zweifel die himmlische Asträa des Verfassers, welche den Genius an einem goldenen Faden zu leiten scheinet, und ihm mit der Linken ein Buch vorhält, in welches er bei der Arbeit einen flüchtigen Blick wirft.

Siehe da, das Gouvernement des göttlichen Volks, von Asträen regiert, von dem Genius gehandhabt. Nach der Eroberung dieses Bildes liegt mir nun ob, von dessen Sinn den Lesern einiges bemerklich zu machen, über welche Auslegung von meiner Seite, der Verfasser, wenn er diese Anmerkungen lesen sollte, nicht wenig erschrecken wird. Unten also auf der Erde finden wir die göttlich Administrirten, deren geschäftiges Gebiet sich bis unter die Blume erstreckt. Die Hinanklimmenden scheinen schon Diener des Gouvernements zu seyn. Denn sie tragen die Bedürfnisse der Krieger in deren Hände, indefs die Wurzel der Blume, deren Fasergewebe man sehr weit verfolgen kann, das Uebrige von selbst herauf zu ziehen scheint. Der erste rauhe Blätterkelch, die Befestigung der Blume gegen Aufsen und Innen, bezeichnet die Gewalt, deren Schutz über die unterliegende Erde einleuchtet. Der weifse zweite Kelch stellt die Kirche und den Volkssinn dar, welcher selbst dem Himmel näher ist, als die durch den letzten rosenfarbenen Kelch dargestellte Freiheit, die als das Product alles Lebens und aller Arbeit des Bildes, das Bild selbst befruchtet und regiert. Hiermit empfangen dann die Leser den jungen hofnungsvollen Mystiker, dessen Nebelidee ich weder bestrei-

ten, noch anderem Tadel als dem, der in ihr selbst liegt, aussetzen will.

Was mögen aber nun meine geneigten Leser denken, wenn ich ihnen von dem Bilde zur zweiten untergeschlagenen Satire, der Erde, erzähle, dafs es in einer Charte besteht, einer wirklichen magischen Landcharte. So sehr ich mich angestrengt habe, konnte ich doch auch nicht das geringste von ihrer Bedeutung herausfinden, nur dafs ich wohl mit Augen erblickte, wie der äufsern Gestalt Deutschlands auf eine komische Art Zwang angethan war, sie auf Zeichen zu stellen. Das Hauptzeichen war ein runder Kreis, eine Null, nicht ohne Bedeutung, da ja nach einer gewissen Lehre aus der Null alles entstanden ist. Denn Böhmen hat der Verfasser in des Ganzen Mitte gebracht, als eine grofse Capitale, deren cirkelförmige Mauren das Riesengebirge, Erzgebirge u. s. w. darstellten, so dafs man wohl sagen konnte, Böhmen in Prag. Das Ganze lag mit den Alpen, Polen und dem Rhein, und der Nord- und Ostsee in Verbindung, und stellte eine Vergötterung der Null in der Mitte, in mancherlei gothischen Characteren dar, welche die übrigen deutschen Gebirge und Flüsse um Böhmen bildeten. Hierin werden denn die Leser wohl noch mehr Gründe sehen, warum der Verfasser sich den Mund zubielt.

Der

Der Verfasser steht in dem Glauben, Böhmen sey der unüberwindliche Mittelpunct Deutschlands. Er will dies mit den vielen unglücklichen Feldzügen, die gegen Böhmen gerichtet worden sind, beweisen. Er glaubt entdeckt zu haben, dafs alle Vertheidigungslinien durch die Natur um Böhmen gebildet worden seyen. Er legt dem Volke einen entschiedenen Character der Gröfse bei; vergifst aber, dafs eben dieses Volk am entferntesten von deutscher Bildung und den übrigen Vorzügen der Nation stehet.

Was die dritte Satire, das Schwerdt, betrift, so fand ich zwar weder ein Bild dafür, noch eine zusammenhängende Satire, war auch nicht begierig darnach, weil sie ebenfalls mit einer Nebelidee wird eröfnet seyn, und sich in Beschimpfen des Bestehenden aufgelöst haben wird. Gewifs hat die Vertheidigung bei dem Verfasser eine entschiedene Analogie mit dem Eigenthum, welches so, wie es nach der Stammidee vertheilt und verwaltet werden mufs (eine eigene Vertheidigung des dominii eminentis), so auch nach der Besetzung eingerichtet liegen, und die Vertheidigung nach natürlichen, in der Lage gewahrten Bestimmungen an Hand geben mufs, und diese Vertheidigung scheint auf dem vorher angeführten Bilde über das deutsche Eigenthum durch die gezwungene Gestalt der

Berge und Flüsse um Böhmen dargestellt zu seyn. Sie scheint mehr in dem Besitz der Natur und der Benutzung des gegebenen Territoriums zu liegen, als in der Tapferkeit des dasselbe bewohnenden Völkerstammes. Da aber der Verfasser seine Ideen hierüber der Publication hat entziehen wollen, so will ich nicht weiter das in Gesprächen Aufgegriffene als seine Meinung der Critik blos geben. — Also jetzt zu der privilegirten Justitia, mit welcher der Verfasser doch hat hervortreten mögen.

Ich gestehe gern, dafs ich mit dieser Satire zufriedener seyn kann, als mit vielen andern. Denn unser divino politico hat doch in manchem, hier nicht Unrecht, die Divinität doch hier etwas mehr an den Haaken gehängt, und sich etwas mehr der Realität beflissen. Doch aber ist es ihm unmöglich, vom Rechte zu denken wie andere ehrliche Leute, und hier ist drum immer die schwache Seite am Tage. Seine Ansicht vom Recht, die auch schon deutlich genug aus der Satire hervorgeht, hat er mir noch sorgfältiger aus einander gelegt. — Es verstehe sich, sagt er, von selbst, dafs er nicht von dem Rechte der Natur, oder dem freien Rechte (welches passender wäre) hier rede, sondern von dem im Staate gebundenen Rechte. Das Recht im Staate sey des Staates Pfand, eine Re-

gel,

gel, welche den innern Frieden sanctionire, der Unbequemlichkeit der Nähe und des Beyeinanderlebens durch Kunst abhelfen solle, indem sie eine Gewalt des Willens für alle aus allen errichte. Die Kunst müsse daher eine Gewalt hervorbringen, welche sich dermafsen in dem Sinne der Bürger gestalte, dafs sie zu dem Willen der Gesammtheit werde, und die besondere Scheide aller Berührungen der Bürger mit einander abgebe. Das Recht im Staate bilde sich daher in Gesetzen zu einem Gränzstein des Willens im Verkehr mit den gleichen Gliedern des Staats und dem Staat selbst. Sowohl einem jeden zu sichern, das Seinige zu befestigen, als das Ganze in sich zu ordnen, und jedem seine Sphäre im Ganzen zu geben, strebe das Recht gegen den Streit mit Staat und Mitbürger an. Das Recht sey daher gegen den Hader, und der Streit gegen das Recht; da hingegen das Naturrecht das Recht für den Streit sey. Gesetze sollten die kämpfenden Elemente niederschlagen und sich setzen machen. Um aber aus der Gewalt, die allein im Staate den rechtlichen Weg anordnen könne, in den dem Rechte gebührenden Frieden zu kommen, sey es nöthig, dafs dasselbe sich den Bürgern als Wille im Sinn darstelle, daher sich zum Glauben mache. Da es nun aber nie eigentlich Recht und Frei-

heit, oder Naturrecht des Besondern werden könne, indem es nur in einer künstlichen Gleichheit, welche der Staat gebe, sich befände, so könne es nur dadurch in den Sinn übergehen, wenn es sich genau durch die Form an die Stammidee des Volks anschliefse, und also zugleich dadurch frei zu werden strebe, jedem nemlich z. B. die Strafe so einbilde, dafs sie weder eine Rache des Staats, noch zu seiner Besserung und dergleichen gegeben sey, sondern ihm als die mit der Handlung gewollte und aus sich genommene ewig gleiche Folge der That erscheine. Frei aber könne es nur dann scheinen, wenn es etwas ewiges, etwas unwandelbares, etwas stehendes und eines sey. Daher müsse es, wie die Religion das Werk eines Göttlichen, so das Werk eines Weisen seyn, dürfe sich weder verwandeln, noch erneuert werden, und müsse in Klarheit ganz in die Meinung und den Willen aller überzugehen fähig seyn, von jedem also verstanden, von jedem ausgeübt werden, und daher nicht mangelhaft in den Grundzügen seyn. Sey dies der Fall, so falle der Rechtsstreit als etwas ganz unrechtliches weg. Denn die Gesetze regierten das Leben im Staat durch den Sinn, durch das Einwohnen in jedem Bürger, und da träten alle gewissermafsen als strafend auf, wo es verletzt würde. Denn es sey

nun nur möglich Verletzung oder Befolgung. Entscheidungen nach den Gesetzen seyen unnöthig, weil die Gesetze aus jedem richten, Entscheidungen gegen das Gesetz als die höchste Willkührlichkeit und Strafbarkeit unmöglich. Da, wo das Gesetz schweige, oder wo es scheine, als gehöre etwas nicht unter ein Gesetz, oder wo es zweifelhaft, unter welches, wo also eine Untersuchung des Falls wegen nöthig werde, trete dann ein schiedsrichterliches Verfahren ein, von dem Gesetze aber selbst geheiligt, und von beiden Theilen in gleichem Glauben gebilligt, und dies werde dann die Justiz, wo es auf Weisheit im Fortgange in der Zeit aufser dem Gesetz ankomme, die aber nie sich wieder als Gesetz für die Zukunft constituire und nur für die besondern Fälle gültig sey. Hieraus könne auch nichts dem Vereine Nachtheiliges entstehen, und es sey auch für keinen Streit im Rechte zu achten, sondern es bestände blos in der Frage sich für unwissend haltender in einem Rechtsgeschäft, an einen für weise und billig geachteten, um wie man eine Facultät befragen läfst, von ihm das Zeichen zu erhalten, dafs man einen Glauben verlange, in dieser Sache nicht gegen das Recht verstofsen zu haben. Und allein im Glauben könne auch dieses Verfahren eine Kraft erhalten. Dem

Staate könne auch nur allein an diesem Glauben liegen. Ob dieser oder jener grade Recht erhält, kann ihm einerley seyn. Nur daran liegt ihm, dafs seine Bürger durch den Glauben an das Recht sich in ihren Sphären sichern und behaupten, und die Bequemlichkeit des Beyeinanderlebens dadurch gefördert werde; nicht aber man gezwungen sey, Hab und Gut an den Richter und die Gerichte um Recht zu verkaufen, und wegen einer Frage nach dem Gesetz, sein Vermögen aufs Spiel zu setzen, ohne allen Glauben an Recht, in völliger Unkenntnifs und Blindheit, einem dunkeln Glücksspiele vertrauend, ohne Glauben an den Richter und unwissend mit einem Rechte beschenkt, was für den Streit gemacht ist, was den Streit in benannte Corps ordnet, und dem Streite fröhliche tactische Regeln ordnet. Dies sey denn das Recht der Hölle, die Satans-Tochter Justitia, welche dem Staat wie ein Polyp sich eingesaugt habe, und von Jammer und Elend lebe. Allein jene Milde des in allen wohnenden Gesetzes sey der beste Gewährsmann öffentlicher Sicherheit und der Ruhe im Besitz. Indem jeder auf die rechtlichen Verhältnisse aufmerksam sey, würde die Ungerechtigkeit in die Hölle verwiesen, und könne ihr Haupt auch nicht einmal in verfälschten Schriften verbergen. Der Staat werde dadurch aber

nicht

nicht der bedeutenden Sorge des Wachens überhoben, denn er habe die Controlle über die Handhabung des Gesetzes bei Untersuchungen und Verletzungen immer noch nöthig, alles aber nur in Gemäsheit des Gesetzes. Ueberhaupt gar kein Verfahren ex officio, ohne Gesetze zum Grunde zu haben, als Polizeimafsregel u. s. w. sey in einer Rechtssache von Gültigkeit. Sobald aber die Sache aufser dem gegebenen Rechte liege und von Folgen für den Staat werde, greife die Polizei ein. Sodann ergofs sich der Verfasser in eine grofse Lobeserhebung des französischen Gesetzbuches, oder vielmehr der Ideen, die der Kaiser Napoleon selbst bei dieser Gelegenheit geäufsert habe. Sein Gedanke sey es gewesen, das Gesetz in den Sinn des Volks zu bringen und in den Willen des Volks zu verwandeln, sein Gedanke, das Gesetz gegen den Streit zu stellen, und dem Streite Frieden zu geben, und wo ja Streit seyn solle, Vermittelungen (Friedensgerichte) anzuordnen; ebenfalls sein Gedanke: der Familienrath, die Abschaffung der drei Instanzen, dieser unrechtlichen Rechtlichkeit, die Ergreifung der Gegenstände in der Einheit und Allgemeinheit, und die Kürze und Klarheit, eben so die völlige Zerknickung des verderblichen römischen Rechts. Alles dieses bewiesen die bei

die-

dieser Gelegenheit vom Kaiser gehaltenen Reden. Aber das Schicksal der Zeit, die aus ihrer Vielheit sich so schwer zur Einheit erheben könne, und die Verflechtung erfahrener Rechtsgelehrten in den Gang der Gerichtsdiscussionen, habe so viel an den treflichen Ideen des Kaisers gezerrt und vom alten Plunder wieder zu Hülfe gerufen und zugenutzt, dafs das Werk nur zum Theil der ersten Idee nachkomme. Das römische Recht habe nicht verfehlt, seinen Consens in die meisten Materien zu geben. Doch habe das vom Kaiser einmal Angegebene nicht fehlen dürfen, welches auch die wohlthätigsten Wirkungen schon gezeigt habe; dahingegen sey immer durch das Gedächtnifs dem abgerissenen Faden des Genies nachgeholfen worden. So weit der Verfasser, dessen Genie aber in meinem sehr guten Gedächtnifs nicht abgerissen worden ist. Denn ich stehe für die so gegebenen Ansichten desselben. Kaum hatte er geendet, als ich mit aller Kraft der Wahrheit, die mir doch, ohne Rechtsgelehrter zu seyn, genug einleuchtet, diesen Ideen entgegen ging. Der Verfasser, sagte ich, widerspreche sich ja selber, indem er das Recht in dem Sinne einbilden wolle, da er es doch für eine Gewalt ausgebe. Wie aber eine Wissenschaft in jedem könne ausgebildet werden? Handwerker und Bauern hätten

ten mehr zu thun, als Gesetze auswendig zu lernen und sich um Rechtspflege zu bekümmern. Und welch ein elendes Recht, ein fertiges stehendes Recht von Noahs Zeiten her sey! Wie es voll von Aberglauben, dummer Strenge und Unhumanität stecken werde! und mit dem Plunder solle man sich noch dazu von allen Bürgern tyrannisiren und in seine Schranken weisen lassen? Ob ein Mensch in die Zukunft sehen könne, um Gesetze für jede künftige Veränderung zu geben? Müssen sich nicht Gesetze nach der Zeit ändern und wohlthätig vermehren lassen? Wie könnten sonst so heilsame Verordnungen, als wegen der Kuhpocken z. B. aufkommen, wovon man vor tausend Jahren doch nichts hätte wissen können? Zudem wie sollte ein Haufe Menschen, welcher kein bestimmtes vom Staat übertragenes Recht, jemanden zu controlliren hätte, so aufzupassen im Stande seyn, dafs er jeden Verstofs und jede Verletzung des Gesetzes beim andern sogleich bemerken könnte? Wie würde es den armen Mündeln alsdann ergehen, wenn der Vormund mit seinen Nachbarn gut stände? Wer wollte ihm auch in die Bücher gucken? Kurzum, des Verfassers Recht sey das wahre satanische Recht, dahingegen das alte römische Recht, und das fortgehende Territorialrecht an sich vortreflich wä-

wären, nur aber von schlechten Menschen auch, wie alles Gute, verdreht und verdeckt werden könnten. Dies sey aber kein Vorwurf gegen das Recht, sondern gegen die Menschen. Uebrigens eröfnet ja auch des Verfassers Ansicht den alten Processen wieder Thür und Thor wie vorher, nur mit andern Worten. Denn unter dem Schein, als passe kein Gesetz auf den etwas mit Fleifs entstellten Fall, könnten sie ja immer die Staatsbehörde zur Untersuchung rufen, und hier wäre Mangel an Instanzen Ungerechtigkeit, weil dadurch oft der Gesichtspunct einer Sache auszumitteln wäre. Diese Gegenrede setzte den Verfasser in die gröfste Verlegenheit, so dafs er anfangs ganz roth wurde. Hernach aber sammelte er sich wieder, um mit Spitzfindigkeiten mir die Spitze zu bieten, und deshalb fing er von Adam und Eva an. Ich habe, sagte er, noch gar nichts von dem Ganzen seiner Ansichten begriffen, auch wenn ich die drei untergeschlagenen Satiren nicht gelesen hätte, müsse mir die Gränzlinie der Gewalt und Freiheit bekannt seyn, da er das Wesen beider schon unterschieden habe. Ich verwechsele ja ganz, was der Form angehöre und was sich zur Freiheit erhöbe. Alles Göttliche könne ja nur eine sinnliche Gewalt in einer sinnlichen Form annehmen, und die Form werde ja nur angenommen,

um die Freiheit in ihr werden zu lassen; die Gewalt aber sey etwas Todtes, etwas Abgefertigtes, etwas Stehendes und Gebundenes; alles für sich Gesonderte und Ungebundene sey aber das Lebende und Freie. Wie ich also die Formen, aus denen die bestehenden Gewalten heraflössen, und in denen, als in dem Körper, der sich zur Freiheit entwickelnden Volksgeist verbunden seyn müsse, mit der Freiheit verwechseln könne? Zu dieser Form gehöre, wie gesagt, die Verwaltung als eine Gewalt in der Form begründet, die Vertheidigung als eine Vereinigung bestimmter physischer Kräfte, das Recht als eine Bestimmung äufserlicher Verhältnisse, die eine Gleichheit für jeden in sich trage, und die Erziehung, welche jedem das gleiche Zeichen des Staats aufdrücken solle. Keinesweges aber gehöre unter die Gewalt das Product der Gewalt, der Geist, der durch die Vermählung an die Form sich in einer freien Gestalt entwickele, so aus der Verwaltung das Lenken und Erkennen des Vortheils in der Gegenwart oder die Politik, aus der Vertheidigung der Gebrauch der Kräfte in der Zeit, die Strategie, aus den Rechten die bürgerliche Aufsicht oder die Polizei, aus der Erziehung die Bildung der freien Wissenschaft. Hierzu brauche der Staat die Erzeug-

nisse

Kiste der guten Form, die durch die Gewalt entwickelte Freiheit, die Weisheit in der Gegenwart, die empor gehobenen und freien Geister der Einzelnen, und überdem trete die Satire erst in dem Gebiete der Freiheit auf. Also wie ich habe einen Vorwurf daraus machen können, dafs der Verfasser die Verordnungen wegen der Kuhpocken zurück gewiesen, und das Vormundschaftswesen in Gefahr gesetzt habe? Dies gehöre ja vor die Polizei, die Wissenschaft, welche der Weisheit Raum verleihe, den Bürgern was ihnen das Recht nicht sichert zu sichern gegen Menschen und Natur, welche aber nur fufsen könne auf der bestehenden Gewalt des Rechts, und daher als Freiheit nur aus dem Rechte werden könne. Ich brauche nur des einsichtsvollen und scharfdenkenden Hofrath Thibaut System des Pandectenrechts anzusehen, so würde ich auch schon dorten das Vormundschaftswesen vom Rechte in die Polizei versetzt finden. Mit den Kuhpocken verstände es sich schon von selber. Was nun die übrigen Vorwürfe beträfe, dafs er das Recht in den Sinn verwandeln wollte, und es doch für Gewalt erklärte, so seyen sie kaum der Mühe werth, beantwortet zu werden. Denn es verstehe sich ja von selbst, dafs Gewalt, Sinn und Freiheit sich unterstützen und zu Einem

wer-

werden müfsten, warum? sey bei dem Rechte schon für jedem Verständigen klar. Was die Schwierigkeiten anbetrifft, die ich dem Rechte entgegen setze, wenn es eine allgemeine Gewalt im Sinne der Bürger werde, so müsse ich das Lernen für eine schwere Sache, und das Recht für eine unbegreifliche Kunde halten. Das Recht aber sey an sich, wenn es einen wirklich weisen Vater im Volk habe, so leicht, dafs es mit der Muttermilch eingesogen zu werden scheinen müsse. Dann erst sey es des Volkes wahres Stammrecht, und grade einem Volke, welches sich zuerst in seinem Bewustseyn rege, könne ein Recht heilig und verehrt werden, und einem auserfahrenem, zergangenem helfe auch der Weiseste nicht. Auch werde ja das Recht dem Volke nicht zur Willkühr überlassen. Schon der Glaube hindere die Willkühr, und wo dieselbe nöthig sey, trete sie von Staatswegen als polizeiliche Freiheit ein. Wie sich von selbst verstehe, könne aber die Polizei nie einen Act gegen das Recht geltend machen, und der Staat erlaubte von den Partheien erwählten Gliedern eine keinesweges aus der Luft zu greifende Entscheidung im Zweifel. Dies sey die unabänderliche Idee des Rechts im göttlichen Volke.

Mit diesen Gegenerklärungen hofte nun der Verfasser mich wirklich gefangen zu haben,

und in den Terminis, die seine Einbildungskraft erst erfunden, und den Dingen aufgeschoben hat, mich gänzlich mit Wahrheit zugewickelt zu sehen. Ich sagte ihm aber: Gesetzt auch, Sie hielten alle diese Ansichten für wahr, wofür ich sie nicht halte, können Sie leugnen, dafs des grofsen Göthe Ansicht vom Recht der Ihrigen bei weiten überlegen sey, und dafs die Ihrige gänzlich davor vergehe? Im Faust heifst es:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, dafs du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Sehen Sie, so gehet es Ihrem stehenden Rechte. Die Zeit, welche immer weiter eilt, verwandelt es in Unsinn. Nur das Recht ist das rechte, welches immer sich wiedergebiert und mit jedem Menschen geboren wird. Lieber Hofcriticus, sagte der Verfasser spöttisch, da Sie Göthen gegen mich anführen, welches mich sehr ermuntert, so erlauben Sie mir, geschwind

Ihnen

Ihnen eine kleine Komödie aufzuführen. Sie heifst die Inquisition. Personen sind blos der Geheimerath von Göthe und der Grosinquisitor. Der Schauplatz ist Gott weifs wo, aber er ist:

Grosinquisitor.

Was haben Euer Excellenz dem bestehenden Rechte für einen Schimpf angethan, dem Volk in den Mund zu geben, dafs es eine ewige Krankheit sey, und dafs das Recht mit jedem müsse geboren werden, um beglückend zu seyn?

Göthe.

Wie? Sind der Herr Grosinquisitor etwa vor oder nach dem Rechte geboren? Welches Recht wäre wohl nicht mit uns geboren? Wir eben werden unter das Recht geboren. Alle unsere Rechte sind ja mit uns geboren.

Grosinquisitor.

Aber Sie sagen ja, dafs ein Enkel unglücklich wäre, weil er das Gesetz der Väter erbe.

Göthe.

Das ist die Schuld derer, die Böses aus Gutem herauslesen wollen. Wie viele Rechte werden auch noch mit unsern Kindern geboren und mit unsern Urenkeln, über die wir uns gar nicht zu beklagen haben. Aber das war zu Fausts Zeiten noch die Mode nicht, da waren

noch halb und halb Faustrechtszeiten, und es ward eigentlich nichts mit den Leuten geboren, als was ihnen grade der liebe Gott mitgegeben hatte. Die Menschen gaben nur sehr unbestimmtes zum Leben her.

Grosinquisitor.

Aber Sie reden ja von Rechten, die sich fortschleppten.

Göthe.

Das sind eben die unordentlichen Rechte, welche noch nicht durch neue heilsame Verordnungen mit jedem wieder neugeboren, und anders geformt wurden.

Grosinquisitor.

So wollte ich es aber gar nicht haben. Ich selbst bin diesen Verordnungen eben nicht hold. Sie hätten sich lieber in das Naturrecht werfen sollen. Dann würde das Volk, wenn Sie dies herausgestrichen hätten, kein Gift daraus saugen, da es doch weifs, dafs es im Staate nicht gelten kann.

Göthe.

Ey, da kann ich gleich helfen. Ich kannte einen Bauergesellen, der nicht schreiben konnte, und einen Ring bestellte, worauf die Worte: „liebe Louise, liebst du mich noch?“

zärt-

zärtlich stehen sollten. Als er fertig war, las ihm der Goldschmidt vom Ringe die Worte vor. Sie lauteten ihm aber nicht zärtlich genug, und er gab einen Thaler mehr, um sie in zärtlicheren Ton setzen zu lassen. So kann ich den Spruch gleich Ihnen in Ton setzen. Alle bestehenden Rechte, die durch den Staat gegeben sind und gegeben werden, können Sie sich unter der ewigen Krankheit denken, das Naturrecht hingegen als das Recht, welches mit jedem geboren wird. Dies ist denn ein Recht, welches sich besonders aus der Natur eines jeden Menschen ableiten liefse, und welches der Staat nicht geben kann, weil er mehrere über einen Kamm scheeren mufs.

Grosinquisitor.

Euer Excellenz sind ein Allerwelts Mann! Der Vorhang fällt. Was wollen Sie denn mit diesem Spuck? fragte ich den Verfasser. Ihnen nur zeigen, erwiederte er, dafs Sie mit Ihrem Sprüchlein abgefahren sind. Wie so? fragte ich. Sehen Sie denn nicht, antwortete er, dafs, wenn wir den Spruch, wie es denn doch wohl das vernünftigste ist, auf Naturrecht anwenden, er uns nichts angeht? Denn ich rede ja nicht von dem Recht, worauf jeder Mensch als Mensch, als Freier, für sich bestehender, gegen das Uni-

versum Ansprüche macht, von dem freien Rechte, ich rede von dem, was ihm vom Staate, von der Form, durch Gewalt gegeben werden muſs, weil er nur in der Form frei werden kann, ich rede von dem bürgerlichen Rechte, wenn Sie es noch nicht wissen, und dieses muſs, da es eine Gewalt nach der Stammidee constituiren soll, und sein Leben in dem Sinne des Volks erhalten muſs, ein Bleibendes, ein Stehendes, und Eines seyn. Alles übrige ist vom Uebel. Nach dieser Wendung des Gespräches meinte der Verfasser mich nun ganz aus dem Felde geschlagen zu haben, und warf einen triumphirenden Blick nach mir. Ich aber nahm meinen Göthischen Demantschild, reinigte ihn vom Staube und blendete den Verfasser von neuem, indem ich sagte, wie Göthe das leider habe hinzusetzen können, wenn er nicht eine Möglichkeit gefunden habe, das jedem rechte Recht im Staate geltend zu machen? So gehen Sie in des Teufels Namen, rief der Verfasser, sich ein eigenes Recht, und Ihren Schülern und Kindern eigene Rechte, die alle mit Ihnen geboren werden, und die sie Ihnen schon sagen werden, und warten Sie, was heraus kömmt. Gott verleihe Ihnen seinen reichen Segen zu dem Plane, nur halte er mich fein von Ihrem Hause, damit ich meine Rechte für mich behalten möge. So

muſs-

mufste ich denn sehen, wie alle meine Einwürfe scheiterten, und die Satire blieb nach wie vor. Die Leser werden meine Bemerkungen verstehen und sondern, und sollte noch, da die gegenseitige Hitze uns beide verblendet haben könnte, ein guter Mittelweg durch ruhige Ueberlegung und erfahrenen Verstand zu finden seyn, so werden ihn die geneigten Leser gewifs finden. Hiemit lasse ich denn den allgemeinen Streit fahren, über den ich getreu referirt habe, und eile zu den besondern Noten.

Besondre Noten.

In dieser Satire ist in sofern wieder die alte Leier, dafs eine passive Person da ist, welcher von irgend einem immaginairen Wesen die Satire vorgebetet wird. Ich nahm nun stillschweigend an, dafs diese Person, wie es der Verfasser nun einmal beliebt hat, die junge Satire sey, welche die Himmlischen selbst im Schmähen unterrichteten; aber wie wurde ich aus meinem Himmel gerissen, als am Schlusse der Glaube plötzlich diesen jungen Mann lobte, dafs er die Rechtsbücher, deren Inhalt ihm nicht in den Kopf wollte, mit Füfsen getreten habe, welches denn die Scene auf irgend eine Universität brachte, und zum Helden einen Studiosum juris erhob.

Als ich dies so ganz nach der Natur dem Verfasser vorhielt, erschrack er etwas, und sagte: Darüber bekomme ich auch gewiss etwas auf den Pelz. Doch da Sie als Repräsentant der Critik gleich neben mir stehen, und ich selbst dieser arme Held bin, so wollen wir es unter uns abmachen, und ich bitte daher um Gnade und Ueberhüpfung dieser Schwachheit. Ich versprach beides zwar, aber da das Papier grade vor mir liegt, kann diese klägliche Geschichte ganz bequem mit erzählt werden *).

*) Anmerkung zu der Anmerkung.

So eben lies't ein wohlunterrichteter Freund diese Anmerkung, und sagt mir zu meinem nicht geringen Schrecken, dass sie ganz darnach gemacht wäre, nicht nur meine, sondern auch des Verfassers Arbeiten gänzlich umzuwerfen, er rathe mir daher, sie wegzustreichen. Deshalb will ich aber doch diejenigen Leser, welche sich allenfalls das Umwerfen einfallen lassen könnten, gebeten haben, sich lediglich mit ihrer bösen Absicht an den Verfasser zu halten, den ich nicht allein, wie Judas, bereit bin zu verrathen, sondern zu dessen Kreuzigung ich aufmuntere.

V. 12 werden die beiden Wesen, welche die Satire über das Recht leiten, genannt. Sie sind Treue und Glauben. Der Verfasser hat im Grunde sehr wohl gethan, sie zu Schildhaltern dieser Satire zu nehmen, denn ohne sie könnte man ihm weder glauben noch trauen. Uebrigens hat er sie als Pflegerinnen des Rechts in der Idee aufgestellt, dafs das Recht unter einem Volke blos im Sinne sein Leben erhalten könne, und zum Rechte werde. Bei einem rohen Volke, das den Gesetzgeber für einen Propheten und Gottbegeisterten hält, ist es freylich der Fall, dafs das Gesetz durch Glauben allgemein, und durch Treue bewahrt und geübt wird. Allein nie werde ich dem Verfasser darin recht geben, dafs er bei dem aufgeklärten Volke dasselbe verlangt, und aus dem Recht einen steinernen Gast, einen Oehlgötzen macht, der hinter jeder Thür sitzt. Das Recht ist nach Uns eine freie Wissenschaft, die sich immer erneuen, mit der Zeit fortgehen, nicht bilden und binden, sondern von den Gelehrten gebunden werden mufs. So allein erhält das Recht Würde, Ansehen und Wohlthätigkeit.

V. 18 hat sich der Verfasser ganz und gar versprochen, indem er freylich die Wahrheit gesagt hat. Aus der Satire, sagt er selbst, flieht

jede gute und beifallswürdige Annehmlichkeit, wenn sie sich in den Himmel versteigt. Ja wohl! ja wohl! Die Götter sind schön und majestätisch, aber wenn die Satire ihre Mienen nachäffen will, so wird ein Zerrbild daraus.

V. 30 et seq. enthält eine geschichtliche Unwahrheit. Die Deutschen, wenn auch nach Tacitus ihre gleiche Bildung als wahr angenommen werden kann, hatten, so viel wir aus den Alten wissen, keinen Gesetzgeber. Aber gesetzt, sie hätten einen gehabt, welcher Unsinn, wünschen zu können, dafs dessen Gesetze noch uns binden möchten! Der Verfasser will sich zwar hier heraushelfen und a priori deduciren, dafs die Deutschen schon Gesetze gehabt hätten; aber dies läfst sich wenigstens auf die Art, wie es angegeben worden, nicht annehmen. Sie waren eigentlich Priester-Knechte, und diese durften den Stock gegen das Volk gebrauchen. Was ist das für eine Ordnung? —

V. 34-43. Bei Gelegenheit der Rede des Gesetzgebers behauptet der Verfasser, dafs er durch Magie den Anfang des alten deutschen Gesetzes gefunden habe, welcher so lautete: „So nun der heilige Gott nicht laut an das „Volk hinschreiet, und sein Licht nicht de-

„nen

„nen leuchten läfst, die es ängstet und betrü-
„bet, freundlich aber ein und andern läfst
„Gnade angedeihen, kann es euch Mannen
„nicht im Herzen seyn, zu wissen was ihr
„nicht kennet, zu geben was ihr nicht habt.
„Ich aber rühme mich, von dem Lichte em-
„pfangen zu haben, und halte es euch für.
„Ihr aber könnt es nehmen und euch erleuch-
„ten und darnach handeln, wie ich darnach
„handele und es genommen habe, dem es
„nicht gehöret. Habet ihr es aber euch und
„euern Kindern gegeben, und ist es euch klar
„worden, so bewahre euch der heilige, gro-
„fse Gott für aller Weisheit. Denn alles, was
„von anderm Lichte in das meine gegeben
„wird, brennet euch und verzehret mein Licht.
„Sehet hier Anfang und Ende. Was ihr nicht
„sehet und was nicht gegeben wird, das ist
„eu'r Theil, was aber geschrieben steht und
„gegeben ist, das gehört dem Gesetze.“ —
So glaublich es auch einigen vorkommen mag,
dafs so ein Gesetzbuch heilsam anfangen kön-
ne, wenn der Dichter hier ein Ideal der Ge-
setzgebung folgend gedacht hat, so ist es doch
unglaublich, dafs eine vorgegebene Inspira-
tion, und für diese mufs doch jener Anfang
gehalten werden, beständig von Klugen wer-
de geglaubt werden. Das Beispiel liegt nah.

Wie

Wie wollte der Verfasser z. B. es bewirken, dafs ich je seine Ansichten als wahr annähme? Mögte er noch mehr vom Himmel reden als er thut, nimmer würde er mich bewegen, ihm Glauben beizumessen. Wäre nun ein Gesetz auch wirklich das weiseste, so ist doch auch der Dummen Beifall nöthig, um es allgemein gültig zu machen. Oder soll man den Dummen ausschliefsen? Dies wäre ungerecht. Eben daher ist und bleibt es wahr: keiner kann für den andern mitdenken. An eine allgemeingerechte Gesetzgebung ist nicht zu denken. Das Recht mufs mit jedem geboren werden, jedes Zeitalter mufs sich sein Recht verschaffen können, es mufs sich wie der Wind ändern können, und durch jede erneuerte Wendung besonders nach den Umständen sich umbilden. Des Verfassers Recht wird überall Anstofs geben, immer hindern und schaden. Hier, wie der Verfasser, in die Lücken und Fehler des Rechts Treu und Glauben zu substituiren, kann nur so lange helfen, als sie da sind, und ist im Grunde nur ein frommer Betrug, den der Verstand aufdeckt.

V. 70 u. 71. Bei Gelegenheit dieses Verses frug ich den Verfasser, ob er dann auch die Sprüche der Schiedsrichter, als eine Weisheit aufser dem Gesetze und Rechte, für etwas polizeili-

liches halte? Er sagte: nein! Ein solcher Spruch könne blos in der analogen Sphäre bestehender Gesetzformen liegen, und sey deshalb noch nicht das Product freier Ansicht eines in der Zeit liegenden Guts oder Uebels für das Ganze. Erst wo das Gesetz für die Zeit nicht sichere und gebe, fiele des Staates Gebrauch seiner Freiheit ein, und der Gebrauch derselben zu augenblicklichen Wirkungen in der Sphäre des Rechts, der Sicherung und Einwöhnung der Menschen im Staate neben einander, sey die Polizei. — Bei der Ansicht des Verfassers kann er die Polizei freylich nicht anders bestimmen; aber was für eine Polizei wäre die, welche sich nicht in Gesetze verwandeln könnte, welche nur gebieten, und nicht befolgt werden könnte? Aber ein näheres hierüber im Folgenden.

V. 75-124 erzählt der Verfasser Asträas Unfall und Justitia's Geburt in Italien. Hier leuchtet wieder seine Ansicht des Rechts in ihrer unerbittlichen und unnatürlichen Strenge hervor. Italien, und zwar Rom, sey das Vaterland der Tochter des Satan, der frevelnden Justitia, eben deshalb, weil die Römer zum erstenmal auf den vernünftigen Einfall gekommen sind, ein verständiges Recht aus den Ansichten der Menschen im Allgemeinen abzu-

lei-

leiten, und daher nicht egoistisch aus sich, sondern lange nach der unvollständigen Numaischen Gesetzgebung, aus der Weisheit der Griechen und anderer Nationen, sich ein ewiges Vernunftrecht geschöpft haben. Weil nun dieses Recht nicht nach der sogenannten Stammidee geformt ist, und auf uns sodann wieder übertragen, und oft auch wohl gemifsbraucht ist, so beschimpft es der Verfasser mit jener erdichteten Gebutt. Da aber doch immer Asträa die Mutter desselben ist, so mufs er doch zugeben, dafs auch noch etwas Gutes daran sey. Aus diesem Rechte leitet er denn Virginias Tod zum guten Anfang V. 153 u. s. w. her, und greift heftig das immer erneuerte und bekämpfte prätorische Recht an, welches er aus den Verrinischen Reden zu beleuchten bittet. — Dann hängt er der armen Justitia noch dazu auch den schlechten Plunder der bei uns entstandenen Gewohnheitsrechte auf, das Canonische Recht, das Territorialrecht, die Criminal- und sogar Polizei- und Monopol-Gesetze für einzelne, worauf doch die römische Gesetzgebung nie gekommen seyn würde, welches alles blos aus unserer Gutmüthigkeit und Nachsicht, wenn es ja ein Fehler ist, seinen Ursprung herleitet. Der Verfasser behauptet aber, dafs

die ganze Anlage des römischen Rechts, die Betrachtung eines juris naturalis, gentium et civilis, in jene Sphäre des deutschen Rechts, aus der Gewalt in die Willkührlichkeit, geleitet habe. Deshalb mufste er denn wohl der armen Asträa eine so böse Tochter geben. Was wir davon halten, wissen die Leser bereits, doch gestehen wir gern ein, dafs in Deutschland zu vielerlei gegolten habe. Aber dazu waren ja Territorialgesetze, um hier den Mifsbrauch zu hindern. Mifsbrauch aber kann man von allem machen, und ich möchte den Verfasser in der Noth sehen, wenn man sein Recht vor den Augen umdrehte, und er nicht vor und nicht zurück könnte. Denn so kann man fast jedes, und auch das beste Gesetz, durch die Wunderlichkeit der täglichen Ereignisse, in eine grofse Noth und Verlegenheit bringen. Man wird mir sagen, dafs ich wie ein alter Practicus rede. Leider bin ich es durch einige Processe, wo ich dem Herrn Notarius in die Karten guckte, geworden; aber das hindert nicht, milde vom Recht, und hart von den Rechtsgelehrten zu denken. Das römische Recht, welches eben durch jene durchgehende philosophische Theorie eines juris naturalis, gentium et civilis jene Vielseitigkeit sich erworben hat, ist auch schon von

wüs-

würdigen deutschen Rechtsgelehrten dazu im Stillen ausersehen, nach Einführung des Code Napoleon in den Platz des ehemaligen philosophischen oder Vernunftrechts einzutreten, und alle Lücken auszufüllen, welches von der Vortrefflichkeit desselben einen kräftigeren Beweis giebt, als des Verfassers Verdammnifs der armen Justitia.

V. 176 - 202 hält Justitia vor dem deutschen Volke die Rede, worin sie ihr neues Recht dem Volk anempfiehlt, und Glauben und Treue aus dem heiligen Reiche verbannt. Die Pointe der Rede ist: „Dem Manne ziemt das Versuchen.“ Dies enthält zugleich eine Ermunterung zu Neuem und eine Bezeichnung des ganzen Rechtssystems. Der Verfasser hält nämlich das Versuchen für die schlimmste von allen menschlichen Handlungen, aus der die ihm so verhafste Erfahrung herfliefst. — Auch am Schlufs der Satire recapitulirt er den Gedanken, dafs Justitia ihr Heil aus Versuchen und Erfahrungen genommen habe, vor denen der Glaube nochmals den Verfasser warnt. Es kommt freylich auch im Gebete unsers Herrn vor: „Führe uns nicht in Versuchung,“ aber doch in einem ganz andern Sinne, als aus dem die geschiedenen Rechte für Edle,

Bür-

Bürger und Bauern, die Bestimmung erfundener Fälle u. s. w. im Rechte ihren Ursprung haben. Dieses Versuchen ist die einzige Quelle des Lichts im Recht. In den Fällen, nicht dem Allgemeinen kann die Evidenz seyn, und was bestimmt die anders als Erfahrung. Hier hat den Verfasser das Anhängen an neueren Theorien ganz irre geführt. Er hätte ganz recht, wenn er die Rede ernsthaft gestellt hätte, da sie aber eine satanische Ironie hat, und seine Gesinnungen nicht verbirgt, mufste dies bemerkt werden.

V. 205 läfst der Verfasser die Treue vor dem Glauben aus dem Volke verschwinden, warum ist wohl ziemlich klar. Denn der Glaube ist, wenn auch an Treue selten zu denken ist, noch immer bei uns. Selbst die Schrift, gegen die der Verfasser so zu Felde zieht, hat ja Glauben nöthig, und ohne Glauben hätten wir ja selbst bei dem Wissen nichts, woran wir uns halten könnten. Dieser hätte sich gar nicht aus der Nation entfernen müssen, denn er ist uns zu nöthig und darum auch noch da. Der Verfasser meint zwar, der Glaube, den wir nöthig hätten, sey kein Glaube, sondern der, den wir absichtslos liebten. Das will aber nichts bedeuten. Der Mensch kann glauben was er will, und wovon er sich einmal,

wenn auch gewaltsam, überzeugt hat, das ist ein wahrer Glaube für ihn. So aber nicht mit diesen Anmerkungen. Ich behaupte, dafs auch der Verfasser mir dafür mit der Welt Dank wissen müsse, weil sie durch mich zu einem allgemeinen Glauben überzeugen werden, und den Verfasser kann man immer mit ehren, da er wenigstens Gelegenheit zu diesen Ausflüssen der Wahrheit giebt.

Einen Hauptvorwurf gegen die Satire über das Recht enthalten die von V. 214 bis V. 376 aufgeführten sieben Rechte der Deutschen, da zum Theil einige wichtige fehlen, zum Theil nicht existirende eingeschoben worden sind. Wie kann der Verfasser das Staatsrecht umgehen, dessen Grundsätze so unumstöfslich aufgestellt worden sind? Wie kann er dagegen ein geheimes Privilegienrecht nennen, ein Recht, welches Bestimmungen gegen die Rechte geltend macht, das nie existirte? Die Gründe, welche ihn hierzu bewogen haben, mufste ich ihm abfragen. Er meint, in dem poetischen Reiche der Wahrheit, vor welchem er den Engel mit dem feurigen Schwerdte mache, habe er kein Recht, Gestalten ans Licht zu rufen, denen er die eben gegebenen Gliedmafsen zu Construction anderer Gestalten wieder abnehmen müsse. Das deutsche

Staats-

Staatsrecht, wie es auch von den Gelehrten vorgetragen seyn möge, bestehe aus den Theilen der üb igen Rechte. Es werde durch die Weisheit der Doctoren mit dem römischen, mit dem canonischen und vor allen mit dem Lehen-Recht der zerbrechliche Körper dieser deutschen Asträa zusammengeflickt. Es sey kein den Staat der Deutschen in sich ordnendes Gesetz vorhanden gewesen. Die Zeit habe eine abwechselnde und bunte Weisheit vergeblich zu einer Einheit erheben wollen. Auch die Wahlcapitulationen seyen nur eine Maasregel, deren Sanction die Schläfrigkeit der Fürsten oder der Kaiser geworden wäre. Er habe daher als ein Priester der Wahrheit den Bezug der einzelnen Rechte auf das Recht des Staats selbst, in den einzelnen Rechten dargestellt; diese Beziehung müsse ich in jedem der sieben Rechte wahrgenommen haben. Die Natur dieser sieben Rechte leitet er ab, wie folgt:

a) Hätten die Grundherrn sich das Lehn-Recht gebildet, nach welchem die Defension von einer kleinen Scholle an die andere geknüpft worden, und der Souverain zugleich Schenker und Geschenk repräsentirt habe.

b) Haben die Mittler zwischen Herrn und Unterthanen, die Repräsentanten der Volksfreiheit, die Rechtsgelehrten, ein Verstan-

desrecht aus dem Felde der Gelehrsamkeit, wie einen Schatz, erhoben, den die Politik als bequem nutzte, das römische Recht.

3) Habe die Kirche, als Lenkerin des Volkssinnes, die Gedanken einzelner hierarchisch gesinnter Köpfe als Eingebungen der kirchlichen Oberherrschaft erkannt und geltend gemacht.

4) Habe das Volk, besonders die Bewohner der Städte, sich eine schützende Reserve in alter Gewohnheit zum Gesetz gemacht.

5) Habe der hohe Adel, nicht der Souverain, gewissermafsen als Gesetzgeber, eine Kette von momentanen Erfahrungen nach politischen Ansichten um die bestehenden Rechtsbestimmungen geworfen und Territorialrechte gebildet.

6) Habe der Souverain seine Sorgfalt in einem Strafrechte ausgedrückt, dessen Umfang durch die Zeit und die einzelnen Landesregierungen, theils bis ins Unendliche durch das Gebiet der Polizei ausgedehnt, theils in seiner alten Form völlig verwischt worden sey.

7) Endlich habe sich aus allen Rechten, warum nicht gar durch den Teufel, denn der Verfasser nennt niemand, ein siebentes gebildet, welches, wenn es auch in keinem Codex vorge-

getragen worden sey, dennoch bestanden habe, nemlich das Recht gegen das Recht, die Krone aller. Dieses bestehe in sämtlichen Arrogationen, welche Stände, Corporationen, Regenten und einzelne Menschen gegen die Tendenz der sechs Rechte gerichtet und durchgeführt hätten.

Ob die Herrn Leser hierdurch den Verlust des Staatsrechts entschuldigen werden, kann ich getrost ihrem Ermessen überlassen, und werde im folgenden bei jedem einzelnen Rechte das Nöthige bemerken.

V. 218-242 bezeichnet der Verfasser das Lehnrecht. Freilich hat er hier Recht. Das Lehnrecht bestimmt die Grundlagen der Heerfolge zu ritterlichen, fürstlichen u. s. w. Streiten, und strebt aus dem Staat in den natürlichen Zustand, blos ein flüchtiges Band um die einzelnen Schollen des heiligen Reiches werfend, sie aber feindlich gegen sich ordnend. Aber wer lobt denn wohl das Lehnrecht? Wie lange ist es auch in Frieden verwandelt, wie lange sind die Pflichten in Geld umgeschaffen, welches doch besonders bei den höheren Ständen fast gar keine Last ist, nur dafs durch Weiber eine Familie als unkriegerisch auch arm wird.

V. 245-271 tadelt in der Ironie der Justitia das römische Recht. Aber da man die Wahrheit nun kennt, lese man es ganz ernstlich, nur die drei letzten Zeilen, weil das römische Recht nicht an den langen Processen schuld ist, lasse man ganz weg, so hat man eine nicht unwahre, lobende Schilderung des römischen Rechts. Der Verfasser hatte nun sich einfallen lassen, unter die Verse, welche die Rechte näher bezeichnen, eine unzählige Menge Citate von Büchern und Gesetzstellen anzuführen, die ich aber natürlich samt seinen Einwendungen gestrichen habe, da sie zu nichts in einem solchen Werke dienen. Wenn auch das ganze Erbschaftswesen der Römer auf die Verhütung und Verbannung des Erbschleicher-Unfugs ängstlich und furchtsam gegründet seyn soll, wenn Böses bei jedermann im Gesetz, z. B. beim Vormundschaftswesen, vorausgesehen werden soll, und Maasregeln dagegen angenommen sind, so ist es doch noch eine grofse Frage, ob er dies wird wissenschaftlich beweisen können. Hier ist der Platz nicht dazu, will er etwas sagen, so trage er es an einem besondern Orte den Juristen vor, und hole sich da seine wohlverdiente Nase. — Was die Länge der Processe betrift, so ist sie den Advocaten beizumessen, nicht

nicht dem römischen Recht. Denn dieses liesse sich doch samt seinen Controversen, wenn man nur eins der besten Systeme, z. B. das Thibautsche, für die officielle Auslegung erklären wollte, und überhaupt ehrlich wäre, in eine ungemein zutreffende Entscheidungsnorm verwandeln, und eine sehr verworrene Sache könnte durch Geschicklichkeit sogleich unter ihre Gesetze gestellt werden. Nur die lieben Menschen wollen oft nicht.

V. 272-294 bezeichnet der Verfasser das canonische Recht, und nennt im Gegensatz das römische Recht das heidnische, ohngeachtet doch Justinianus ein frommer Christ war. Er sagt aber, das canonische Recht habe das römische in den heiligen Puncten, als der Ehe, und überhaupt den in den Staat eingreifenden Sacramenten als heidnisches behandelt, und seine Ordnungen zunichte gemacht. Mich wundert, dafs der Verfasser hier hat seine Zunge im Zaum halten können, und nichts von den geistlichen Erkenntnissen in Fleischesangelegenheiten, und den tiefen Einsichten der frommen Patres in Ehe-Pflichten und Sünden aufgetischt hat; aber er schont es wohl, weil es ein italienisches Product ist, und ziemlich parforce angenommen werden mufste.

V. 295-304, welche das Gewohnheitsrecht einführen, tadeln nach meiner Ansicht dieses absurdeste der Rechte nicht heftig genug. Aber der Verfasser scheint es in Schutz zu nehmen, weil es im Sinne des Volks ruht.

V. 305-329 sollen die Territorial- und Land-Rechte einführen. Wir kennen des Verfassers und Unsere Meinung bereits darüber. Dieses ist das fortgehende Recht, welches die Gültigkeit der alten Rechte näher bestimmt, und im besondern seine Verordnungen dem Gesetzbuche beständig zu Hülfe schickt, welches eine der ersprieſslichsten Anordnungen ist, welche von den Römern entlehnt worden, die beständig in ihrem Rechte mit Nutzen gebaut haben, daher denn auch ein so bewundrungswürdiges Gebäude entstanden ist, welches, mit den vorzüglichsten unserer Erker, Thürme und Ziegeln verziert, das erste Schloſs der Erde bleiben wird. Der Verfasser sagt zwar, es sey ein wahres Raubschloſs, und kein Schlüssel einmal vorhanden, die Thüren zu öfnen und zuzuschlieſsen, so daſs man darin nie sicher sey, welches aber das beständige Rumoren und Bauen darin zuwege brächte. Grade dies aber ersetzt die Schlüssel beim Befestigen, und schreckt die Diebe ab.

V. 330

V. 350-360 enthalten die gröfste Ungerechtigkeit in der ganzen Satire, und zugleich, der Verfasser mag sich vertheidigen wie er will, die gröfste Unrichtigkeit. Hier verwechselt er nämlich, und tadelt unter Blutrecht und Faustrecht das Criminal- und Polizeirecht, wie ich es lange vorausgesehn hatte, und nennt beide Rechte spottweise die Rechte zu beglücken. Des Verfassers Vertheidigung ist ganz eigner Art. Ganz falsch sey die Eintheilung von bürgerlichen und Criminal-Strafen, kein Verbrechen sey denkbar, durch welches der Staat allein, und die Bürger allein verletzt würden. Denn was sey der Staat anders, als die Bürger? Durch die kleinste Verletzung des Eigenthums eines Einzelnen würden auch alle verletzt, denn alle seyen ein Staat, um einen und jeden im Ganzen rechtlich unverletzbar zu machen. Denn alle garantirten durch ihre Rechtlichkeit jedem die seine. In jeder Verletzung der Obrigkeit würden alle verletzt, weil die Obrigkeit das Organ aller sey. Daher gebe es auch keine andere Strafe, als die Strafe für eine Verletzung. Alles übrige sey keine Strafe, und dürfe mit der Art und Weise derselben keine Gemeinschaft haben, z. B. Polizeistrafen, Conventionalstrafen. Das Strafrecht liege aber

allen ob, weil alle verletzt würden. Da aber aller Recht auf Gesetzen beruhte, so beruhte auch alle Strafe auf Gesetzen. Der Staat könne die Untersuchung leiten, wo ein Frevel nicht ausgemacht sey, die Rache aber sey aller, wenn auch durch die Gewalt eine Einschränkung der Ausübung festgesetzt worden sey, daher keiner im Staat ein verwirktes Leben zu schenken, eine gesetzlich bestimmte Strafe zu mildern habe. Dahingegen habe aber auch keiner zu richten, wo noch nichts begangen sey; zu drohen, wo noch nichts geschehen sey. Strafen und Versicherungen einer Person von Polizei wegen seyen undenkbar. Prävention sey im Recht nichtig. Allein dem Auge der Polizei sey vorbehalten, ungeschehenem Uebel vorzubeugen, und dies geschehe nicht durch allgemeine Verordnungen, sondern durch Kenntnifs der Einzelnen und weise Mittel. Alle Handlungen der Polizei gingen in das Besondere. Zur Allgemeinheit erhöhe sich der Rath in der Zeit nie. Gutes könne nur anempfohlen, nicht mit Gewalt gegeben werden; Böses zwar erkannt und auffordernd, ihm zuvorzukommen, mache den Staat durch die Polizei zum Helfer und Kläger, nicht zum Rächer an allen, und auf das Gesetz fufse jede polizeiliche Maasregel. Durch

eine

eine grofse Verletzung des Gesetzes, durch einen Mord, werde das Leben, nicht der Tod verwirkt, der Tod sey unser aller Freund und Liebhaber, und könne keine Strafe seyn, das Leben trage in sich die Züchtigung eines Mordes, wenn es aus dem Staate gerissen werde, und den Zwang zu dulden habe, unter den es die Verwirkung seiner freien Existenz führe. Das Vermögen könne nicht sündigen, der Verlust eines in geübten Händen befindlichen Vermögens sey nicht dem Menschen, sondern dem Staate ein Verlust. Das Vermögen solle unsterblicher als Menschen seyn. Rechtsverletzungen aber könnten nur der Person Nachtheil bringen, nicht dem Verwandten, dem Staate u. s. w. — Nach diesen bizarren Ansichten kann man sich also des Verfassers Verwerfung unseres Criminalrechts vorstellen. Blos also, weil er nach seiner subjectiven Ansicht so Polizei vom Recht scheidet, ist bei uns Polizei und Criminalrecht einerlei geworden, und strebt, uns gewaltsam zu beglücken. Die Polizei straft also einzelne an allen, das Criminalrecht desgleichen bei uns. Allgemeine Verordnungen in polizeilicher Hinsicht werden also bei uns zu criminellem Zwange, und Criminalstrafen zur Mahnung, zum Schrecken, zur Züchti-

gung;

gung an jedem. Es soll nicht einzelnen, es soll allen in allem geholfen werden. Die Leser werden sich schon von selbst überzeugt haben, dafs die wohlthätige Polizei nicht ohne Strenge bestehen könne, dafs allgemeine Ordnung auch durch allgemeine Polizei-Gesetze gegeben werden müsse, und somit brauchen wir den Verfasser nicht. Hätte der Verfasser beim Criminalrechte noch allein die Tortur getadelt, so würde es sich hören lassen; aber diese Verwechslungen und Betäubungen der Leser werden ihm keinen Seegen bringen.

V. 361-372 bezeichnet ein Recht, welches keins ist, das Privilegienrecht. Dies ist das Recht gegen das Recht, welches denn wohl das siebente seyn mufs. Er nennt es ein geheimes, indem er behauptet, dafs die Vehmgerichte, die Ordensverbindungen, die Hexenprocesse, das Privilegium de non appellando einiger Reichsfürsten, die Privilegien und Monopole, hieraus ihren Ursprung genommen hätten, und stichelt sogar auf eine privilegirte Weisheit, deren Stempel man mit dem Eintritte in einen gewissen Orden aufgedrückt erhielte, so dafs durch dieses Wunder auch ein Esel zu der Ehre gelangte, über seinen Ohren ein Theil des Weltheils tragen zu dürfen, wobei er nicht nur von Schlägen frei wer-

werde, sondern auch das Ausschlagen frei habe. —

V. 387-434 schildern die Folgen aller sieben Rechte, den Gegensatz zu dem Rechte V. 151-171. — Diese Stelle halte ich noch für die nüchternste unter allen in der Justitia. Auch declamirt sie nicht so gegen das Lobenswürdige.

V. 434 bis zum Ende spricht wieder die Besonderheit des Verfassers im Munde der Götter aus, indem der Glaube versucht, durch Jünglinge ein Heil zu errichten. Dies soll nach dem Verfasser das Bestreben seyn, Systeme und dadurch Gerechtigkeit in alle Rechte zu schieben. Er hält es aber auch für mifslungen, wie man sieht, aber nur weil die Praxis dagegen ankämpft. Dann empfängt er die göttliche Weisung, sich aus dem Microcosmus zu belehren, dem wir auch diese Satire schuldig sind. Punctum! Der Leser lese nun die Satire noch einmal, wenn er es der Mühe werth findet.

IV.

Dialectica.

Scheuet die Jugend ihr Männer, und fürchtet die kindliche Seele.
Berget bösliches Denken und Thun. Die Thörigten streben
Auf nach euch, und fassen eur Bild, und meinen es besser.
Nehmet den heiligen Glauben nicht fort, nicht stöhret ihn frevelnd.
Denn ihr werdend Gemüth ist reg in jeglicher Forschung.
Euch geziemet, durch heilige Kunst eur besseres Bildnifs
Aufsen zu wenden dem spähenden Sinn, und dem keimenden Leben,
Dafs es sich heiter gestalte, dem flüchtigen Bilde zu gleichen.
Und mifsgönnet dem Trieb den hochaufsprossenden Wuchs nicht,
Freuet euch wenn es gelingt, und oben aus luftigen Wipfeln
Euch der gewordene Baum verdunkelnd sendet die Schatten.

Eine

Eine wohnet im Himmel, sie hilft in der Kunst dir die Liebe.
Andere Götter rufen den Knaben hierhin und dorthin
Auf das Forum zum Spiel, und in das staubige Marsfeld,
Flüchtiger Lust zu binden die leicht veränderte Seele.
Aber die himmlische Liebe gestaltet die ewigen Bilder
Schön und fest und geschmückt, ein edleres Streben zu halten
Immer bereit, den Sinn am schöpfrischen Lichte zu fesseln.
Also schafft sie des Vaters Bildnifs edler im Sohne,
Und mit süfser Gewalt die haftenden Zeichen der Bürger
An der Jugend zusammt; ja, Göttliches selber vermag sie
Einzupflanzen dem rauhen Gemüth und zu hegen dem Menschen.
Denn ihr bleibet allein der Schönheit ewige Freundschaft.

Und

Und es ersinnet ihr jene die Macht des treibenden Reizes,
Dafs auffinde der Knabe den Weg, das mahnende Merkmal
Ueberall angeheftet, den Geist an sich selber erinnernd,
Und das andre Leben um ihn und den himmlischen Ursprung,
Dafs ihn nicht treibe die Irre, mit sich um sich selber zu kämpfen.
So erhebet sie stürmenden Sinn aus den Fluthen des Unmuths,
Löset das Band der Augen, und weist die Bilder des Lichtes,
Mond und Sterne, den Quell der friedlich ruhenden Eintracht,
Und es entsteigt dem finstern Gemüth ein fröliches andres.
Höret die Rede der Liebe, die einst dem Fürsten am Ganges
Redet' ihr Mund im Traum, der Kinder Pfad zu bestimmen.
Unter dem grauen Gebirge der Quellen schneeigem Ursprung,

Mut-

Mutter dem Indusstrome, dem landumarmenden Ganges,
Wohnt' in dem lustigen Thale, die Heerden sieht man am Abhang,
Drunten die Quellen bewässern das Feld, und die Hütten im Fruchthain,
Drinnen wohnte der Fürst, und eben hatte die Brautnacht
Nieder gesenkt in das Haus die stillen Schimmer des Mondes,
Als dem ruhenden Fürsten ein Traum aus dem Schleier der Nacht sank,
Eine goldene Gabe der Götter den Ebenvermählten.
Lächelnd stand an dem Lager des Fürsten die himmlische Liebe
Und begrüfste ihn mild, und sprach die freundlichen Worte:
Wie, o Erde, trau'st du dir selbst, dich selber zu bilden?
Wie nur kann es gefallen das steinerne Leben zu mehren,
Dafs sich die Schwere stofse noch mehr im verengeten Raume?

Aber ich komme, die Liebe, dir Fürst drei Bilder zu bringen,
Gaben der Götter, du sollst sie theilen deinem Geschlechte!
Erde bist du, es hebt die himmlische Liebe die Erde.
Denn es wachsen empor drei lichterscheinende Pflanzen:
Aus der Wange wird dir ein fröhliches Röselein keimen,
Keinen Flecken von dir, allein die Röthe der Wangen
Abzuspiegeln bemüht in lieblich duftenden Blumen,
Und ein Platanus wird aus dem Blut' des Herzens entspringen,
Tragen wird er das Zeichen auf allen Blättern des Stammes,
Und für jeden ein Herz, so viel der Menschen auch seyen;
Aber empor aus der Krone des Hauptes steiget ein Citrus,
Wendend das blühende Haupt hinauf in die Lüfte des Himmels,

Gol-

Goldene Kronen erhebend die golderglühenden Früchte.
Sorglich pflege der drei, und was du selber zu geben
Nicht vermagst, das lafs den freundlichen Himmel gewähren.
Aber höre nun an, wie jeglichem Triebe genügt wird:
Lasse dem Röselein nur des Ursprungs liebliches Gleichnifs,
Dafs es strebe zu blühen im lauteren Schmucke der Schönheit.
Halt es zu Haus und hüt' es allda, und lasse der Mutter
Sorgliche Pflege des weichen Lebens. Ferne der Stürme
Rauhe Gewalt, und jegliches Bild feindseeligen Ringens.
Blühen wird es dann auf, ein Schmuck frommliebender Pflege,
Und ich sende dir zu den Schwarm wetteifernder Freier,
Alle dem Bilde der Zucht entbrannt, und des edelen Stammes;

Aber den Besseren suche, die anderen weise von hinnen,
Zeigen wird ihn dir heimlich das Blümlein, diesem gewähre,
Anzunehmen das Zeichen von dir, und zu theilen das Seine,
Und ein treflich Geschlecht von Königen bindet der Ursprung.
Aber den Platanus nähre so lang mit dem Blute des Herzens,
Bis er des Stammes Bilder dir zeigt. Dann lasse die andern
Schaffen, und mische die Hand nicht in die Rechte des Waldes.
Setz ihm neben die anderen Bäume den stämmigen Waldbaum,
Dafs er trage für jeden ein Blatt, sich gleiche mit jedem.
Gieb ihm zu Lehrern die mancherlei Winde der schneeigen Höhe.
Denn zu schwingen mufs er erlernen die laubigen Wipfel,
Einzuklammern die Wurzel in wohl ernährenden Boden.

Lie-

Lieben lernt er die bittere Prüfung, trotzen behaglich,
Und ermessen mit Lust die Kraft andringenden Uebels.
Pflege verschmähet er stolz, und wird den zeugenden Saamen
Ausstreun über den Berg, und füllen mit Walde die Ebne,
Deinem Haupte zu Schatten und kühlendem Zelte des Mittags.
Aber den Citrus, hat er den Schmuck der Blätter entfaltet,
Stelle mir hin in die Beete des wohlgeordneten Gartens,
Mildere Luft zu athmen in lockerem zeugenden Boden.
Gieb ihm die Sonne zum Lehrer, die goldenen Strahlen des Himmels,
Stelle dich nicht in den Schein dem lichtbedürftigen Zögling,
Kümmre dich nicht um des Lehrers Beginnen. Denn mit dem goldnen
Bilde wird er erfüllen des Baumes laubige Krone,

Rings mit strahlendem Lichte die gold-
erglühenden Aepfel.
Also hatte die Liebe geredet. Aber den
Fürsten
Quälte der Traum, er konnte die nächtli-
chen Keime der Wahrheit
Nicht aufschliefsen dem Tag im grünen-
den Schmucke des Lichtes.
Aber als ihm das kommende Jahr ein Töch-
terlein sandte,
Und das nächste den Sohn, und das kom-
mende wieder ein Söhnlein,
Schickt' er Boten zum Nil, zu gehn in das
prächtige Theben.
Denn es wohnten allda die weisen Män-
ner der Erde.
Und der Gesendete führte zurück an die
Ufer des Ganges
Einen Weisen, willig dem Fürsten zu deu-
ten das Traumbild.
Und es sprach zu dem Fürsten Bubastis
als er des Traumes
Kund empfangen: O glücklich ist, wer sein
besseres Bildnifs

Durch

Durch der Himmlischen Gunst erschafft auf dem lieblichen Kinde,
Und so Namen als Leben erhält von der treulosen Erde,
Die zu stören jegliches sucht, und jedes zu tilgen.
Eines begehren vor allen die wohlgesinneten Aeltern,
Dafs dem Stamme zu bleiben mit Eifer strebe der Sprösling,
Eines wollen die Nachbarn, es soll' ein Kind in dem Herzen
Tragen den Trieb, mit ihnen zu seyn, und zu streben in Arbeit,
Stolz nicht komme, noch Leid der kraftverlassenen Armuth;
Eines aber verlangen die Götter, dafs sich ein Bürge
Auch erhebe zu ihnen, den Sinn der vielen zu heben,
Und ein Pfand zu legen der täglich ringenden Mühe
In die Hand der Unsterblichen, Streit zu fesseln mit Anmuth.

Aber glaube den dreien reicht hin die himmlische Liebe.
Jedem schafft sie die Bilder getrennt und vereinet am Kinde,
Und genüget allein den unstät treibenden Wünschen,
Stillend die Angst, und erfreuend die harmlosen Sinne der Götter.
Und die Liebe, die regeste ist sie von allen im Himmel.
Denn sie giebt sich hinab in die untersten Leben der Erde,
Läfst sie ahnden das Licht, und neu mit dem Lichte sich bilden.
Und dem Gewordenen giebt sie der alten Mutter Vergessen,
Dafs ein Empfangendes auch sich selber lerne zu leben.
Also trinket das Schwere den Aether, Rede des Lehrers
Faltet mit himmlischem Lichte die liebende Seele des Kindes
Aus einander, und bringt des Wollens ruhige Gleichheit.

Dir,

Dir, o Fürst, entbrannte die jugendliebende Göttinn
Selber zu zeichnen den Pfad des neuerwachsenden Stammes.
Denn drei Kinder sollen drei Bilder tragen des Lebens.
Alle will sie an dir vollkommen weisen die Göttinn,
Dafs sie strahlen der Welt, ein Schein verirretem Leben. —
So das Töchterlein soll den himmlischen Schönen vergleichbar,
Nimmer tragen an sich den Schein von allem und jedem.
Ruhen soll ihr ein sanftes Gemüth in lieblicher Einfalt.
Warten mufs sie des Bräutigams still, und vom Lieben empfangen
Jeglichen Willen, allein die Gabe bringen der Liebe.
Nicht dem Volke erziehest die Töchter du. Allen gehöret
Nicht des Erwähleten herrlicher Antheil, selber die Götter

Wollen mit fremdem Schmucke nicht stören die Rechte der Aeltern;
Euch geziemet, dem Stamm die liebliche Tochter zu gleichen.
Darum sollst du fernen von ihr so Lehrer als Fremde,
Bannen das Volk und jeglichen Zutritt böser Gemeinschaft,
Still sie ziehen im Haus. Die Mutter pflege der Schönheit,
Bilde sie weich und mild, damit sie ganz des Geliebten
Werde mit reinem Gemüth, und wiederstrahle sein Bildnifs.
Also wird sie dich schöner dem Gatten wieder vermählen,
Und ein treflich Geschlecht in deinem Bilde gestalten.
Aber den Sohn, das andre Geschenk der gütigen Götter,
Sollst du anders erziehn. Dein Bild zu schaffen genügt nicht.
Denn es fordern die Bürger von ihm den gleichen Genossen.

Zeigen wird er alsbald die mühsam strebenden Kräfte,
Härten die Hand, und ringen mit anderen Knaben und Glückes
Sich berühmen, und Bogen beschaun und Waffen und Werkzeug;
Aber hat er dich Vater erkannt, wes Stammes er anwuchs,
Thu' ihn hinaus zu Lehrern und angestrengten Genossen,
Dafs er kämpfe mit vielen, ein eigenes Wissen zu gründen.
Also lafs ihn der Strenge der Zucht, den Willen zu finden
Streb' er in Müh. So lernt er den zeugenden Boden umarmen,
Und verachten den Sturm und die stechenden Lichter des Tages.
Denn ihm ziemet die Liebe der allernährenden Erde.
Hebend sich selber in Noth ergreift ihn Liebe des Ringens.
So umfass' er das Recht, und Götterkenntnifs, gescheh'ner

Din-

Dinge Verein, der Waffen Gebrauch, und die Gründe des Reichthums.
Fürchte nicht, dafs ihm der Kampf das Bild verjage des Bürgers!
Lieben lernt er von allen das Bessere. Selber erschafft er,
Was er innig umarmt, und baut aus den Vielen das Eine.
Keinen liebt er besonders der Lehrer, allen vertraut er.
Gleich ist alles, allein das schaffende Gute gebeut ihm.
So ein treflicher Bürger wird er aus vielen hervorgehn,
Angestrengt, zu mehren Gewinn, zu folgen dem Pflichtruf,
Und zu häufen das Glück und den Ruhm des kräftigen Stammes;
Hülfreich aber und mild, und schonend gegen den Unstern
Anderer, immer ein Schwerdt dem friedenstörenden Frevel.
Aber der andere Sohn wird höher heben das Antlitz.

Denn

Denn ihm haben die Götter die kindlichen Ohren bereitet,
Und hinaufwärts wird er dir schaun zu den Zeichen des Himmels.
Hat er aber dich selber erkannt und die Mutter im Hause,
Sollst du ihn fernen von dir, und trennen vom Volksgewühle,
Geben zum Lehrer das Licht, die hellste Kunde der Wahrheit,
Denn er kennet sie schon. Die Götter wiesen ihm alles,
Und zu hassen ist er bereit die Rede der Thoren.
Wolltest du selber ihn lehren, dem Volke geben die Zügel,
Wahrlich, die Götter liefsen ihn frei und reizten den Knaben,
Dafs er risse das heilige Band und zerbräche den Glauben,
Und ein unbändiges Rofs allein nachrennte dem Unmuth.
Giebst du ihm aber zum Lehrer die Sonne, werden die Strahlen

We-

Wecken das wohlbekannte Geraun der himmlischen Götter,
Und mit Liebe wird er empfahn die Bilder der Schönheit,
Wohl sie vereinen mit euch und mit dem Wunsche des Volkes,
Mild, von allen der Sanfteste wohl, und der Edelste aller.
Aber sorgsam erspähe die hellen Strahlen der Weisheit —
Gieb nicht den Narren zum Lehrer, erfüllt mit prunkender Rede,
Reich an geschriebenen Werken und übermüthiger Kunde —
Fandst du sie, kümmre dich weiter um Lehrer nicht mehr und um Knaben.
Lafs sie ziehen, wohin ihm beliebt, und geben Gesellen,
Die er erkennt für sich und den Jüngling; Alles gestatt' ihm.
Also wird von dem Sohne der Götter Rede vernommen,
Und regieren wird sie das Werk, und beginnen die Herrschaft.

Traun

Traun ist Sonne schon einer, des Wagens Lenker erscheint er,
Furchtbar zugleich und mild, ein mächtiger König am Indus.
Solches wollte die Liebe dir glücklicher Vater verkünden. —
Und es hatte der Fürst mit Lust die Rede vernommen,
Gleich bereit zu folgen dem Rath des weisen Bubastis.
Aber auch wies sich alsbald an jedem Kinde die Weisheit.
Denn das Mägdlein im Haus entfaltete Schöne wie nimmer
Noch in India hatte gesehn das Auge der Menschen,
Und den Sinn auf die Mutter gestellt und den liebenden Vater
Suchte sie beiden zu gleichen in Red' und munterer Handlung.
Und die Mutter lehrt ihr die Kunst in den Saiten zu tönen,
Und des Gesanges fröhlichen Klang, so nahten dem Kinde

Träu-

Träume der Götter in Liebe der reingesinneten Aeltern.
Und wohl sah man es schon, wie sie in vielen der Sehnsucht
Würd' entzünden die Glut, und endlich künden die eigne.
Aber den Sohn gab bald der Vater unter die Lehrer
Mit den anderen Söhnen des Landes. In den Geschäften
Eifert' er keck, mit dem Arm oft ringend unter den vielen,
Und ein kräftig Gemüth erweisend allen und jedem,
Trotzig oft dem Befehl, doch mild verständiger Rede.
Aber der Indras wuchs auch heran, ein lockiger Knabe,
Dunkel im kindlichen Wort, doch mild und heiter im Auge.
Als er aber begann der Jünglinge Spiele zu meiden,
Rief der Fürst Bubastis und sprach: Kein anderer Weiser
Gleicht

Gleicht den Strahlen der Sonn' als du,
o ziehe den Indras.
Und es entgeguet' Bubastis: O Vater, vieles vertrau'st du;
Aber glaube mir nur, ein Gefäls erfüllet mit Feuer
Und bestimmt, dasselbe zu fassen, endlich verzehrt es
Mehr und mehr die Gewalt, und minder hält es die Gluten.
Darum trau ich mir nicht, den Sohn zu weisen und lehren.
Denn ich mögte von mir alsbald die Liebe verscheuchen
Mit dem Eise des Alters, du schau'st die schneeigen Scheitel.
Aber wo du vertrau'st in andere Mittel der Weisheit,
Will ich sorgen für ihn, und frei ihm wählen den Lehrer,
Und die Genossen zugleich, und den Ort, und die Weise der Schule.
Und der Fürst bejaht' es. Dann zog er einen der schönsten

Jünglinge vor, und sprach: Dies ist der Lehrer des Indras.
Staunt des Unwissenden nicht; wohl alles wissen die Götter,
Und zu lehren allein versteht die himmlische Liebe.
Und er suchte noch mehrere vor, zu begleiten den Indras.
Fern dann zogen sie fort von den Menschen in Thäler der Berge,
Bau'ten ein Haus und nahmen dahin die Schriften der Weisen.
Vieles nun lehrte Bubastis, wie Himmel und Erde gestaltet,
Wie das göttliche Wort gekommen von oben zur Erde,
Und anmahne, die Nacht in That und Glauben zu scheuchen,
Reizend endlich zu schau'n die reinen Bilder der Schönheit.
Aber den Saheb, also benannt war jener Erwählte,
Lehret' er viel im Geheimen, und hielt ihn thätig in Arbeit.

Und

Und es liebte den Knaben des Indras kindliche Seele.
Endlich zu Saheb redet' Bubastis: Lehre den Indras.
Denn nun ist dir die Kraft und das reine Feuer der Jugend.
Wohl vermag ich zur Kunde zu leiten die schauende Seele;
Aber sie ganz zu erfüllen mit jeglichem Drange des Willens,
Und zu bauen in ihr der Sitten ewigen Felsgrund,
Ganz zu vereinen ein reines Gemüth mit sich selber auf ewig,
Dies, o Saheb, ermahnet ein Greis mit Worten vergebens.
Nur ein blühendes liebliches Bild beredet das Gute,
Und ermahnet, zu wollen den eigenen reineren Willen.
Saheb aber begann: Ich selber suche die Weisheit.
Lehren kann ich noch nicht, denn ach mir mangelt das Beste,

Und ein Vollendeter nur vermag zu enden die andern.
Dir geziemet allein, den künftigen König zu lehren.
Aber Bubastis darauf: Ihr reinen fröhlichen Knaben,
Ach! wer wäre vollendet, wenn ihr nicht wieset das Höchste.
Stehe keiner und glaub' er sich hoch, und dem Himmel ein Tempel.
Ewig wandle der Mann und streb' und ringe vergebens.
Denn ihn führt von der Jugend hinab in die Oede das Leben.
Aber nach oben, wo sich der Trost ergiefst in die Herzen,
Sey er frei mit dem Auge. Dies eine hab' er befriedigt.
Und dem Indras öfne du selbst den bleibenden Anblick,
Eine Stütze für jeglichen Fall, das bessere Wollen.
Werde nicht stolz, den Knaben zu weisen die eigene Handlung,

Und

Und das Beispiel selbst zu eröfnen. Nimmer gelingt dirs.
Immer bleibet das Wort die bessere Lehre. Die Handlung
Tritt aus dem reinen Gemüth in mifsgedeutete Erde.
Todt gar bleibet die That, ein bald vergessenes Ende,
Wenn nicht lebendes Wort der Wahrheit wecket den Leib ihr;
Aber auch wecken kann ihn die allgeglaubete Lüge.
Nur dem Worte vermählt sich dem reinen, Reine des Himmels.
Nimmer zeichnet die That die bildenden Züge der Schönheit.
Aber wie du dem Worte die himmlische Lehre vermählest,
Welche mir jenen allein den besseren Willen beflügelt,
Wiefs ich dir schon, doch höre noch einmal, was ich erfehne.
Denn ich verstumme anjetzt, und lehre weiter nicht einen.

Was du bedarfst, du findests bei mir, und hast es gefunden,
Und dir bleibets genug, in jenem die Götter zu wecken.
Wie auch verschieden die Seelen, sie blühen in hellerer Jugend.
Du empfingst von den Göttern den allgeliebeten Reichthum;
Denn sie sehen an dir das Himmlische grün und erreichbar.
Klüger glaube dich nimmer als sie, doch mach', sie vertrauen;
Aber lerne dich wohl vor allem selber vergessen.
Denn es gelinget dir schlecht, dich selber künstlich in jenem
Und verehrt zu erneuen. Die Götter hassen ein solches
Bildniſs, reiſsen es nieder, und stürzen das Gute daneben.
Denn ein Eiteler darf nicht bleibende Liebe begründen,
Weil er sich selber nur sieht, und sich eindrücket, den Abgott.

Wie

Wie du hinter dem Lied den lieblichen Sänger belauschest,
Ob er wohl schweiget von sich, und doch ihn allndest in Jugend
Blühend und ewiger Kraft, ein Bild stillnahmender Schönheit,
Also muſs sich dein Bild einschmeicheln neben der Rede,
Nur im mächtigen Worte die ewigen Reize verbergend.
Aber dem Zorn und dem Eifer glücket das fesselnde Wort nicht,
Und der bemüheten Angst; die thörigten fliegen der Seele
Wunderlich, ähnlich Gespenstern vorüber, und nächtlichen Schrecken.
Nach dem Zwange höhnet der That die ersehnete Freiheit,
Nennend das vorige Nacht, und übet die eigenen Schwingen.
Absicht beugt dir kein Herz, nichts hilft dir Zorn und Gewaltthat.
Nur der Himmel behält die schaffende Quelle der Liebe.

Alle menschliche Noth erreicht ein ersehnetes Ende.
Wolle nichts fesseln an sie und mit ihr, es rächen die Götter;
Aber flehe zum Licht, dafs es das Wort dir erhelle,
Und dem Worte bereit entzünde die kindliche Sehnsucht.
Erst gebühret dem Himmel die Ehre, still und befreundet
Folgest du nach, ein nie vergessener Zeuge der Wahrheit.
Ewig gründet die Liebe der Seele besseres Bildnifs.
Aber darum verliert sie den Pfad beständig zur Heimath,
Und der irdischen Mutter Erkenntnifs, weil sie in fremden
Leben sich sucht und findet, und neu sich schaffet in andern.
Also wirst du dich selbst im höheren Wissen verlieren,
Und in dem Lehren der Dinge des Himmels, theilend der Lethe

Zau-

Zaubrische Fluth, die allein das böslichc
Wesen hinabsenkt,
Und den reineren Sinn herführt dem rei-
neren Leben.
Neue Rede wird dann, und bessere Spra-
che geboren —
Fern dem absichtlichen Klang und kleines
zweckender Mahnung —
Welche aus jugendlich glühender Brust
das mildere Feuer
Senkt in die wilde hinüber, und sanftere
Ruhe bereitet.
Und sie finden den Ort — und kennen ihn
an den bekannten
Bilderen wieder — woher wir alle stammen
und fielen,
Mancherlei thörigte Qual aus dunkelen
Tiefen verscheuchend.
So das reine Gemüth vom reinen Wissen
begeistert,
Wunderbar beut es in Scheu den Willen
zu deinen Geboten,
Und du bleibest ihm stets ein leuchtender
Bote des Himmels,

Und ein gefürchteter Stern in jeglichem bösen Bestreben,
Wie im Drange der Welt ein Freund und immer Ersehnter,
Dessen Rede, dem Auge der Götter ähnlich, Erinn'rung
Ruft in dem Herzen hervor, sich wandelt in starrenden Felsen,
Welcher die Fluthen zerschellt des kraftlos stürmenden Meeres. —
So ermahnte Bubastis. Es lehrete Saheb den Jüngling,
Schüchtern zuerst, doch bald erhoben durch Liebe des Knaben.
Indras knüpft' an die Kunde des Herzens innige Freundschaft,
Und er begann sich zu fühlen und aufzublühen in Weisheit,
Dafs er unwissend ein Baum den Saheb deckte mit Schatten.
Aber doch kannt' er ihn höher als sich, und zärtliche Sehnsucht
Trieb ihn, am Arme des Freundes die Schwelle des Vaters zu suchen

Und

Und das heimische Volk. Drauf redete freundlich Bubastis:
Auf denn wieder zum Vater, und an die heimischen Heerde.
Denn zum Könige macht dich das Volk. Wir folgen! Beginne,
Uns zu lenken! Wohlan, dein ist das indische Zepter!
Frei nun macht dir den Arm des Willens goldene Freiheit,
Und wir werden es schaun, was Liebe geboren, und Thorheit.
Darum lassen wir jegliches Band. Du wähle nun selber.
Also zogen sie heim, und brachten dem Volke den Jüngling. —
Doch wie haben die Götter mich Armen wieder verleitet,
Herzuholen die Kunde vom Ganges. Wollt ich vom Rheine
Doch ein anders Mährchen erzählen. Himmlische Liebe
Bildete schöne Geschlechter auch dort und treffliche Bürger,

Natur-

Nährte der Weisheit Pflanze mit Licht, und erhellte die Goldfrucht.
Höret mir jetzt das Mährchen von Hameln. Aber der Jahre
Flohen viele schon hin, nachdem in die Kunde die That ging.
Vor den Thoren erschien ein Mann, in den Händen die Laute.
Ratten zu fangen versprach er, und schritt dem erfüllten Markt zu.
Und ein Spiel begann er, kaltsinnig hörtens die Männer;
Aber die Jugend entflammte mit eingewurzeltem Staunen,
Und es drängten um ihn sich bald die Schönsten der Knaben.
Dann begann er allmählig die flüchtigen Tritte zu heben,
Und sie eilten ihm nach, die schmeichelnden Worte verfolgend.
Aber auf rasigem Anger am Thor eröfnet er plötzlich
Eine gewaltige Grube, darin zu steigen begann er,

Kei-

Keinen zwingend der Knaben, zu folgen verfehlete keiner,
Alle bewundernd den herrlichen Mann und die Töne des Mannes.
Also führt' er sie fort, in der Hand die glühende Fackel,
Hellend die Nacht. Sie folgten, auch nicht erschauend sein Antlitz,
Nur den Worten und Tönen allein nachhängend und sehnend.
Aber im Weg eröfnet' er tiefe Kunde der Dinge.
Klugheit gewann ein jeder, und seltene Lehre sich selber.
Endlich sprach er: Sehet den Tag, und aus dem Gebirge
Traten sie vor in bebauetes Land, und sahen die Sonne.
Dieses, redet' er, ist mein Reich, die bohemische Feldmark,
Euch belehret' ich so zu Helfern meiner Gewalten.
Denn ich versprach es daheim, die lenkende Kunde zu suchen,

Weil

Weil der Erde dienet dies Volk, und fleifsige Arme
Gönnet dem Acker, und jeglich Geschlecht beeifert die Gleichung.
Ihr nun sollet allhier das Banner tragen der Weisheit,
Und euch ziehn ein Geschlecht im gleichen Streben euch selber.
So euch aber behagt, zur Heimath wieder zu wandern,
Hebet den Fufs, dann acht' ich das Band, womit euch der Himmel
Liebend umfieng, und fesselt' an mich, nicht weiter im Herzen.
Denn ich sehe sodann, wie jegliches störet die Thorheit.
Aber keiner bewegte den Fufs. Sie hatten die Aeltern
Ganz vergessen, es kam der Heimath keinem Erinn'rung.
Jetzo gewahrte das Volk des Königs frohe Zurückkunft,
Und sie strömten herbei, der Fremdlinge Schaar zu bewundern,

Lobend das neue Geschlecht, und froh begrüfsend den König.
Aber es sprach zum Volke der mächtige Führer der Jugend:
Wohl nun habt ihr die Töchter erzogen und lockigen Knaben,
Dafs sie hüten den Leib in Zucht und die Sitte des Vaters,
Und ein nährendes Werk betreiben in gleicher Ereifrung.
Immer ehret der Sohn den Vater, wenn er ihm nachfolgt.
Wohl drum littet ihr nicht das eitele Ringen nach Besserm.
Und mir ist es gelungen, der Weisheit Pflanze zu nähren,
Euch ein schönes Geschlecht aus fernen Landen zu führen.
Dafs es stehe gleich euch, zu gründen weise Geschlechter,
Die euch fernen die Noth, und den Rath austheilen in Drangnifs. —
Freudig hörte das Volk des Königs sorgende Weisheit,

Und

Und erblickte die Jünglinge dann, des Königes Helfer.
Denn er ordnete sie, die treflichen Männer, als Lenker
Seines Gesetzes, und Hüter der Macht, und Führer im Kampfe,
Jeden zufrieden mit Stand und Gebühr und lohnender Arbeit.
Also wunderbar schafft der Liebe Walten im Menschen,
Dafs sie das Schwanken dem Willen entnimmt und das Flüchtige bindet,
Führend und wandelnd das Fremde fortan in eigenen Frieden.
Thorheit würde der Aeltern Macht abweichend vom Rechten,
Und des Sohnes kindlich Gemüth allein an des Himmels
Zeichen gewohnt, den Mann mit der Laut' und den Tonen erwarte,
Ihm zu schenken das störrige Herz, zu erschnen die Fremde.

Gewalt-

Gewaltsame Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel zu O*** zur vierten Satire.

Wenn es der Mühe lohnte, in manchen Dingen ein Prophet zu seyn, so hätte ich lange schon dem Verfasser und dem Publico vorhersagen wollen, was derselbe über Erziehung sagen würde, ohne dafs er mir eben vorher seine Ideen darüber gegeben hat. Denn da er die Erziehung gleich setzt dem Einflufs des Sonnenlichts auf die Vegetation der Erde, so konnt ich mir denken, dafs daraus sein göttliches Volk den Willen hernehmen müsse, und das Bestehn seiner Zufriedenheit mit sich, indem es dadurch an die Gewalt und Form gewöhnt werde, und selbige als die seine Freiheit leitende Nothwendigkeit erkenne. Deshalb vermuthete ich auch, dafs die Erziehung, als die Basis der Gewalt, und von der, als einer gegebenen, alles gegebene mit dem Seyenden dem wahren Willen aller vereinigt werde, eine solche umfassende Behandlung erhalten werde. Und was nun das wunderlichste ist, grade bei dieser Materie verläfst mich der Verfasser, und sagt auf meine Bitte, mir auch eine ausführliche Rede über mein

Fach zu halten: „Hier habe er mich nun recht im Drillhäuschen. Gott solle ihn bewahren, nur in einigem Zusammenhange darüber mit mir zu reden. Denn wenn ich hinter irgend etwas her wäre, so sey dies in den Dingen, welche Erziehung angingen, und da würde seine Rede über den Gegenstand das unglücklichste Ende erleben. Hingegen wolle er immer bei unerwarteten Gelegenheiten mit den abgerissenen Ideen der Rede aus dem Himmel fallen, und mich zu Tode ängstigen und quälen.“ Doch da bei des Verfassers Fallen vom Himmel, wie wir wissen, niemals ein Vöglein herunter fällt, sondern gewöhnlich ein ziemlich tüchtiger Stein, an dem man den Berg, woher er kam, sehr wohl ohne Chemie erkennt, so werde ich ihm durch meine Dialectik, eine ganz andere als die seinige; aus seinen Mondsteinen, zu seinem Erstaunen, die ganze Rede aufthürmen, daſs er nicht nöthig haben wird aus dem Hinterhalt zu drohen. Also zum Werke:

Die Erziehung ist derjenige Theil der Gewalt oder der Nothwendigkeit, durch welchen sich dieselbe selbst an den Sinn und die Freiheit offenbart, durch welche die Formen in den Willen eingebildet werden, und deshalb schliefst sie die Abtheilung, in welcher von den Gewalten die Rede ist. Keine andere Göttinn aber ist

in dem ganzen weiten Himmel bei dem Geschäft der Erziehung anzurufen, als die himmlische Liebe. Diese allein vermag das Seyende mit dem aufsen Gegebenen auszusöhnen, und treibt die Seele an, das Fremde als einen Theil von sich anzusehen, ganz es in das Innerste, den Willen, aufzunehmen, und sich als ein Ganzes, wenigstens als den Reiz zu einem Ganzen zu fühlen. Die Kunst nun, durch die himmlische Liebe die Seele wie die Sonne in Laub und Blüte zu treiben, indem das Licht in den Keim aufgenommen wird, und der Keim nur glaubt aus sich selbst geboren zu haben, ist die wahre Dialectik, und diese das Princip aller Erziehung. Nicht anders aber ist der himmlischen Liebe eine Offenbarung möglich durch Menschen an Menschen als im Worte, dem noch reinen und unvermischten Ergufs des Geistes. Denn mit der Handlung des Menschen können sich die Bilder der Wahrheit und Schönheit niemals so vereinigen, dafs sie in heller Erscheinung durch die Liebe, ihre Vermittlerinn, die Einigung mit der menschlichen Seele erhielten. Die Handlung des Gottes allein kann hell seyn. Die Handlung des Menschen ist ohne Sprache. Sie geht blos aus dem Worte wieder lebend hervor, und auch der Lüge ist es möglich, ihr Andenken zu feyern. Das Wort daher mufs dem

Zöglingen die Bilder der Wahrheit und Schönheit offenbaren, und in ihm liegt die Kunst, dialectisch zu erziehen. Der Lüge und dem Häfslichen kann es nie glücken, durch die Rede ihre Gestalt in andern lebendig und wachend zu bilden, weil blos in der That oder dem Irdischen ein Kleid für sie ist, im Worte aber ihr Wesen in sich zerfällt. Wie nun die Dialectik sich erheben mufs in jenes reine himmlische Licht, um sich selbst darin zu reinigen, wenn sie andern sich mittheilen will, so folgt auf jene himmlische Erscheinung der Liebe, dafs sie ihre Heimath verliert, und ihr Leben in dem grofsen und vereinigten Leben wieder findet. Wie also die Seele in der Wissenschaft ganz ihre Besonderheit ablegen mufs, wenn sie dieselbe liebt und aufnimmt, so mufs diese ganz mit dem Lichte übergehen in das Leben des Lehrlings, indem sie ein neues Leben in jenem gebiert; und das ihrige mufs ihr nicht zu theuer seyn es aufzugeben, wenn der Tod ein Schlüssel der Wahrheit werden kann. Von den Alten ist kein gröfserer Lehrer gewesen als Socrates, dessen treflichster Schüler Platon in jenem herrlichen Kranz der Dialogen seinem Meister ein ewiges Denkmal der unvergänglichen Lehre gesetzt hat. Socrates hielt das Wort so hoch, dafs er nicht wagte es dem Griffel anzuvertrau-

trauen, damit es in der Tafel nicht von seinem Leben verlieren möchte, indem es da sich schon in dem Irdischen der That einförmig und unverständlich machte. Einsam ging er mit einzelnen oder er ergreift die Rede bei vielen, in jedem verloren durch jene himmlische Liebe, und aus jedem hinaushebend und einsenkend jenes göttliche Licht, welches ewig sich mit seinen Schülern in mannigfaltigen Bildungen vermählte und gestaltete, bald in Mythen und bald in dem hellen Gewande der Evidenz das Wort verherrlichend. Und endlich versammelte sein Tod zuletzt um ihn die Schule, und die Unsterblichkeit war der Gipfel seines Worts, zu der er, als dem Quell alles menschlichen Trostes und alles Adels unserer Natur, die Gemüther empor hob, und seinen Mund auf immer schloss. Seine Lehren hatten den Platon erzogen, und dieser erhob sie in das Leben eines Drama, und ward so eine Pflanze, welche über das Licht, das sie genährt, hinaus gewachsen schien. Ich kann (sagte der Verfasser einst bei dieser Gelegenheit) mich nicht enthalten, mich, was den Plato betrift, gegen Herrn Schleyermacher zu wenden, dessen Scharfsinn ich gern alle Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Keinem ist wohl das freie Bilden durch den schriftlichen Dialog so unglücklich nach dem Verlust desselben aus dem

heitern Gemüthe in das kalte Leben bekommen, als grade dem Platon, welcher von allen Philosophen am meisten ist unrichtig verstanden worden, und zu vielen Mifsbräuchen Anlafs gegeben hat. Denn seine Mienen konnten auf Wort und Handlung dem Leser kein unfehlbares Zeichen mehr legen, und seinem feinen attischen Salze und dem gleichen Leben seines Körpers und Gemüths hat er es zu verdanken, dafs einige der Erde, andere dem Geiste allein sich angehängt haben, wenigen aber er selbst wieder erschienen ist. Herr Schleyermacher schiebt mit Gewalt eine subjective Production und unwürdige Zeitfolge in das Leben der Dialogen, und auf eine nicht zu entschuldigende Art zerreifst er es, und giebt einiges der Jugend, anderes dem Alter hin, und anstatt die Einheit aufzufinden, wird er auf die Vielheit der Materien geleitet, welche sich durch die immer weiter schreitende Entdeckungsreise zum Theil selbst wieder auflösen. Schon die Weihnachtsfeyer und die eigenen Arbeiten des Herrn Uebersetzers können Licht über den Begrif seiner Dialectik geben, (ohngeachtet er sich im Phädrus ihrer Idee genaht zu haben scheint) und beweisen, wie wenig er in das Wesen derselben eingedrungen ist, ihrer, die als die Tochter des Lichts ewig durch die himmlische Liebe das Ge-

lieder der überirdischen Geister in der Seele gebiert, und zu deren Darstellung allein die Dialogen verfafst zu seyn scheinen. Mit dem Phädrus beginnt er, der grade in den Mythen die letzte Hand an die Gestalt der Dialectik zu legen scheint, und hat seiner Kritik wegen nöthig, diese treflichen Mythen für Jugendarbeiten zu erklären, aus dem übrigen hingegen das mühselige Gebäude seiner Ansicht aufzubauen. Die Dialogen des Platon sind, ich möchte sagen ein Epos vom Socrates, ein Heiligthum, welches in der Seele seines Schülers für jenen gebildet wurde, und aus dem die Kunst der Dialectik als die einige Kunst, durch den Reiz des Worts der Seele ihr Gefieder zu geben, in aller ihrer Reinheit und in ihrer lebendigen Form geschöpft wird. — Das Epos des Dante schwingt sich aus der Nacht der Hölle in der Lehre des Virgil zum Licht des Himmels empor. Aber der Himmel selbst mit seinen Geheimnissen offenbart sich ihm erst, getrennt von dem todten Lehrer, in dem Bilde der geliebten Beatrix, an deren Augen seine Blicke, an deren Munde sein Ohr, gehangen hatten, und deren verklärtes, reines Leben ihn nun zu der höchsten Stufe der Anschauung erhob. Die reinste Anschauung aber der Offenbarung himmlischer Liebe ist in dem Wort und Leben des Heilandes. Nur

dem Sohn Gottes war es vorbehalten, dem der ohne Sünden geboren ward, auch seine That, den Leib, als einen Reiz zu Reinheit und Unschuld auf Erden zu weisen, und als die letzte Lehre das Liebesmahl zu stiften, welches in dem Wein das Wort des Himmels, in dem Brod die That des Himmels, als die reinste Lehre mit uns vereinigen sollte. Die Thaten des Heilandes reden aus dem Worte, das sie seinen Jüngern gaben, und ewig bilden sie sich nach in denen, die ihr Herz nicht verschliefsen gegen die Reinheit beider. Wie viele haben Freuden und Leben geopfert, um nur den neugeborenen Willen nicht aus sich verbannen zu brauchen. So fest nun mufs alle Erziehung ihre Bilder durch Hülfe jener himmlischen Liebe in die Gemüther heften, dafs sie zu deren Wissen und Willen werden. Für das göttliche Volk nun ersehnen wir drei lebendige Bilder des Lebens. Das erste ist dasjenige, welches die Schönheit und Reinheit des Stamms darstellen mufs, verschieden nach der Freiheit, in der die einzelnen in den Bund getreten sind. Dieses Bild ist das Bild der Besonderheit, der Häuslichkeit, des Stilllebens, der Keuschheit und des Bestrebens, getrennt zu seyn von den andern, bis die Liebe einen herführe, um in Vereinigung mit dem Einzigen ein neues Ganze,

eine

eine neue Besonderheit zu schaffen, und dies ist das Bild des Weibes im göttlichen Volke, wo erfordert wird, dafs die Aeltern durch die dialectische Kunst die schönen Besonderheiten ihres Stammes in die Tochter übersenken, indem sie jedes Fremde, Lascive und Schlechte von ihr entfernt halten. — Das zweite Bild ist das der Schönheit und Reinheit des Lebens im Ganzen, und der Gestaltung des Ganzen bei dem Einzelnen, das Bild der Gerechtigkeit, der Biederkeit, der Tapferkeit, der Arbeitsamkeit und der Ehre, der Tugenden des Bürgers. Dieses Bild kann nicht aus dem Vaterhause ausgehen, es mufs durch das Leben und den Kampf selbst heraus gehoben werden, nur die Schule kann es darstellen, die Arbeit mit vielen, der Wetteifer mit andern, der Streit der Ansichten; und seine Befriedigung findet es, je mehr es das Ganze in sich aufnehmen kann, und je mehr es sich mit den bessern Gleichen ausgleicht. — Das dritte Bild ist eines, welches nur die Himmlischen denen vollenden können, die im Stande sind, es zu lieben, es ist das Bild der Freiheit und Weisheit, und die Liebe dafür kann nur mit allem Streite aussöhnen. Dieses Bild kann nur ein Weiser im andern erwecken und erziehen, und die Absonderung von den Vielen. Das reinste Bild der Lie-

be erschafft die Weisheit. Sie leidet keine fremde Belehrungen für den Zögling, und keine Stöhrung von aufsen, und sie kann allein die höchste Dialectik üben, die die Schöpferinn immer sich überwachsender Bildungen werden mufs. —

Wenn nicht so des Verfassers Rede ausgefallen wäre, will ich alles Meinige, selbst meine Hoferiticus-Stelle, zum Unterpfand gesetzt haben. Denn es ist sehr wohl möglich, aus vielem besondern, wenn es immer und immer, und aus verschiedenen Richtungen her sich gleich ausgesprochen wird, endlich dem andern sich in seinem Gemüth per emphyteusin völlig anzubauen, und von seinen Herrlichkeiten den für ihn selbst oft gar frappanten Gebrauch zu machen. Indem ich also, ohngeachtet meiner Nutzung, nun die Rede des Verfassers für keines als sein Eigenthum erkenne, fange ich darüber mit Fug und Recht gegen ihn den Rechtsstreit an.

Seine Ideen von der göttlichen Liebe, von der Dialectik, und von den drei Bildern, welche der Staat seinen Bürgern geben soll, scheinen mir weder aus dem Platon, noch aus irgend einem andern Philosophen oder Dichter genommen, oder wenn dies der Verfasser glaubt, so

hat

hat er sich geirr't, und wie gewöhnlich durch das Bild, welches er sich immer, über die Worte der Schriftsteller hinaus, in seiner Phantasie schafft, sich selbst getäuscht. Die Dialectik des Plato ist nichts anders als die Kunst, einen Begrif gehörig zu zerlegen, die Chemie des Verstandes, und keineswèges eine philosophische Lehr- oder gar Liebes-Art. Das griechische Liebeswesen unter den Lehrenden und zu belehrenden jungen Menschen, war ein gar verderbliches Laster dieses warmen Himmelsstrichs, welchem auch Plato nur hat bei Gelegenheit ein Mäntelchen umhängen wollen. Socrates galt dafür, dafs er von dieser Liebe gegen seine jungen Freunde keinen Gebrauch gemacht habe, und dies wird wohl als eine wunderbare und seltene Sache angeführt. Wie kann also der Verfasser in dieses verruchte Heidenthum greifen, und diesen zweideutigen Schein des Plato als einen musterhaften Bildungsweg in Schutz nehmen? Herr Schleyermacher hat, wenn irgend jemand, für Platon alles gethan, und eine kritische Ordnung der Dialogen wird allein zum Verständnifs derselben helfen. Dafs der Phädrus den Keim der Philosophie enthalte, gesteht Herr Schleyermacher selbst, und eben desfalls zeiht er ihn der Jugendlichkeit. Auf keine Art aber macht Plato selbst die Dialectik als jene

Bil-

Bildungskraft geltend, er nennt sie vielmehr selbst eine Eintheilungs- und Zerlegungskunst der Begriffe, und in deren Definition nach Plato scheint selbst Herr Schleyermacher zu weit zu gehn. Das Poetische an diesem Dialoge nennt auch Herr Schleyermacher mit Recht ein jugendliches Ungestüm. Denn was soll solcher Schmuck vor dem Tribunal der Vernunft, ob gleich der Verfasser grade darum sich berechtigt glaubt, ihn beinahe an die Spitze zu stellen, und über die kälteren und schwierigeren, von den Grundbegriffen mühsamer aufsteigenden Ideen, gleichsam als ein goldenes Dach ausbreiten zu dürfen. — Doch man sieht, dafs der Verfasser immer von sich berauscht ist, wenn er etwas von andern lies't, und dafs daher es nicht der Mühe lohnt, ihn in diesem Felde zu widerlegen. Was nun seine Begriffe von der Liebe angeht, dafs sie die von allen Gewalten sey, welche alle eigene Härte am meisten hinübergeschmolzen habe in des andern Willen, so dafs durch sie noch werde und komme die grofse Vereinigung der Freiheit mit der Nothwendigkeit, so läfst sich dieses an sich wohl so sehr nicht bestreiten; aber diese Kraft in die Erziehungskunst überzuspielen ist wohl nicht zu entschuldigen. Auf die Art es zu geben, dafs eine liebevolle Behandlung mehr nütze als eine harte

und

und erzwungene, wäre der Wahrheit gemäfs gewesen, aber eine Kunst der Liebe erfinden zu wollen, durch die man allein in den andern hinein schaffen, und durch die man, wenn nicht selbst indirecte, einen andern wie in der Satire durch einen schönen Jüngling erziehen könne, gehört unstreitig zu den Kindereien des Verfassers. Nur so viel an den Leser, dafs Platon kein Wort über eine solche Liebe geredet habe, wo er es thue, ganz andere, beiläufige Tendenzen zum Grunde lege, und auf Herrn Schleyermacher nicht der geringste Verdacht eines unrichtigen Verständnisses falle. Auch ist es ja widersinnig, dafs die Liebe ein Moment werden könne, welches seine Schöpfungen durch das ganze Leben auf einen befestigten Punct bringe. Sie regt blos an, und läfst wieder frei. Eine Liebe, die bindet und nie frei giebt, und ganz die Freiheit zur Nothwendigkeit macht, ist am Menschen unmöglich; daher auch aus jeder Schule neue Weisheit hervorgeht, und — wie unglücklich wäre auch ein solches Band! Desfalls würde auch dem Verfasser es nie glücken, wenn er dächte, ein ewig dauerndes Bild in der Seele eines durch Liebe zu gründen, es würde ihm entweder von andern gleich oder mit der Zeit verändert werden, und das Nichtige sich nur zu bald an den Tag legen. Die Bilder nun,

die

die diese neue Dialectik erschaffen soll, bilden sich nach drei Modificationen dieser Kunst, in der negativen Anwendung, in der vermittelnden und der positiven. Durch die negative Methode sollen die Mädchen ihre Erziehung erhalten, welche das Bild ihres Stammes und der Tugenden desselben allein empfangen sollen. Dieses Bild soll durch blofse Abwehrung des Fremdartigen hervor gehoben werden, indem die Aeltern die Tochter von aller Erkenntnifs der Aufsenwelt abschneiden und ihr nur, ohne sie darauf aufmerksam zu machen, ihre eigenen guten Seiten darlegen, die bösen aber verdecken und von allem das Anzunehmende und zu Verwerfende nur ahnden lassen, welches den reinsten Sinn zuwege bringen soll. Dadurch soll die Reinheit des Stamms in der Tochter gegründet werden; zugleich aber sie jene Milde, Schuldlosigkeit und Sinnigkeit erhalten, welche der Jungfrau zukommen, um eine glückliche und gute Gattin zu werden. — Dieser Begrif scheint uns wieder zu eng. Sollte denn alle gelehrte Bildung einer Frau wegfallen? Eine Frau, die blos ihrem Hause und Manne angehört, ist zwar nützlich; aber nicht liebenswürdig, und beglückend für andere, und so fiele ja aller Schmuck des gesellschaftlichen Lebens weg. Ueberdem ist diese negative Methode gewifs ihren

ren Weg verfehlend. Das weibliche Geschlecht, welches so heftig ist, mufs mit den gefährlichen Dingen vorzüglich durch abschreckende Schilderungen, z. B. des Lasters, bekannt gemacht, und davor gewarnt werden. Blofse Andeutungen reichen da nicht hin. Es müssen positive Mittel gebraucht werden. Mag der Verfasser noch so viel glauben, dafs der Sinn dadurch verloren gehe, so geht doch der Verstand nicht verloren, welches immer das beste, auch bei einem Frauenzimmer ist. Ueberhaupt gehört allem, was Mensch heifst, eine gleiche Bildung, und die Erziehung mufs annehmen: was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Glaubt der Verfasser etwa, dafs die Frauen den Männern an Seelenkräften nachstünden? Sehr unrecht hat er, und weifs es ja selbst und mufs es verneinen. Die Erziehung mufs, was ihr unter die Hände kommt, mit den andern in Wissen ausgleichen. Nur Unerzogene und Erzogene können einen Unterschied zeigen. In jedem liegt alles. Was habe nicht ich alles aus rohem Holze gearbeitet! Ja, wer einen Homer von seinem Johann verlangt, in einiger Zeit mufs er, wenn der Lehrer es versteht, solchen nach Verlangen bereiten!! Wie wollte der Verfasser es sonst nur erklären, dafs ich Laye in seiner Philosophie und Poetik, ihm seine ganze Rede von der

Erziehung, die er noch nicht einmal gehalten, bis auf ein Haar vorgeschaffen habe? Dies ist allein in der Bildungsfähigkeit des Menschen zu finden. So habe ich nicht nur den ganzen Verfasser mit Haut und Haaren nach Gefallen, und eben so alle Dichter und Philosophen in mir; sondern vermag noch oft, sie selbst durch das, was von mir dazu kommt, zu übertreffen. — Doch so viel wäre ja nicht einmal nöthig zu dem Beweise, dafs alles aus jedem gebildet werden könne. Es ist Pflicht, Männern keine Ueberlegenheit über die Weiber einzubilden, da diese bei keinem Menschen sich findet über den andern, aufser wenn er nicht erzogen ist, oder seine Erziehung mit Fleifs unwirksam gemacht hat. — Was nun die zweite Art der Dialectik betrift, welche den Bürger bilden soll, so äufsert sie sich nach dem Verfasser auf eine vermittelnde Weise, indem durch das Zusammenwirken mehrerer Lehrer und durch den Kampf um das Mehrwissen in der Schule, von allen Seiten an dem wahren Bilde des Bürgers gearbeitet wird, bis er auf ein festes practisches Wesen sein Leben gründen kann, und sich aus demselben die Bilder gewinnt, welche er als die heitersten verehrt, und die gleichsam, wie zu einem Siege gekommen, auch die Siegeszeichen seines Lebens werden. Hier waltet die Strenge

des

des Gesetzes, er lernt Recht und Geschichte. Freylich darf diese Bildungsform nicht dahin ausarten, dafs Erfahrungen wieder einen Contrast gegen das Seyende bilden. Auch diese Schule will ihre Kunst. Alle diese Bilder, welche sich die freie Seele der Schüler bildet, müssen in des Staates Sinn gebildet seyn. Es müssen aus dieser Schule Bürger hervorgehen, welche das Recht für das halten und erkennen, was es ist, welche durch Geschichte und Kenntnifs ihrer Verfassung die Liebe gewinnen, welche auch das Leben hinopfert, wenn das Ganze dadurch erhalten werden kann, welche ihren Stand sowohl als wesentlich und ehrenvoll ansehn, als den irgend eines, welche gleich beseelt sind in dem Glauben der Väter, und nur darin einen Streit mit einander führen, wer durch Fleifs und Verstand und Häuslichkeit den gröfsten Wohlstand, die gesegneteste Familie, und die offenste Gastfreundschaft aufweisen könne, oder im Kampfe am bereitesten sey, jeder Gefahr die Spitze zu bieten, jedem Feind furchtlos zu begegnen. Kurz wie alles Bestreben der Dialectik dahin geht, mit der Nothwendigkeit die Freiheit auszusöhnen und zu vereinen durch jene himmlische, schöpferische Liebe, so mufs sie auch hier dem Bürger seine Sphäre der That nach enthüllen und einbilden. So gut dies nun lau-

tat, so unmöglich würde es doch wohl auszuführen seyn. Wie sollten die Kinder der Landleute eine solche Schule mitmachen können, und wie wollte man den höhern Bürgerstand, wie z. B. die Kaufmannschaft, welche sich nicht mit Gelehrsamkeit und Staatsverwaltung beschäftigt, zwingen, ihre Kinder mit denen der Bauern erziehen zu lassen, und was würde da herauskommen? Und warum sollen alle nicht auf gleiche Weise erzogen werden, wenn einmal lauter Bürger gebildet werden sollen? — Hier thut aber der Verfasser, als wenn er jemand todtgeschlagen hätte, und wie wenn von einem grossen Geheimnifs die Rede wäre, womit er aber blos meinen Einsichten als Erzieher entgehen will. Es ist nichts als eine wunderliche Ableitung aus der Platonischen Republik, und eine Art Kinderraub an den Aeltern, um den Staat zu bereichern und zu verbessern. Doch wir kommen noch mehr auf dieses Kapitel, und der Verfasser möchte uns schwerlich entgehn. — Die letzte Art der Dialectik ist die positive, welche alle vorige Arten zusammenfafst, und das Bild der wahren Gelehrsamkeit, Weisheit und Staatskunst an den Bürgern erschafft oder weckt. Dies geschieht, wie man sieht, den Göttern zu Ehren und dem Staat zum Heil. Die Weisheit soll nun eine eingezogene, beson-

dere

dere Erziehung wünschen. Man erkennt daraus den aristokratischen Sinn des Verfassers. Sein Grundsatz ist, es solle jeder bei seinem Leist bleiben, und wie der Bürger nur Bürger, so der Adel nur die der lenkenden Kunst und Weisheit Angehörigen bilden. Und weil ein Prophet nie in seinem Vaterland gelte, müfsten diese Propheten abgesondert von den Bürgern erzogen werden, und einen durchaus andern Gang nehmen. Aus dieser höchsten Schule müfsten von den Philosophen Gelehrte, Dichter, Regenten, Heerführer, Staatsmänner, dem Staate gebildet werden, und was von dem Adel nicht dazu zu gebrauchen sey, müsse theils die niedrigern Militär - und Staatschargen besetzen, theils wieder unter das Volk zurückgehen. So könne das göttliche Volk allein zu seiner Freiheit gelangen. Diese Dialectik zieht also die entferntesten Gränzen des Menschen, und bildet ihn zur höchsten Freiheit. Doch wir werden genug Gelegenheit haben, auf sie zurückzukommen in der Verfolgung der einzelnen Fingerzeige des Verfassers in der Satire. Denn dieser widmet er den Hauptinhalt derselben bei der Erziehung des Indras. — Wie mich nun nie eine gewisse Herzlichkeit und Milde verlassen hat, so machte ich mich nach Vollendung dieser Anmerkungen noch einmal an den Verfasser,

und frug ihn, ob er noch etwas zu erinnern habe? Er antwortete: ‚Allerdings! Er sey mir noch die Geschichte des Bubastis und der deutschen Schulmeister schuldig, welche sehr erbaulich sey und durchaus in diese Anmerkungen gehöre.‘ Als nämlich bekannt geworden, dafs der Fürst am Ganges durch Bubastis seinem Sohne einen Erzieher wolle wählen lassen, haben sich zwölf deutsche Lehrer gemeldet, Bubastis habe alle zwölf einige Tage beobachtet, und sie dann vor sich beschieden, um ihnen ihr Urtheil zu sagen. Vor allen habe sich einer vorgedrängt, dem auch die übrigen den Rang ängstlich gelassen hätten, und habe dem Bubastis ein Bild vorgewiesen, mit den Worten: Dieser ist mein Vertrauter und Freund, der erste Dichter am Rhein. Ihr werdet den Meister kennen. Bubastis habe Göthens Bild betrachtet und gesprochen: „Diesem sieht man an, dafs in seine Locken ein goldener Kranz gehöre, in deinem Kopfe aber höre ich schon jenes Klingen, welches weder zu Tisch noch in die Kirche läutet, und welches nur gleichen will jenem Räum- oder Abend-Glöcklein, das in den Traum lullt; wir aber müssen wachen.“ Darauf habe er sich an den zweiten gewandt und gesprochen: „Deine fünf Sinne sind wie fünf Berge, auf jedem steht ein Lusthäuschen, und oft ist in allen

fünf

fünf zugleich Assemblee; wir aber sind aus den stillen Thälern.“ Dann habe er zu dem dritten gesagt: „Du denkst an Gott so wenig, dafs es dir spanisch vorkommt, wenn er dir einmal einfällt, und wir kommen von ihm, und wollen zu ihm.“ Dann sey ihm der vierte vorgekommen, zu dem er gesprochen habe: „Wenn du dir wieder einmal einen Grundsatz machen willst, und er wie ein Stock in deiner Hand ist, so bedenke, dafs du den Weg durch den Wald nicht weist, der Stock aber ein todter Bote ist, der dich nun durch Nacht und Wildnifs führen soll; wir aber nehmen einen Boten von den Lebendigen.“ „An deiner Stelle,“ habe er dann schnell zu dem fünften geredet, „würde ich immer von da abgewandt laufen, woher der Wind käme, damit er mir nicht in das Gesicht bliese. Wie kannst du gegen den Ost nach Indien kommen, um immer weiter mit Indras zu ziehen?“ Und den sechsten habe er angeredet: „Deine Seele steht mehr Schildwacht, als dafs sie sich in Feuer und Kampf befände, und am liebsten ist ihr der Platz vor einer vornehmen Thür; wir aber sind gesonnen, in den Gebirgen auf und ab zu ziehen.“ Dann sey er dem siebenten begegnet: „Alles Ende hast du lieber als allen Anfang, und jeder Gedanke reifst dich wie ein Holz im Wasser an den Strand. Was wolltest

du auf dem Meere, wo kein Anfang und kein Ende ist?“ Zu dem achten habe er lächelnd gesagt: „Du gefielest mir, aber nicht dem Indras. Denn an deiner Seele ist ein kurzer Fuſs, und du hinkst unsichtbar. Könntest du ein Paar Flügel bekommen, so nimm sie; dann wird vielleicht keiner etwas merken.“ Zu dem neunten habe er etwas streng geredet: „Von dir dürfte man sagen, zwei und zwei sind doch eins.“ Dann habe er sich an den zehnten gewendet: „Glaube mir, du mufst noch vieles finden, ehe du dich selbst findest, und dann ist noch die grofse Frage, ob du das Glück haben würdest, dir zu gefallen.“ Darauf habe er den eilften angeredet: „Spielen, wo verspielt werden kann, ist nicht für uns; wir spielen nur, wo wir gewinnen müssen.“ Endlich habe der zwölfte den Spruch erhalten: „Welche Mühe wendest du doch an, um aus einen Wahrsager ein Wahrsager zu werden! Du steigst den Blocksberg hinan, um nach Kloster Haine zu kommen!“ So seyen denn alle zwölf Schulmeister nach Hause getrollt, und hätten sich bald darauf, in allen öffentlichen Blättern über die Grobheit des Bubastis beklagt. Gern habe er die Geschichte mit in die Satire aufgenommen; aber da würde sie kein Mensch geglaubt haben, wegen der Verwirrungen, die in Umständen und

Zeit

Zeit darin herrschten. Schon glaubte ich, der Verfasser, der schon so mancherlei Charlatanerien getrieben, und seine Weisheit auf die wunderlichste Art an Mann gebracht hat, sey nun völlig übergeschnappt, als er mich plötzlich frug, was denn nun Bubastis zu mir gesagt habe? Oder ob ich gar unter den zwölfen sey abgefertigt worden? Ich antwortete ihm aber sogleich: ich habe dem Weisen seine, des Verfassers, Rede über Erziehung vorgelesen, worauf er geantwortet habe: Schade, dafs Sie wieder zu Pestalozzi wollen, in Ihre Locken gehörte der goldene Lorbeer; jener aber, den Sie mir vorgetragen, hat jenes Klingen, welches weder zu Tisch noch in die Kirche läutet, welches zum Feuer ruft und Alarm macht, wo an kein Feuer gedacht wird, und wo man ärgerlich nach Hause zurück geht." — Versteht sich von sellst, dafs keiner den goldenen Lorbeer als eine Arroganz von mir aufzunehmen hat, man wird den Scherz und die Pointe blos darin zu bemerken haben, und den Verfasser brachte sie auch zum Schweigen.

Besondre Noten.

Bei dieser Satire (ich mufs sie wohl so nennen, weil es einmal so beliebt worden) zeigt sich nun recht die gezwungene Ansicht des Ver-

fassers von der Einheit der Poesie, dafs nämlich die Satire dadurch, dafs sie vornehmlich das göttliche Recht übt, mit den Poesieen, welche allein die Schönheit oder Wahrheit verehren, gleichen Rang haben solle. In dieser Satire kommt nun wirklich keine satirische Zeile vor, und sie spinnt so lang an zwei Geschichten, welche die wahre Methode der Erziehung schildern sollen, dafs für den Tadel der bestehenden Erziehungsformen gar kein Platz übrig bleibt, welcher denn durch eine ganz eigene tadelnde Satire nachher ausgefüllt wird, die den Namen der Zucht führt. Viel besser könnte ja der Verfasser seine Gedichte Lehrgedichte nennen. Denn er kramt darin ja nur unter dem Namen des göttlichen Rechts seine Lehren aus, und richtet darnach das Bestehende. An dieser Satire wird man es am füglichsten einsehen. — Was übrigens die Form derselben angeht, so scheint sie ganz vom Verfasser gesprochen zu werden, der die durch eine nächtliche Erscheinung der Liebe veranlafste Erziehung der Kinder eines indischen Fürsten behandelt, und dann die Fabel des Rattenfängers von Hameln auf eine neue Weise ausschmückt, und zu seiner Absicht gebraucht. Wahrscheinlich hat er zum Schauplatz des ersten Gemähl-

des

des Indien gewählt, um den Romantikern zu schmeicheln; den Bubastis aber aus Aegypten kommen lassen, um doch seinen Eigensinn zu befriedigen, der aus diesem Lande den Beginn der göttlichen Kunde herleitet. Der Rattenfänger von Hameln fällt wie aus dem Himmel, und ist noch gewaltsamer als diese Anmerkungen zu dem Eingreifen in die Ideen von der Dialektik benutzt.

V. 1-32 giebt der Verfasser die fixe Idee der Erziehung an, die einmal so und nicht anders seyn soll. Dafs nämlich die jungen Gemüther weit besser an sich als die erfahrnen und alten seyen, dafs sie also nothwendig versinken müfsten, wenn sie dem unverhüllten Vorbild der Erwachsenen folgten. Allein die himmlische Liebe verschönere die reine Lehre des Erziehers und bilde das Gemüth nach oben, und nicht nach der irdischen Gestalt, welche nur immer ein schwereres und niedrigeres Leben nach sich hinunterwärts bilden könne. Der Liebe diente aber die Schönheit mit allen ihren himmlischen Herrlichkeiten, und diese Gestalten beflügelten denn die jugendliche Seele so, dafs sie ihre Flügel nicht mehr verlieren werde. Alle Bilder nämlich der Tugend, Wahrheit u. s. w. sollen durch die Liebe gebildet, unvergänglich seyn. Nun

wäre es vor allem nöthig, diese wunderbare Liebe kennen zu lernen. Ich muſs aber gestehen, daſs ich so wenig ihre Bekanntschaft gemacht habe als die der unsichtbaren Jungfrau, deren Wesen auch nur in Worten und Hauchen besteht, und daher schwerlich Pestalozzi darum verlassen werde. Es ist am Ende wohl nichts weiter als der längst beliebte Satz: eine liebevolle Behandlung ist besser als Stock und Ruthe, die Mädchen müssen durch diese gute Behandlung das Vaterhaus liebgewinnen, und blos häuslich erzogen, die Bürgerknaben müssen dadurch für ihre Geschäfte gewonnen und zu nützlichen Gliedern des Staats gemacht werden, und können diese gemeinsame Bildung am besten unter vielen Mitschülern in einer groſsen Schule erhalten, und der Adel oder alle die, welche studiren wollen, (welche des Verfassers Adel bilden) müssen in eine Selecta gesondert und da durch Milde und Liebe für die Wissenschaft gewonnen werden. So haben wir denn alte Geschichten mit neuen Worten angepriesen. Darum brauchen wir weder den Platon nachzusehen, noch den Verfasser weiter zu befragen. Es kommt grade auf das heraus, was längst hie und da besteht, Hausbildung, Pädagogium, Selecta u. s. w.

V. 50 giebt die Liebe zu erkennen, dafs sie die Kraft sey, welche die Erde in neue Gestalten durch das Licht und die Wärme erhebe, also die Vegetation aussondere, und die verbessernde Kraft sey, welche alles hinaufführe zu der höhern den Wesen gegönnten Freiheit, die sich wieder vereinige mit dem strengen Willen des Himmels oder der Nothwendigkeit.

V. 52-60 geben die Bilder, welche die Liebe für die Kinder des Fürsten wählt, eine Rose für die Tochter, und einen Platanus für den bürgerlichen, einen Citrus für den gelehrten Sohn. Die Rose entspringt auf der Wange als ein Zeichen der frischen jugendlichen Schönheit, Reinheit und Gesundheit, der Platanus erscheint aus dem Herzen seinen Ursprung herleitend, als aus der Stärke, der Tugend, der Männlichkeit, und diese in den Verein des Staats erhebend, der Citrus aus dem Haupte keimend, das Zeichen führend der Herrschaft der Weisheit und der Heiterkeit.

V. 64-96 giebt die Liebe dem Fürsten ihre besondern verblümten Lehren wegen der Erziehung dieser Kinder, wie er nämlich die Tochter als den Schmuck seines Stammes selber, den einen Sohn als das Muster der Bürger, und den andern als die Zierde des Staats durch

An-

andere erziehen müsse. Doch hat die Göttin ihre Lehren so deutlich gemacht, dafs wir kaum begreifen, wie der Fürst den Bubastis zur Deutung des Traumes noch kann rufen lassen. Es folgt daraus nothwendig, dafs es ihm etwa an Verstand gefehlt habe. Wie kann also dieser Fürst als Beispiel für andere Väter dienen, die selbst Gelehrte und Schriftsteller sind? Warum sollte ein Vater seinen Sohn nicht besser als ein anderer erziehen können? Ist ein Sohn nicht sicherer in Vatershänden, als unter ausgelassener Jugend, beschäftigten Lehrern, oder einem Hofmeister, dessen Innerstes man doch nie kennt? Auf keine Weise gilt dies Beispiel auf alle Fälle, wenn auch jene entdeckte Eigenschaft nicht wäre. Der Verfasser, der an nichts als Bilder denkt, sagt nun zwar, ein Vater, wenn er kein guter sey, könne an dem Sohne nur sich abbilden, er könne jene freie Dialectik, die das Bild des Bürgers und des Menschen hervorhöbe, ohnmöglich handhaben, da es theils zu viel Ruhe und Kälte (ein guter Vater müsse aber ängstlich um den Sohn seyn) erfordere, theils die gröfste Aufmerksamkeit und Hingebung, die sich für die beschäftigten Aeltern nicht passe, die ohnedem immer in gewisser Ferne bleiben müfsten. Ja bei einer guten Erzie-

hung

hung der Söhne müfsten die Väter sich um gar nichts bekümmern, und den Meistern, bei ihrem ohnehin sehr delicaten und schweren Handwerk, ja nicht in die Saiten greifen wollen. Diese Gründe haben aber nur in sofern Schein, als sie mit jenen Ideen der Dialectik zusammen hängen, deren Wesen so unausführbar als wirklich unwahr ist. Wenn ein Vater etwas weifs, warum soll er den Sohn nicht belehren, warum den Lehrern nicht nachhelfen können? Eine solche Kunst, wo jedes Wort gewogen wird, übt keine Menschen-Seele aus, daher würde ein ängstlicher Lehrer sowohl als ein besorgter Vater seine Zöglinge verderben. Blos kommt es auf das Gedächtnifs und gute moralische Belehrungen an. Der Lehrer mag seyn wer er will, wenn er etwas in der Seele des Zöglings davon gehörig anheften kann, so ist er ein guter Lehrer, und mehr bedarf die Erziehung im Allgemeinen nicht. Die sich selbst bildende Seele des Zöglings macht sich doch immer frei und geht ihren eigenen guten Weg, der oft sehr von dem verschieden ist, was die Lehrer beabsichtigten. Der Verfasser hält dies nun freylich für keine Erziehung, indem alles da in die Seele bleibend durch die Liebe eingeboren werden mufs. Eine liebevolle Behandlung

wird freylich, wie gesagt, hier das meiste bleibend gut bilden, aber wer steht vor Verführungen. Lehren sichern dafür nicht, dafür kann nur die gute und feste Natur der Subjecte bürgen, für die der Lehrer nicht zu sorgen hat. Denn diese ist ein Geschenk der Gottheit. Für das Wissen aber hat der Lehrer allerdings alles zu sorgen. Dieses ist sein sicheres Feld. Jeden mufs er zur höchsten Wissenschaft erheben können, wie gesagt, jeden zum Homer machen können.

V. 107 fängt Bubastis die Auslegung des Traumes damit an, dafs er das Glück der Väter preist, welchen es vergönnt sey, in ihren Kindern fortzuleben. Wir aber sehen nicht wohl ein, wie der Verfasser dieses den Weisen kann sagen lassen, da gleich hernach sowohl der Staat als die Götter einen Antheil am Knaben verlangen, für den Vater also blos die Tochter bleibt, um das Bild des Hauses an ihr zu erhalten? Soll nun ein Kind neben alle den Bildern, doch auch das des Vaters beibehalten, oder eines nur ausschliefslich an sich tragen? Wahrscheinlich ist aber, was auch aus dem Sohne bessres immer als der Vater herauskomme, immer des Vaters besseres Bildnifs, und so ist allen geholfen.

V. 120 - 136 schildern das Wesen jener schon oft berührten himmlischen Liebe, welche allein allen Wünschen genügen kann, und die Seele mit der Welt und ihrer Lage zufrieden macht. Wenn sie dieses kann, und noch dazu ein Lehrer fähig wäre, sie in das Wesen irgend jemandes zu verweben, so wäre dies allerdings wünschenswerth; wir sehen aber das wie nicht ein. Selbst Christus hat ja nicht in allen Seelen seiner Hörer jene Liebe angeknüpft, und es streitet gegen diese Gewalt noch immer die Erde, und wird es thun, weshalb die Lehre von der Gnade nicht so ganz unrichtig ist, von der der Verfasser aber nichts zu wissen scheint, indem er aufser dem Wissen eine völlige Befriedigung aller Seelen, in den drei Ordnungen, durch jene Dialectik annimmt.

V. 146 verbietet dem Vater sogar, Freunde seiner Tochter nahe kommen zu lassen, welches ärger als das Kloster ist, und alle Lehrer will diese Methode entfernen. Es wird, glaube ich, nöthig seyn, dafs ein solches Mädchen sehr kalt und leidenschaftslos sey, um eine solche Lage nicht unerträglich zu finden. Wie würde eine heftige da sich von den Ihrigen fort sehnen, sie zu betrügen suchen und grade das Gegentheil von dem in sich aufneh-

nehmen, was sie sollte; aber an eine Verschiedenheit der Naturen scheint der Verfasser nicht gedacht zu haben. Doch soll die Liebe Zugang zu ihr haben. Aber wie? wenn Freunde von ihr entfernt seyn sollen? Daher mufs wohl das Alleinseyn mit solchen Herrn verstanden seyn. Das ist ja aber nichts neues in häuslichen Ordnungen. Oder soll sie einen unsichtbaren Liebhaber haben à la Bora in Werners Luther? und gar einen solchen mit dem Schmeerbauch? Ich gestehe, dafs ich hier nicht durchfinde. Vorher hat uns die Göttinn der Liebe auch schon gesagt, dafs der Vater der Tochter freie Wahl des Geliebten gestatten solle; daher mufs sie ihn ja doch gesehen haben und kennen! Wir müssen uns deshalb, wie oft, durch den Mittelweg helfen, dafs der Vater aus dem Hause einige entfernt halten, anderen aber Zutritt verstatten solle, und dafs aus denen, welchen der Zutritt gestattet worden, der Liebhaber sich finden müsse. Dann entsteht wieder eine neue Schwierigkeit daraus, dafs die Tochter das Bild des Stammes an sich tragen soll, und doch ganz des Geliebten werden mufs. Was wird denn da aus dem Bilde des Stammes, indem es ja auf einen andern Stamm übergeht? Wenn nun z. B. der Stamm, aus dem die

Toch-

Tochter ist, in einer stolzen Eingezogenheit zu leben gewohnt war, und sich vom Volke, wo es nur gieng, absonderte; der Stamm des Bräutigams aber ein sehr reicher und freier ist, der überall öffentlich Antheil nahm und nach Würden strebte, was soll nun die Tochter thun? Natürlich sich in den Gemahl finden und mitmachen. Wo bleibt dann aber der Character ihres Stamms? Und in solchen Eigenschaften müssen doch auch des Verfassers Bilder der Stämme bestehen, da er so sehr darauf beharret, dafs jeder Stamm seine Weise fortsetzen soll, und jeder in der ihm bestimmten Sphäre auch die Seinigen zu erhalten suchen soll. Denn er lobt sogar die Familienstatute, dafs sie eine herrliche Seite des ursprünglich deutschen Gesetzes seyen, gegen welche die fremden Rechte doch hätten Respect behalten müssen. Offenbar wäre ja der ärgste Pantoffel da, wenn nun der Gemahl die Weise des Stamms annähme, aus dem die Gattinn wäre. Wieder den Mittelweg einzuschlagen, dafs sich beide entgegen kommen müfsten, würde dem Verfasser auch nicht recht seyn. Aber vielleicht giebt der letzte Vers über die Erziehung der Tochter, „sie wird ein mächtig Geschlecht deinem Bilde gestalten," Licht darüber, indem er eine der

Lieblings-Ideen des Verfassers reflectirt. Er behauptet nämlich, dafs bei einer glücklichen Ehe immer der weibliche Theil den meisten Einfluſs auf die erste Bildung der Kinder habe, daher dieser eigentlich die Bilder der Stämme, die schönen Besonderheiten derselben, fortsetzen müsse. Deshalb erscheint des guten Vaters Ebenbild, wenn es auch an der Tochter ganz überschmolz in den Willen des Gemahls, wieder in den Kindern beider. Und dadurch können wir uns auch hier helfen. Dies kann denn die Damen wieder entschädigen für den Anstoſs puncto der Gelehrsamkeit.

V. 153 u. s. w. berührt Bubastis nun zuerst jene Dialectik, durch welche die Schule das Bild des Bürgers an der Jugend vermitteln soll. Den Aeltern, die nur abzuwehren haben, ist wohl der leichteste Theil gegeben; nun kommen aber die Lehrer, welche schon ein schwerer Geschäft haben. In dieser Schule wird nämlich gelehrt, nach den deutlichen Worten des Verfassers: Rechtswissenschaft, Religionslehre, Geschichte, Kriegskunde (der Waffen-Gebrauch) und Oekonomie (die Gründe des Reichthums sollen doch wohl so gedeutet werden müssen), und daran nimmt der junge Bürger und Bauer Antheil, bis er fü-

fähig ist, selbst eine bürgerliche Laufbahn zu eröfnen. Aus der Lehre dieser Wissenschaften, welche viele Lehrer vorzutragen haben, sollen nun vermittelt werden die Tugenden der Bürger, Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Ehrliebe, Klugheit, Tapferkeit und Sparsamkeit, und diese Tugenden sollen ihm das Bild des Bürgers gestalten. Es soll ihm aber dieses Bild nicht positiv vorgehalten werden. Er soll es sich selbst aus dem Verein dieser aus einander gelegten Wissenschaften erobern, und in sofern es liebend in sich aufnehmen.

Im V. 172 steht sogar, dafs er keinen seiner Lehrer besonders liebe, alle aber zu schätzen wisse, und von allen das Seinige erobere und behalte; eben so verhalte er sich streitend gegen seine Genossen, und ihm gebühre die Liebe der allernährenden Erde, was wohl heifsen soll, er habe sich blos an das Practische zu halten, und hierin sey sein Bestreben, es den andern zuvorzuthun. Also wie die Umstände des Ganzen stehen, und wie das Ganze in schlimmen und gewöhnlichen Lagen geleitet werde, geht denen, die zu ihrem eigenen Flor geboren werden, oder dem eigentlichen Volke, nichts an. Diese Kunde und ihre Anwendung beschäftigt die Regierung, deren Glieder auf anderm Wege dazu gelangen. Doch

hierüber nachher. Welche sonderbare Art der Dialectik aber, wo durch keinen Einzelnen das verlangte Bild gegeben wird, wo das Ganze der Schule und der Schüler daran arbeiten mufs. Wie zufällig wird diese Kunst immer bleiben, da sie offenbar von den Stimmungen der Einigkeit der Lehrer und Schüler abhängt. Unsers Erachtens hätte der Verfasser eben so gut dem Schüler seine Bildung aus dem Leben selbst und seinen Kämpfen geben können, denn dies hebt ja auch die Erfahrung, als das leitende Princip des gemeinen Lebens, wie der Verfasser es nennt, hervor. Und wie herrlich, dafs der Verfasser sich selbst an die verhafste Küste hintaumelt, und daran zum Scheitern kommt. Denn auf welche andere Art will er aus dem Kampfe dieser Schule das Bild des Bürgers hervorgehen lassen, als durch Erfahrung? Und da wäre die vermittelnde Dialectik die Kunst, Erfahrungen hervorzubringen. Freylich entschuldigt und wehrt sich der Verfasser dagegen mit Händen und Füfsen. Ich will auch seine Aeufserungen nicht verschweigen, wie ich mich niemals davor gefürchtet habe; aber man wird fast noch deutlicher darnach meinen Wink verstehen. Er verlangt, dafs die Lehrer dieser Schule, wegen der gröfsern Gelegenheit zur

Ver-

Verführung bei den vielen und gemischten, da der Jugend während des Schulbesuchens durchaus ihre Reinheit müsse gesichert und erhalten werden, ohne die jene goldene Zeit auf das elendeste verwelke, durchaus strenge und aufmerksam wie Falken auf die Schritte der Jugend sehen müfsten! Hiedurch käme denn immer aus dem oft harten Zwange ein Widerstreben gegen die Lehrer aus Mangel an Einsicht, die ja auch nicht da seyn könne und dürfe, und dieses, da es nicht fehlen könne und an sich ganz gut sey, werfe die Liebe von dem Lehrer ab auf das Gebiet der zu erlernenden Wissenschaften, weil dies der einzige Weg sey, wie die Natur des Menschen immer zu Freiheit des Willens anstrebe, den Zwang nach und nach in Frieden zu wandeln, und der sichere Gang zum Ziele. Es sey bei der Volkserziehung, die durchaus gemeinschaftlich seyn müsse, und aus der sich alle Verhältnisse des Lebens entwickeln und schon bestimmen müfsten, nur dieser Weg der Dialectik vorhanden, aus allen etwas und das rechte zu bilden. Thorheit und Albernheit lösten die Kämpfe der Knaben unter sich ab, der Zwang und die Aufsicht trieben zum Fleifse, und zur Beschäftigung mit dem Ziele, und durch das Zusammenwirken des Ganzen

mit den Lehren der Wissenschaft, die so weit sich mittheilen müsse, als zur Vollendung der bürgerlichen Zufriedenheit nöthig sey, trete dann jenes feste, bestimmte, vollendete Wesen des Bürgers hervor, welches die Erde besiegen müsse, und den Grund festhalten, worauf alles höhere und himmlische Glück für die, welche eine Empfindung dafür haben, erbaut werden könne. So meint der Verfasser. Doch um auch auf das Einzelne zu kommen: Rechnen und Schreiben sollen dann wohl diese Kinder gar nicht lernen? welches doch das Nöthigste ist!! Diese Dinge scheint der Verfasser aber blos zu den Handgriffen zu zählen, die vielleicht gar schon von den Kindern müssen begriffen seyn, ehe sie in die Schule kommen; alle Schule aber, auch die für das Volk, soll nicht Handgriffe lehren, sondern durch Wissenschaft, durch Uebung der Seelenkräfte, die verlangten Bilder den Gemüthern fest und dauernd einbilden. Die armen Bauern, wenn sie dieses Unheil treffen sollte, wie würden sie über den Kinderraub klagen! Und keinen Unterschied zwischen den bürgerlichen Ständen zu machen! Ein Kaufmann mufs doch auch Sprachen lernen! Dazu ist er denn genöthigt, aufser der Schule besondere Stunden zu nehmen. Denn das gelehr-

lehrte Wesen will der Verfasser durchaus abgesondert wissen. In seiner Stelle hätte ich doch wenigstens hier eine Mittelschule eingeflochten, worin der höhere Bürgerstand gebildet würde, und wo auch feine Sitten gelehrt würden und Artigkeit des Benehmens, welches diesem Stande so nöthig thut. In dieser Schule müfsten denn die Zöglinge schon Antheil an allen öffentlichen Vergnügungen nehmen. Bei der Strenge jener Volksschule würde ja alles dies verloren gehn! Aber warum den Verfasser so lange mit seinen Ideen von der Volksschule nur durchlassen? Beweis't nicht das Beispiel Oestreichs, Frankreichs und Englands, wo die gröfste Vaterlandsliebe sich findet, dafs alle patriotische Tugenden ohne jene Schule sich zeigen? Was sollen überdem Bauern mit Kriegskunst, Geschichte und Oekonomie? Wenn auch nur, wie ich freylich wohl denken kann, diese Dinge blos für den Gebrauch gelehrt werden sollen, so soll sich das unter der Muskete, hinter dem Pfluge, im Laden u. s. w. schon von selbst lernen, und Geschichte ist dem gemeinen Mann zu nichts nütze. Und hiermit Punctum! —

V. 179 von der Erziehung des Indras, verbunden mit dem, was von der wirklichen Erziehung

desselben von V. 224 - 357 gesagt wird, führt uns nun noch auf einige Züge dieser letzten Dialectik, der wir doch auch wie den andern die Ehre der Beleuchtung müssen wiederfahren lassen. Denn die kurze Ausführung von V. 207 - 225 ist, nach unsern vorhergegangenen Erinnerungen, gar nicht weiterer Erläuterungen und Winke bedürftig. Nach dem Verfasser liegen in dem Indras schon alle Keime der Weisheit, welche die Götter in ihn gesäet haben, zu deren Ehren er überhaupt die irdische Weisheit zu erheben scheint. Keineswegs ist nun die Erziehung dieses jungen Menschen blos für ihn; sondern Bubastis sucht seine Helfer und Begleiter aus, ja er setzt selbst einen Jüngling über sich zum eigentlichen Lehrer des Indras, blos weil ihn dieser vorzüglich liebt. Dieser muss nun dem Indras die Spur der Weisheit zeigen, in der er sein eigenes Gemüth nach und nach aufdeckt, und bald seinen Lehrer selbst übertrift, doch ohne selbst die Meinung davon zu haben. Diesen innigen Bund, der allein dem Werden der wahren Weisheit, des reinsten Willens und der höchsten Zufriedenheit aufhelfen soll, will nun gar der Verfasser, ohnerachtet er die Fabel des Rattenfängers von Hameln für unwahr erklären muss, als deutschen Ursprungs an-

ge-

geben. Alle ältern hohen Schulen in Deutschland haben, nach ihm, ihre Entstehung nicht obrigkeitlichen Verfügungen zu danken; sondern weise und gelehrte Männer hätten, um ihrer Kunde einen würdigen Gang auf die Nachwelt zu bahnen, junge hofnungsvolle Leute nach ihrem Willen aufgenommen, um sie zu unterrichten, hätten sich dann Gehülfen selbst gewählt und besoldet, und wenn sie nicht in den Bund getaugt hätten, verabschiedet, das höchste Zutrauen des Staats und der Aeltern besessen, und so die sittliche und freie Bildung der edlern Jugend gegeben. Die Jünglinge seyen bis zu ihrer völligen Entwickelung ihnen ausschliefslich überlassen gewesen, und grade in der Zeit habe die wahre Gelehrsamkeit und Kunheit derselben mit dem Staate geblüht. In Griechenland, wo man denselben Sinn ausgeübt habe, seyen aus den Schulen der Weisen die vorzüglichsten Menschen hervorgegangen, und jenes Hingeben der Jünglinge an den Lehrer der Wissenschaft, und jenes ganze Leben des Lehrers dem Jüngling hingegeben, habe durch die reine Liebe jene staten und treflichen Bildungen ans Licht gerufen. Haben nun nicht denselben Sinn unsre Selecten? und der Verfasser will sich so heftig dagegen setzen? Wenn auch

alle Umstände, die er fordert, nicht dabei eintreffen, so wollen sie doch die wahre Gelehrsamkeit befördern. Freylich die Existenz der Schule in der Abgesondertheit vom Volke, die Bemühungen, den Vorzüglichern, wie hier den Indras, durch einen geliebten Jüngling zu bilden, die völlige Trennung vom Leben und Verkehr, kann da nicht Statt finden. Aber was würde dabei herauskommen? Der Verfasser behauptet zwar, dafs sich Leben genug gestalten werde in jener Verbindung der Jugend. Freylich Ungezogenheiten werden genug vorfallen; von dem Gange des guten Tons aber werden die jungen Leute ausgeschlossen seyn, und als gelehrte Pedanten zurückkehren. Welche Ungerechtigkeit wäre es auch, wenn der Lehrer nur einige erzöge, und (welche Beschränkung!) wenn sie mit einander vollendet wären, erst wieder andere annähme? Ferner dafs der Hauptlehrer allein die Bestimmung der Mitlehrer hätte, welche Einseitigkeit! Der Staat selbst sollte sich gar nicht darin mengen? und erst, wenn die Erziehung vollendet, und die Bildung erlangt wäre, wo dann ein Reformatorium zu spät käme, sollte er dann über die Fähigkeiten der Vollendeten zu seinem Gebrauche disponiren? — Kurz diese Liebeserziehung für den

Adel

Adel des Volks oder die Studirenden, ist eine Grille. — Doch eins noch muste ich bei dieser Gelegenheit dem Verfasser abfragen: ob er denn gewisse Geschlechter nur zur Regierung und Weisheit zulassen wolle? Hierauf antwortete er, in einem guten Staate würde sich das schon von selbst bestimmen. Allerdings sey es ein grofses Heil, wenn jeder in seinem Stande zu dem Besten käme, und das Seinige für das Beste hielte, und also Geschlechter in Ordnung ihre Bahn zu gehen gewohnt würden. Denn die, welche ein innerer Trieb aus niedrigern Sphären mit Grunde zu den höhern herantriebe, würden doch bald erkannt seyn, und diese würden denn schon durch sich verdienen, an der Leitung des Ganzen Theil zu nehmen; das Genie aber unbedingt zu beschränken würde Tyrannei seyn. Es müsse aber auch in dem guten Staate kein Stand den andern für besser halten; sondern nothwendig müsse jeder den Werth seines Platzes einsehen, und dergleichen mehr. Es bleibt also eine Hauptidee für den göttlichen Staat, dafs die gelehrte Welt einen Statum in Statu bildet, welcher die eigentliche Blüte des Volks ausmacht.

V. 356 bis zu Ende, erzählt dann die Geschichte des Rattenfängers von Hameln, welcher nach

dem

dem Verfasser auszog, seinem Lande Verwalter zu schaffen, weil das Volk nicht von seiner Arbeit lassen wollte. Dies ist denn das Volk, welches der Verfasser so begünstigt, die guten Böhmen (welche doch wohl jetzt nicht mehr so denken werden), und diese empfangen mit Freuden die unter der Erde belehrten Schüler ihres Königs als ihre Regierung, welche sich von ihnen auf ihre Kinder fortsetzen soll. — Wir haben nun hoffentlich diese Ideen genug durchgekäuet. Die guten Leser müssen verzeihen, dafs ich oft eine Ehrenrettung meines Handwerks übernehmen mufste. Dafür hoffe ich sie nun vorurtheilsfrei an die Tafel des Verfassers geführt zu haben, der nur immerhin anfangen mag mit:

„Scheuet die Jugend ihr Männer!“

V.

Die Zucht.

Armer Rattenfänger! die alte Kunde vergafs man,
Und wohl schmähen hört' ich auf dich, den trügrischen Räuber.
Jetzo kennt man die Kunst, das Thier in der Falle zu fangen;
Und es harret dir keiner des Reinigers weiter im Hause.
Wie auch möcht' es gelingen, die flüchtige Jugend zu sammeln?
Was erzähltest du nur, zu fesseln jegliche Seele,
Welche der Küster beherrscht, und welche der römische Rector?
Jetzo hat man die Kunst der Führer Lehr und Belehrung.
Sieh'! es locket ein anderer Zauber, Circe die Göttin,
Und der Vater Silen, und das Heer der weisen Centauren,

Dann das stygische Bad, und des Lebens ändernde Wunder.
Jeder hasset sich selbst, und liebet wieder sich selber.
Schand' ist, ähnlich dem Vater zu seyn und gleich in dem Volke.
Andres erstrebet ein jeder, hinauszuwandeln den Kindlein;
Aber im Schoofse die Hand, und andern Sorge verzinsend.
Darum voll sind die Kammern der Circe, voll der Centauren
Magisches Schlofs, und reich an Badenden stygische Wasser.
Ach! nur tägliche Noth, der Armuth drückende Sorgen
Und des Geizes Begier erzwingen, fern von dem Zauber
Abzuhalten, und scheu im Haus zu hüten die Jugend.
Aber Argwöhnische findest du auch dem Zauber der Circe
Und der centaurischen Kunst, den Sohn mit Augen des Argus

Im-

Immer zu hüten bereit, und ängstlich wachend die Nacht durch.
Doch wie jener alte, so läfst sich auch dieser bethören,
Und es spottet die List der hundert wachenden Augen.
Traun! wer könnte die Kunst, wohlsehende Blicke zu täuschen,
Und zu wandlen das sichtbare Bild in anderen Schein um,
Herrlicher sicherer wohl als Circe üben die Göttinn?
Mütter senden zu ihr die knospende Blüte der Jungfrau,
Dafs sie ferne gehässiges Bild und prange mit neuem.
Wie du verlangst, so wandelt die liebliche Tochter die Göttinn.
Aber der Circe herrlichstes Bild ersehneter Schönheit
Trägt der glänzende Vogel aus Eden; selber der Taube
Färbt drum Circe die Flügel mit herrlichspielenden Farben,

Bin-

Bindet den fiedrigen Schweif und heftet die glänzenden Augen,
Löset die Zunge und redet hinein unendliche Rede.
Und die Verwandelte spricht unaufgefordert von selber,
Weifs zu belehren den Mann, und verachtet die sie bewundern,
Sammelt um sich den Kreis Neugieriger, spottet des Günstlings,
Läfst sich kosen und fangen, und fangt mit andrem den Fänger.
Aber auch andere Bilder erschafft nach Willen die Gottinn;
Hafst sie die Tochter, ja wahrlich, nicht sicher bleibt vor der Sau sie,
Und sie hetzet darauf die Schaar muthwilliger Schwestern.
Selber sah ich, mich schauert zu reden, Künste der Circe:
Wie ein flüchtiges Reh hinein zu der Göttinn geschickt ward,
Still, doch feurigen Auges und einsam durchwandelnd den Wald sonst,

Und

Und darauf ein gezähmetes Zicklein wieder hervor sprang,
Welchem die Zunge gelöst, dem Volk zu hüpfen gelehrt war.
Also waltet die zaubrische Macht. Sie eilen verwandelt
In die Heimath zurück und erfreun die fremden Erzeuger.
Denn zufrieden werden auch die, sie sehen im Ibis
Dennoch den Gott, nichts stört, in der Gans zu schauen den Phönix,
Farb' und Reden, der Künste so viel, bestricken die Neigung,
Und es bleibet die Kunst gepriesen der listigen Circe.
Ihr auch fallen nun zu die lehrenden Elfen auf immer.
Denn sonst strebten sie wohl im faltigen Kleide der Vesta,
Steif zu empfangen die Töchter des Landes, oder im Kloster
Särge zu senken und Grabgedanken in kindliche Herzen.

Aber seit man die Laute der Welt, und die Zungen der Völker,
Und die Farben von jedem ersehnt an der lieblichen Jungfrau,
Ziehen sie frei auf dem Besen hinauf zu dem schallenden Berge,
Wo sich die Zungen der Völker durchkreuzen, und brennende Farben
Schweben im Tanz, Smaragd und nächtlich glüh'nder Karfunkel,
Sammeln sich Schmuck aus den Versen und Liedern der tobenden Höhe,
Und verwahren sich Flittern und Federn, solche mit Eifer
Dann zum Zauber zu brauchen, und schuldloser Töchter Verwandlung.
Denn auf dem Berge wohnet der Glanz der nächtlichen Erde.
Liebender Rede höret man dort, der Teufel Umarmung
Schauet man, Kronen, und bärtige Räuber, Helden der Vorzeit,
Und es nennt sich die Zucht des Lebens glühenden Auszug.

Samm-

Sammlet ihr Männer euch hier, ihr weich geborenen Jungfraun
Sammlet den ewigen Schmuck, so Thun als Rede zu krönen!
Aber wunderlich dünkt dirs vielleicht, wie solcherlei Schmuck nur
Haften könne der besseren Jungfrau? Wahrlich du kennst nicht,
Wie in der Brust es erfreut, wenn man ein ländliches Rind war,
Und nun Apis, den Gott, die knienden Schaaren bewundern.
Wie denn sollte die Taube nicht stolzer werden als solcher,
Wenn auch das weiſse Gefieder mit zaubrischen Augen geziert ist?
Und es versaget die Sitte den Jungfrau'n stygisches Bad ganz,
Welches die Zauber verscheucht. Drum halten sie sorglich sich selber
Bis zum Tode verborgen in Circes prangendem Kleide.
Uebel bekam Neugierigem einst die lockende Sehnsucht.

Denn die bunteste Schülerinn Circes nahm er zur Gattinn,
Und die Mysterien wollt' er entfernt und flehte die Schöne,
Abzulegen das magische Bild, und zu weisen die Reinheit.
Und der Liebe gewährte sie das: o welcherlei Anblick!
Alles Gefieder der Mutter Natur fort war es geschwunden,
Und er wünschte behend zurück den goldenen Phönix,
Welcher denn glänzend wiederum ward von Silber und Golde,
Nicht aufhörte, dem Volk so Pracht als Rede zu künden,
Bis er, zum Neste selbst den Gemahl und die Habe verlangend,
Auch das letzte mit sich in gefräfsigen Flammen verzehrte.
So denn glückte sogar, im Tod zu gleichen dem Urbild.
Auch geschauet mufst du es haben, wie sich ein armer

Vo-

Vogel des Waldes zeiget in Eden, wie ein Gelächter
Schallet von jeglichem Zweig, zweizüngige Reden ertönen,
Und sie dem Stockenden nehmen das hölzerne Wort aus dem Munde.
Bringe mir Freund in den Garten kein schneeweisglänzendes Täublein,
Wie es auch sey sie nennen es Gans, und nennst du es lieblich,
Dir und der Armen hacken die Vögel Augen und Mund weg.
Denn wie fern sie der Milde der Tauben immer geflohn sind,
Bunte Tauben auch giebts, dein Lob trift immer dies Ziel nur.
Aber wohl nimmer glaubtet ihr mirs, wofern ihr nicht selber
Augen hättet zu schau'n, dafs auch der Vater Silenus,
Faun und Silvan sich bestrebten, das Volk zu lehren mit Eifer,
Wohl nur schlecht und gemein, doch immer helfend der Menge.

Denn aus den Gärten bleiben sie fern; der Wald und die Feldmark
Sendet die Jugend, und was sich von selbst zu dem Pöbel gesellet.
Und der Vater Silen vom Himmel giebt er die Kunde,
Faun und Silvan, der Zahlen und Zeichen Lehre vertraun sie,
Und es haben die niedrigen Götter immer noch Obmacht.
Saget mir nicht, dafs Vater Silen ertrunken im Schlauche,
Und mit lallender Zunge die christlichen Kinder belehre.
Denn euch treibet die Noth, von ihm die Lehre zu nehmen.
Aber warum denn ginget ihr auch unwillig zum Alten?
Fördert doch keiner wie er der Liebe brünstiges Feuer.
Siehe, Knaben und Mädchen vermischt belehret der Meister,
Dach und Weg beschützen den Bund der zärtlichen Neigung.

Hier

Hier in der Schule keimet das Brautbett, oder gewifslich
Hüllen sich auf die alten *Mysterien*. Klügliche Weisheit
Sammeln die Knaben und Mädchen, betrüglicher Thaten Erfahrung.
Und so milde könnet ihr nimmer einen vernehmen,
Als die kindlichen Seelen der alte Vater eröfnet.
Kinderchen nennet er nur die halbgetraueten Pärchen,
Und vermögen sie mehr als ja und nein zu erwiedern,
Wenn er sie frug, dann krönet sie Lob und freundlicher Beifall.
Kommt es aber von einem zu Tag, wie eben und immer
Bösliche Werke der Weg und der Ort herführte der Jugend,
Dann erzürnet Silen und tobt wie der stürzende Himmel,
Nimmer versöhnt. Drum lieben sie mehr den lobenden Beifall,

Und den leichten Betrug, und die heimlichen Früchte der Arglist,
Aerndten an jeglichem Tag die doppelte Freude der Schule.
Doch bei Faun und Silvan ist schwerer lustige Aerndte.
Denn sie sind es gewohnt, den knotigen Thyrsus zu schwingen.
Wenn sie auch unbekümmert um jeglichen anderen Frevel,
Halten sie streng auf Kund' und Gebrauch, und fehlen die Kindlein
In den Zeichen und Zahlen da wo die Bänke des Tempels,
Nahet der Thyrsus heran und bläut unheiligen Rücken.
Aber was du auch magst von solcherlei Göttern erachten,
Gierig sind sie nimmer nach Kunst und Jugendverwandlung,
Und kein Zeichen drücken sie sonst als vergänglichen Thyrsus.
Denn bald rufet der Vater zum Pflug, in die fleifsige Werkstatt,

Oder

Oder die Fahne winkt und die Trommel. Wahrlich vonnöthen
Ist nicht stygisches Bad! Bald ist vergessen Silenus,
Und die kindliche Noth weicht anderem Drange des Lebens.
Doch wohl mancher strebet, den Sohn aus solchem zu retten,
Und den niedrigen Stamm zu stolzerer Blüte zu heben.
Und er härmet sich ab, bei den Centauren das Söhnlein
Gleich den andern zu halten und höherer Kunde zu ziehen.
Wehe! welchen der drückende Stand nicht weiset die Freiheit,
Denen Noth und Kummer und Zorn die goldene Arbeit
Selber ernährt, und verachtet erweist die eiserne Mühe!
Wehe dem Vater, der nicht den Sohn zu gleichem ermuntert,
Und sich ziehet den Herrn ein tiefgebücketer Sclave!

Greifet nicht nach der Wolke so ihr umklammert die Erde,
Denn sie täuschet euch doch und geht zu andern, die Göttinn.
Glaubet nicht, dafs Fortuna den Kranz herreiche nach Willkühr.
Denn geflochten liegt er um euch, und eh' ihr geboren
Baute sich jegliches Glück, das euch zum Empfangen bereit ist.
Drüber blühet allein das thörigte Leben der Narren.
Glücklich ist, wer die Reine der Bahn mit den Füfsen begrüfset,
Lange das kommende Haus und die goldene Stadt sich gewifs weifs.
Ruhig horcht er im Walde dem Sturm und empfänget den Regen.
Denn er ahndet es schon, das Bild im Herzen bewahret,
Wie es ihn wirklich begrüfst, und siehe, dorten umfängt's ihn.
Jegliches Unheil birget er dort in den lustigen Wellen,

Und

Und es fliefset davon, vertilgt ist jegliche Makel.
Doch von Centauren liegt mir nun ob, euch Kunde zu geben,
Denen allein zusteht, der kindlichen Seele zu öfnen
Freie Kunde der Erd', und vom Leben Wissen und Himmel.
Alle kennet ihr wohl Jason und den edlen Achilleus,
Wie sie begierig empfingen die heilende Lehre des Chiron.
Aber wie alles ändert die Zeit, und im Falle vom Himmel
Auf der Erde sich mehren die Ding' und gestalten in Willkühr,
Also würde das alte Geschlecht der erstandene Nessus
Nimmer erkennen, so sehr verändert hat es die Erde.
Selten schon ist die Hälfte des Manns und die Hälfte des Rosses;
Aber der Fuchs vereinet und Mann, und Mensch und ein Aeflein,

Bär und Gesell, so sieht man sie nun, und Vogel und Männlein;
Und sie nennen sich alle das lehrende Heer der Centauren,
Ueben vereint und besonders den Streit um die Kunde der Dinge,
Heftig gegen das eigne Geschlecht hinwendend die Waffen.
Wie sich an Gröfs' und Gestalt dem alten Stamm der Centauren
Nähert des neuen Wesen und Form, so tobet erzürnter
Auch Verfolgung um ihn und Hader von jeglicher Seite.
Denn es wüthet das bunte Geschlecht in vielerlei Meinung.
Dann erwächset der Streit im eigenen Hause der Jugend,
Und die Väter und Mütter herbei, wie's duldet die Nähe,
Eilen voll Hast, und schaun in den Kampf, und streben, das Söhnlein
Listig oft und oft mit Gewalt zu entwinden dem Meister.

Aber

Aber alles reichet doch nicht an jenes verruchte
Loos, das allen Centauren erwuchs aus der traurigen Hochzeit.
Ha! wie lange vermag an der Erd' zu heften ein Uebel,
Während das Gute sofort die flüchtigen Solen hinweg schwingt.
O Pirithous du unseeliger Sprofs des Ixion,
Warum mufstest du nur dein lauerndes Volk der Lapithen
Bitten zum Mahl, die jegliche Lust auslegen in Sünde.
Denn es glückte dem Volk, die Söhne der Wolke des Himmels
Niederzuschlagen, es half der alles wirrende Bachus,
Welcher ein Feind von jeglicher Kund' den Mysterien ferne.
Und es behauptet seitdem das Heer der stolzen Lapithen,
Mögen sie auch Leviten sich nennen, selbige sind es

Im-

Immer in Wort und That, zu gebieten über die andern.
Und Justitia band mit dem Rechte doppelt den Vorzug,
Dafs das Volk der Centauren dem Volk der Lapithen ein Mündel.
Also bleibet immer den Meistern die schlimmste Berathung,
Mit den Lapithen zu stehn und zu kämpfen gegen die Obmacht.
Denn die Bessern geben sich nicht und trotzen dem Vormund,
Und er ersinnet dafür die schauernden Mittel des Unfugs.
Den Centauren lieget daran, wenn häufige Jugend
Tritt die Schwelle des Schlosses, dafs auch die anderen Helfer
Unterstützen das Bild, so sie ersehnen dem Jüngling,
Und sie begehren allein die angeborene Hälfte;
Aber das Volk der Lapithen, wenn Chiron Meister der Schule,

Mann

Mann und edeles Rofs, verleihn zum Helfer den Bärmann,
Oder einen der Bock und Gesell, und Vogel und Mensch ist.
Solche stören dann jegliches Bild, und formen nach eigner
Hälfte die Jugend, und reizen zu Theil an den Kämpfen den Jüngling.
Wehe, wer dann unkriegerisch wird in dem Haufen gefunden.
Denn es spielen mit ihm sogar die Knaben und Kinder.
Solche nun in dem Heer der Centauren, welche den alten
Gleichen an Form, Rofsmänner, von allen die besten und seltnern,
Sind am meisten verhafst den Lapithen. Denn von vergangnen
Zeiten erinnern sie alles sich wohl; das traurige Gastmahl,
Wie wenn es gestern gewesen, und jede lapithische Falschheit
Können am Finger sie zählen, und sind wohl kundig des Kampfes.

Auch

Auch der Jugend richten sie gern den Blick in die Vorzeit,
Heidnische Tugenden wohl levitischem Frevel vergleichend.
Nach der Hälfte bilden sie streng die folgsame Jugend,
Wie ein Rofs gewöhnet in Zucht und mancherlei Arbeit,
Still und mäfsig in allem, und stolz in eigener Handlung.
Diesen zuvor in Gunst der Lapithen gehen, die Stiere
Sind und Männer zugleich, verhafst ist jegliche Feinheit.
Drum auch stofsen sie selbst sich mehr, als Wunden den andern.
Doch gereizet kämpfen sie nur, imgleichen zur Arbeit
Führt sie die Noth. Auch lehren sie immer der folgsamen Jugend,
Wie man schreitet im Pflug' und fortzieht folgende Lasten,
Preisen das wohlbelohnete Wissen, schmähen das andre,

Und

Und belohnen der Jugend ein wohlgefüllet Gedächtnifs,
Mahnend, darinn bei Zeiten die helfenden Dinge zu sammeln.
Seltsam ist es zu schaun, wenn drum das Heer der Lapithen
Hetzet auf solchen den anderen Meister halb Aff und halb Männlein,
Welcher die Aepfelchen pflückt von jeglichem Baume, die Wänglein
Preis't, und naschenden Mundes versucht von jedem ein wenig.
Brummend nahet der Stier den Feind verachtend im Herzen,
Und er kann es nicht treffen das boshaft neckende Aefflein,
Und bald spottet es unten vom Boden, oben vom Baum bald.
Aber ein andrer Gesell vereint dem Menschen die Bärheit,
Grob und zottig und mürrisch, und dennoch treibt er ein Kunststück,
Eigen der einen Natur, und fremd dem anderen Wesen.

Denn er beginnt zu recken die Zunge, und an den Knaben
Hin und wieder zu lecken, und umzuwenden, bis endlich
Er in ein Bärlein verwandelt das Kind der thörigten Menschen.
Und er redet dabei nicht anders woll' es die liebe
Mutter Natur. In jeglichem sey verborgen ein Bärlein;
Wer es nur wisse zu wecken, und faul nicht scheute zu lecken.
Denn vollkommen sey keiner, der nicht an dem Stabe zu gehen
Habe gelernt, und vermöge mit Brummen zu schrecken die Menschen;
Aber zugleich auch liebe den süfsen Zucker und Honig,
Welchen die Musen versteckt in Werke der kundigen Meister,
Und die Damen führten im Mund' und schelmischen Mädchen,
Wenn man lernte von ihnen das Wort regieren im Zirkel.

An-

Andere Künste begehrt der Bock vereinet dem Menschen.
Gleich geschickt, die Füfse zu schwingen und Hörner und Kinnbart,
Hüpft er voran, die muntere Jugend folget dem Felssteig
Und er übt sie daselbst im Springen und Klettern und Schlagen.
Denn er lehret, es sey in einem Steine das Wissen
Funk an Funke verborgen, daraus mit Springen und Stofsen
Sey es allein zu locken, und aufzunehmen im Innern,
Und es härte das Ueben den Leib zu bewahren die Funken.
Darum Schnelle des Fufses und harte Schädel und Horner
Fördert er, wirksam damit den Stein der Weisen zu schlagen.
Und sie hüpfen empor der Meister und die Gesellen,
Stofsen mit Hörnern und Schädeln den Stein, und treiben die Funken

Zu sich hinaus, ein lustiges Spiel zu schauen den andren.
Denn Boshafte behaupten, es gehe der eilige Funke
Von den Hörnern hindurch in die Erde wieder zum Stein auf,
Und es blieben allein die knotigen Schwielen der Arbeit.
Anderes Volk der Centauren den Hund dem Menschen vermählend,
Freund dem lapithischen Volk durch sinnreich kindliche Spiele,
Lehret die Knaben allein erfindend Würfel der Weisheit,
Ohne welche den Pasch des treflichen Geistes zu werfen
Keinem gelingt, der andrem Geschlecht der Centauren gehorchet.
Vielerlei Künste lernten sie einst, und lehren sie wieder,
Werfen ein buntes Büchlein hin auf den Boden und solches
Heifsen sie wieder zu holen die Knaben, lehren anbei sie

Wel-

Welche Weisheit drinnen sich birgt. Nach schallendem Waldhorn
Lassen sie heulen im Tact die noch unmusischen Kehlen.
Keinem weisen sie nackend ein Ding, in bildendes Kunststück
Hüllen sie Wissen den Kindern und mild anlockende Täuschung.
Auch erfindsam im Wechsel der Spiele, jedem am Weihnacht
Abend die Thorheit stehlend, an welchen Püppchen er hänget,
Hüllen sie ein mit Bedacht und süfser Freude dem einen
In ein Kindchen von Zucker die mathematische Weisheit,
Und dem andern Grammatica selbst und Logica zierlich
In ein Brieflein, welches Hanswurst herbringet am Haarseil,
So das heilsame Gift in lockender Hülle verschliefsend,
Und es listiger Weis' zu Munde stehlend den Knaben.

Jene behalten sodann sich selbst zu bestehlen die Gabe.
Denn vom fremden Gericht so Koch als Eigner zu heifsen
Glauben sie, selbst sich bedienend mit eigner Habe der fremden,
Und sie wissen es nie, wie reich sie werden im Innern.
Die nun, welche das Papchen vermählen der Hälfte des Mannes,
Sind, obwohl den Lapithen gehorsam, solchen verachtet.
Denn sie reden aus jeglichem Munde, ziehen nach jeder
Weisheit hin mit den Knaben, und lehren nichtige Rede.
Denn der Augenblick zehrt gleich wieder auf von der Kunde,
Und so lange das Wort, so lang nur weilet die Weisheit.
Aber Männchen und Fuchs, den Lapithen sind sie die liebsten,
Und sie lassen sich oft zur Falle führen von diesen.

Kundig sind sie der Höhlen und Winkel, kennen Lapithen
Besser denn andere Weisheit, und selbst sich besser denn viele.
Treffen den Willen scharf in das Mittel. Durstige Jugend
Führen sie hin in die Buden der Wissenschaft, lehren bei Namen
Nennen jegliches Ding und anzubieten mit Vortheil;
Auch den verdorbenen Waaren ein Mäntelchen können sie schaffen,
Und verkaufen das Schlechteste wohl mit sicherem Vortheil,
Lehren den trefflichen Schein, wie listig Vater Kronion
Er beherrsche den Himmel, den Glanz und die Dunkelheit schlau er
In dem Orkus und unter dem Wasser halte verborgen.
Thörigt sey es, hervor mit Weisheit ziehn in die Menge.
Denn es sey der Lauernde nur ein glücklicher Jäger,

Und es drohe beständig abseits versteckete Klugheit.
Wer zum Schlagen rücke hinaus, verschlage sich endlich,
Denn es seyen zu viel bereit in das Feuer zu rücken.
Drum auch seht ihr die Knaben, geschickt im glücklichen Rückzug,
Winkel umgehn, und Wissen umspähn, und öfter die Erndte
Haschen von andrer Schweifs, erfüllt mit spottendem Muthe.
Aber zu jenem komm' ich zuletzt dem spielenden Männlein,
Welches wir neckend bereits dem arbeitsameren Stiere
Sahen verderben das Werk, ein viel bewegliches Aefflein.
Aber wie giftig dem Gegner gesinnt, so ist es voll Liebe
Gegen das anvertraute Kind, es küsset und drückt es,
Wirft es empor und trägt es besorgt von Orte zu Orte,

Zei-

Zeiget dabei der Dinge Bedeutung, kostet von allem
Mit dem Knaben, und füllt mit luftiger Speise die Seele.
Doch unruhig bricht es das eine gelehrete wieder,
Plötzlich zerrend kläglich den Mund und bleckend die Zähne,
Ab mit dem neuen in Hast. Drum glückt es auch selten dem Männlein,
Aehnlich die Jugend zu führen sich selbst. Sein eigenes Bildnifs
Störet es wieder und bringt unruhige Sorge den Knaben,
Oder sie lachen es an, und stehn mit offenem Munde.
Doch unseelig nenn' ich sie alle. Haben sie eben
Mühsam gewonnen dem Jüngling das Bild, beruft ihn die Sitte
An den stygischen Strom, darin zu tauchen die Glieder,
Dafs sich bilde die feste Gestalt, den Pfeiler der Erde,

Unbeschädigt und stark, damit zu trotzen dem Unheil;
Ruhig dem Schlafe geben zu können die fertige Bildung.
Und die Jünglinge, wie sie von fern die Ufer erblicken,
Ziehet sie an das wilde Getön des badenden Volkes,
Und der kräftige Scherz und die losgebundene Rede;
Aber sobald man bemerkt die Kommenden, hören sie lautes
Lachen über ihr Tragen und Thun und erobertes Wesen.
Wenn sie nun aber gemach die Lust der Wellen erkennen,
Werfen sie zagend jeglich Gewand von sich, und voll Ahndung
Treten sie ein in den Strom, und mit der steigenden Welle
Kommt ein steigendes Lachen hervor aus unwilligem Munde
Ueber das ganze centaurische Volk und centaurische Bilder.

Und

Und sie waschen das letzte davon im tilgenden Strome.
Viele waschen nun immer und immer, bis sie das Eigne
Ganz verbleichet in Nichts, und andere gehen gestählet
Und verachtend hinaus zum kommenden Schlummer des Lebens.
Andere wollen sich wachend erhalten im Strome und bleiben
Jugendlich drinn und enden das Ziel. — Doch was nur beginn' ich?
Denn ich rede vom Strom in anderen kommenden Weisen.
Nur berichten wollt' ich anbei, wie jeglich Gedächtnifs
An den centaurischen Meister vergeh im Strome der Freiheit.

Gewaltsame Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel zu O*** zur fünften Satire.

Wie nun der Verfasser bei der vorigen Satire mich wirklich im Stich zu lassen vorhatte, eben da, wo es auf die Fundamente ankam, so überschüttete er mich bei der gegenwärtigen mit einer solchen Fülle von unglaublichen Geschichten, dafs mir der Kopf davon schwindeln mufste, mit denen er wahrscheinlich vorhatte, durch mein Organ die Noten zur fünften Satire zu vollenden. Hierinn irrt er sich aber. Es kommt nämlich eine Anecdote, die er gewifs nicht hieher gedruckt haben will, die aber besser in meinem Gedächtnifs Wurzel geschlagen hat, als jene Erzählungen von Halle, Kloster Bergen, Schulpforte, Schnepfenthal und Iverdun. Neulich nämlich, als sich der Verfasser beim Wein etwas mehr begeistert hatte, als es sich für einen so nüchternen Poeten schickt, sagte er: „Ach! hätte ich doch den schweren Stein erst vom Herzen, die Satiren, wie leicht würde mir seyn! wie sind doch die glücklich, welche wie die Kraniche von Mitternacht nach Mittag ziehen, und sich weder um Steine noch

Pflan-

Pflanzen, noch was darüber geht und kriecht, bekümmern!“ Ist es nicht dieselbe Wirkung einer wunderlichen Einbildung, welche den Ritter Quixote gegen die Windmühlen führte? Wozu Satiren, die, weil sie den Verfasser drücken, auf das Publicum entladen werden müssen? Liegt nicht selbst in ihm eine gewisse Ahndung eines eben so vergeblichen als ungleichen Gefechts? — Das Publicum wird sich gewifs wundern, wie ich, als ein sich seiner so bewuster Begleiter, noch immer auf meinem Eselein neben dem Verfasser herreiten mag, der noch immer weiter zieht. Allein ich mufs mich damit entschuldigen, dafs die gelehrte Academie zu O*** mir dieses Mefsgeleit aufgetragen hat. Ich würde bei dieser Anecdote links um machen. Jetzt aber mache ich nur dieses kleine Zeichen meiner Individualität —— an welchem jeder gute Kopf mich besser als die Zahl 666, welche eines Menschen Zahl ist, erkennen wird.

Während also der Verfasser mich zu fangen vorhatte, stellte ich ihm ein Netz in vorerzählter Anecdote, und endigte gewissermafsen durch obiges Zeichen, wenigstens in den Augen der Gebildeten, die ganze Jagd, indem ich den Verfasser selbst, ehe er über die Erziehung herfiel, todtschofs.

Die

Die Satire also ganz ihrem Schicksale zu überlassen, und dieselbe wie eine junge Gemse, welcher der Jäger die Mutter getödtet, hinter diesen Noten oder vielmehr davor her traben zu lassen, wäre also mein wie gewifs aller Leser Wille. Denn aufser dem, was vielleicht für manche Leser eine Wiederlegung des Verfassers unbequem machen mögte, würde auch ohnehin der Verfasser in dem nichtigen Glauben beharren, dafs er wirklich gegen Gymnasien und Schulen mit einem tüchtigen Anhange zu Felde gezogen sey. Auch ist im Allgemeinen gegen die Sätze des Verfassers so viel im Vorhergehenden bemerkt, dafs es für die, welche die Satire lesen wollen, keiner weiteren Beleuchtung bedarf. Da es indefs meine Function ist, jede Satire unter meine kritische Vormundschaft zu nehmen, so mufs ich auch jetzt den Quartiermeister für die Herrn Leser machen, damit dieselben nicht in den Schlupfwinkeln des Verfassers irre geführt, sondern da einquartiert werden, wo die geehrte Academie für jeden Schaden haften kann. Indefs mufs jeder Aufmerksame schon beim Anfang dieser Note in jedem Wort einen gewissen Ton des Widerstrebens wahrgenommen haben, welcher, wenn er sich der Seele der Herrn Leser mitgetheilt haben sollte, mich vielleicht längst tauben Ohren pre-

di-

digen läfst, und vielleicht schon bei jenem Strich mich samt den Verfasser zur Ruhe gebracht hat. Für die, welche bis hierher noch gelesen haben, bemerke ich, dafs ich nur, dem Willen der geehrten Academie gemäfs, mich ganz kurz über den Inhalt der vorstehenden Satire auslassen werde.

Diese Satire nun geht die Erziehung der Töchter in den Töchterinstituten, die Erziehung des jungen Volks auf dem Lande unter Schulmeistern, und bei den Geistlichen, Knaben und Mädchen vermischt, und die Erziehung der studierenden Jugend auf den Schulen durch, natürlich nur das Bizarre und Böse unter grellen Characteren ordnend. So ist dem Verfasser Circe eine Bonne, Silenus, Faunus und Silvanus stellen die Lehrer vorzüglich der ländlichen, überhaupt der geringeren und der kleineren Jugend dar, und gar ein Heer entstellter Centauren, die Füchse, Affen und Hunde mit halber Menschengestalt sind, sind ihm die Lehrer an den sogenannten lateinischen Schulen, welche unter den Lapithen, den Geistlichen, eine mühsame Laufbahn durchzufechten haben, und deren Arbeiten das stygische Bad oder die Universität zerstört. Die Militär-Institute, Cadettenhäuser, das Hauslehrerwesen, und die Institute, welche, ohne

Uni

Universitäten zu seyn, nur einen Zweig einer Staatswissenschaft lehren, mufs wohl der Verfasser unter aller Kritik glauben, indem er sie als Zwitter betrachtet, deren Zweck nur auf Bildung eines halben Menschen, nicht aber eines Bürgers oder Weisen gehe. — Von den Hauslehrern hat er eine so unglückliche Meinung, dafs er sie für die ärmsten Lastthiere hält, die selbst von der Laune der Aeltern erzogen würden, und ein Spielwerk von Alten und Kindern wären. — Ich glaube durch diese gedrängte Angabe der Wege, welche der Verfasser einschlägt, schon genug gethan zu haben, wenn ich ihn sammt den Lesern oder ohne dieselben ziehen lasse, indem er ein Etwas angreifen will, wo ihm das Wie zum Angrif fehlt. Ohne eine gewisse zweckmäfsige Lehrmethode wird auch ein Lehrer an der besten Anstalt nicht viel Gutes wirken; dahingegen ein guter Lehrer, er mag öffentlicher oder Privat-Lehrer, Professor oder Magister seyn, in jedem Verhältnisse, bei manchen unangenehmen Beschränkungen, oder bei der gröfsten Ungebundenheit, den Saamen guter Sitten und grofser Kenntnisse ausstreuen wird, je nachdem ihm die Disposition über grofse Kräfte und Gelehrsamkeit zusteht.

Was das betrift, dafs der Verfasser den Lehrern daraus einen Vorwurf macht, dafs sie nur ihr Bild, ihre Gemüthswendung, ihren Geschmack, den Schülern einzudrücken pflegten, so frage ich ihn, welchen sollen sie ihnen denn sonst einflöfsen? Den Geschmack der Asträa etwa? — Diesen müfste der Verfasser aber erst aus dem Monde holen, wo er aber dann auch noch einige andere Bouteillen zu eigenem Gebrauch nicht vergessen dürfte.

Besondre Noten.

V. 1-25 machen die Einleitung, worinn beklagt wird, dafs dem Rattenfänger jetzt keiner mehr folgen würde, weil man den Zauber der Verwandlung erfunden habe. Das soll wohl bedeuten, dafs die reine Wahrheit vor all der Lüge, die jetzt am Tage liege, nicht mehr erkannt werde. Die jetzige Erziehung geht denn nach dem Verfasser nicht dahin, die Tugenden des Hauses, als das einzige weibliche Ziel, die Tugenden des Bürgers, als das einzige Ziel für Glieder des Staats, und die reinste Weisheit als das Ziel der zur Regierung Berufenen, zu erwecken; sondern sie bestrebt sich, die buntesten Bilder an allen anzuheften, ohne Sinn und Wahrheit. Bei den Weibern bleiben sie, bei dem Volke werden sie

nicht zum Bleiben gegeben, bei den Gelehrten verwischt sie die Universität, oder das Bild der Freiheit. Nur Geitz und Armuth und Argwohn können die Aeltern bewegen, ihre Kinder im Hause zu bewachen und zu erziehen, und nicht der Verwandlung preis zu geben. Aber auch diese mifsrathen, indem die List der Kinder der Argus-Augen spottet. Bekanntlich sind nach dem Verfasser Kinder viel gescheuter als Erwachsene, und bei weitem activer mit dem Gemüthe und aufmerksamer. Widerlegungen sehe ich in den Gesichtern der Lesenden geschrieben, und schweige.

V. 33. Der Vogel aus Eden soll wohl der Paradiesvogel seyn, oder jener Vogel in Armidens Gärten beim Tasso, welcher singt und redet. Dieser Vogel macht hier ein Bild gelehrter Frauenzimmer, und deutet durch das ganze Nachfolgende dahin, dafs unsere Töchtererziehung grade darauf hinausginge, ein Mädchen für das Volk aufzuziehen, nicht für Einen, und für die Abgesondertheit und Häuslichkeit. Nicht nur dafs alles gegeben und gelehrt werde, was ein Eigenthum der Männer bleiben müsse; sondern es werde auch klar nach jenem Gepränge gestrebt, durch welches man der Menge ein Lob abzwingen wolle. So

müfs-

müfsten die Mädchen oft gar in einem öffentlichen Examen sich dem Volke preis stellen. Dieses nun, wie das ganze Bestreben der jungen Frauenzimmer nach Glanz vor der Menge, und die Nahrung einer solchen Leidenschaft durch die Schule selbst, erklärt der Verfasser für eines der verderblichsten Zeichen an dem Himmel unserer Zeit, indem daraus die Vernichtung des häuslichen und ehelichen Glücks folge, welches das Heiligthum seyn müsse, aus dem alles Heil für dem Staat einzig hervorginge. Hierinn geht der Verfasser wieder zu weit und scheint sich auch zu widersprechen, indem er im Teut die häusliche und eheliche Seite getadelt hat bei den Deutschen. Ein gebildetes Frauenzimmer, das jedem gefällt, kann sehr wohl eine gute Mutter und eine gute Hausfrau seyn. Der Verfasser behauptet dann freylich, dafs sodann die gute Hausfrau das beste, die Gebildete aber das schlechteste von den zwei Seiten sey, die sie zeige; es giebt aber andere Leute, die dies leugnen. Der Verfasser scheint in den Versen, welche folgen, durch jenen blocksbergischen Tanz darauf zu zielen, dafs sich auch die jungen, in Töchteranstalten erzogenen Schönen, mit den Federn, Perlen und der Folie unserer Literatur schmücken,

mit welchen sie in den, wie er sagt, betäubenden Tanz der Romanenwelt eintreten, in welchem der Held des Bloxbergs den Vortanz führt, und die Walpurgisnacht eine ewig wiederholte Feyerlichkeit ist. Es ist indefs in den guten Anstalten für Mädchen überall dafür gesorgt, dafs in die Hände derselben nur gute Schriften kommen, welche, wie Ewaldische und Ehrenbergische, ihr Herz und ihr Gefühl bilden, und für sie, beinahe ohne ihre Mitwirkung, die Krone der Weiblichkeit erringen. —

Die von V. 82-93 erzählte Geschichte ist freylich nicht erbaulich, doch enthält sie keinen auf alle sölche Anstalten passenden Vorwurf. Eine Schöne, nachdem sie ihren Gemahl und sein Vermögen verzehrt hat, steigt als neuer Phönix aus der Asche ihres Mannes und ihrer Habe zum Himmel empor. Diese Schöne ist denn natürlich vorher in Pension gewesen und hat dort sich in jenen Vogel verwandelt. — Endlich vergleicht er noch die erzogenen mit den unerzogenen Schönen, wobei natürlich die letzteren Täublein sind. Jener Unterschied zwischen sentimentalen und naiven Schönen ist noch das beste, was ich von den Erfindungen der neuen Schule kenne. So gut die sentimentalen als naiven, welches er-

erzogen oder unerzogen sagen will, haben ihre vollkommenen Schönheiten; die naiven nähern sich aber mehr den einfältigen, die sentamentalen aber sind die empfindungsvollen, gelehrten, lesenden, und wer wollte sie nicht vorziehen? Ich habe es gethan, und werde mit Vergnügen immer meine Liane zu den Fahnen der Sentimentaliterinnen zählen. Doch mich wundert, dafs der Verfasser sich hier grade nicht der Neuheit angenommen hat, und blos von den naiven etwas wissen will. Alle Sentimentaliterinnen werden die Ursache auf den ersten Blick heraus haben.

V. 103-145 nehmen die armen ländlichen Schulmeister und, wie es scheint, Prediger vor, und machen ihnen ihre besondere Milde zum Vorwurf, wie das Befördern einer andern als der himmlischen Liebe, indem sie Knaben und Mädchen zusammen unterrichteten. Man kann sich denken, wie schlimm es hier für den Verfasser bestellt ist, da er an dieser Stelle seine grofse Volks- und Bürgerschule wissen will. Doch diese Gegenstände haben wir ja alle erwogen.

V. 150-167 versteigen sich aus dem Tadel auf einmal ins Pathetische, indem hier der Verfasser die Thorheit armer Leute bezühet, ihre

Söhne, auf ihren Ruin, studiren zu lassen; er preist dabei das Glück derer, die ihre Bahn voraus kennten, wüsten und gewohnt wären, und bedauert die, welche ihr Schiflein, indem sie Fremdes und Entferntes preisen, dem Zufalle überlassen. Ganz Unrecht kann man ihm hier nicht geben. Denn dieses Streben ist häufig übertrieben worden. Eine Ausnahme, die der Verfasser aber auch gelten läfst, macht das Genie. Denn dies besteht nach ihm eben darinn, seinen Weg aus sich heraus gebahnt zu finden, und dann natürlich auch den Zufall überwinden zu können, wenn man aus der Tiefe sich hervorzuarbeiten hat. In der Regel aber gilt dem Verfasser, jeder gehe und ehre seinen Weg. Die Narren, sagt er, kennen keinen Weg, ihr Leben besteht darinn, dafs sie auf allen Wegen sind und auf allen Abentheuer erleben; der Zufall aber ihr Gott ist. Zu eng zieht der Verfasser auch, so viel ich weifs, den Weg nicht, dafs des Schusters Sohn wieder grade ein Schuster, des Künstlers Sohn wieder grade ein Künstler werden müste, denn das wäre ja ein Chinesismus und ärger. Nur in den allgemeinen Kreisen müssen sie bleiben. Erblichkeit auch der Aemter mifsbilligt er, so viel ich weifs, und da kommt es ja doch auf unsere Ordnun-

gen

gen heraus, dafs nämlich der gelehrte Stand den Gelehrten wieder hervorbringt, der producirende den Producirenden der Regel nach, und da darf ja auch der Verfasser sagen: „partout comme chez nous.“ —

V. 168-220 kommt der Verfasser im Allgemeinen auf die Centauren oder die gelehrten Schullehrer, und beginnt damit, ihre mifsliche Lage zu schildern, worinn sie wegen der Verschiedenheit ihres Geschlechts, wegen der Kämpfe mit den Aeltern und Mitlehrern, und mit ihren Vorgesetzten, den Lapithen oder den Consistorien, versetzt sind. Dies wird nun wirklich etwas sehr übertrieben. Denn besonders alle Herrschaft protestantischer Geistlichen ist von jeher gelind gewesen, und man wird sie nie auf den Wegen finden, worauf sie der Verfasser, der den Schullehrern beisteht, finden will. Auch ist es ja nicht einmal allgemein eingeführt, dafs die Schulen unter dem Consistorio stehen, es sind Ephoren und ein Schulrath auch aus weltlichen Personen angesetzt worden. Nach dem Verfasser darf freylich gar kein Schulrath seyn, dem Lehrer mufs Zeit und Hand ungebunden seyn, und blos die Reife des Schülers giebt dem Staat ein Recht, auf ihn Anspruch zu machen. Eine controllirende Weisheit über die des Lehrenden nimmt

er als stöhrend und vernichtend an, und daraus denn jene grellen Zeichnungen der Lapithen, ja eine Ordnung der Centauren, nach der sie den Lapithen mehr oder weniger verhaft sind, und da ist der Schulmeister, welcher Fuchs und Mensch, und der, welcher Affe und Mensch ist, der angeschriebenste. Als gäbe es unter den Geistlichen nicht auch weise Männer! Hier ist so offenbar eine Partheilichkeit, dafs sie der Verfasser gar nicht einmal leugnet, und sie nur blos damit entschuldigt, dafs diese Controlle als schädlich nur in einem nachtheiligen Lichte erscheinen müsse, und auch nicht anders sich selbst geben könne. Ja er behauptet sogar, dafs ein bornirter Mensch ohne diese Aufsicht mehr an der Jugend bilden werde, als ein wissenschaftlicher unter ihr niedergedrückt. — Was nun die Arten der Centauren betrift, so hat er offenbar unter ihnen verschiedene Erziehungssysteme oder Characterе schildern wollen, und wie alles Bosthafte die Schadenfreude reizt, so wird es nicht an Lesern fehlen, welche sie deuten wollen.

V. 221 231 kommen die Centauren unter der alten Rofs- und Menschengestalt. Dieses sind die alten classischen Schullehrer, die an der alten Methode hangen, streng und grad und ver-

verständig sind. Der Verfasser nimmt sie in Schutz, sie sind den Lapithen feind, und mehr heidnisch als christlich gesinnt. Sie gewöhnen die Jugend an Fleifs und Ordnung, und bringen ihr eine auf Erkenntnifs der edlen Vergangenheit gegründete Bildung bei.

V. 232 - 247 kommen die, welche Stier und Mann sind. Dieses sind die Lehrer, welche grade auf das Nützliche und Dienliche losarbeiten, auch die Jugend in Sitten vernachlässigen, und nur das Wissen belohnen, und von diesem das, was dem Gedächtnifs zu eigen geworden ist. Diese sollen nach dem Verfasser einen eigensinnigen Kopf haben, der sie allein zu Feinden der Lapithen macht, und durch den sie oft gereizt werden, in Sachen zu trotzen, die grade den ihrigen analog sind. Ob nun der Verfasser unter diesen alle, die ein Fach an bestimmten Instituten in einer Wissenschaft lehren, begreift, oder alle Schullehrer, welche zu ihrem System unmittelbare Zwecke machen, weifs ich nicht. Denn ein System dieser Raçe ist mir unbekannt, und ich wüfste nur einzelne Subjecte zu nennen, die freylich nicht selten sind, welche man unter dies Bild des Verfassers stellen könnte. Ueberhaupt, hätte der Verfasser etwas bei der Aufführung der Centauren meinem Rathe fol-

gen wollen, so würden wir einmal völlig einer Meinung geworden seyn, und es würde ihn auch in der Meinung des Publicums höher gebracht haben. — Der Einfall, die Lehrer unter die Formen so wunderlicher Centauren zu bringen, ist an sich nicht ganz zu verwerfen; aber nur müfste er in umgekehrter Richtung vorgebracht werden. Denn offenbar läfst er das Gute vorauf gewesen seyn, und sinkt auf das Neuere, als das Schlechtere, hinab. Dies konnte er aber nicht. Denn offenbar bekümmert sich die neuere Zeit weit mehr um Erziehung als die ältere, und er hat Unrecht, wenn er diese unzähligen Bemühungen verkennt. Wie fliegt er über Pestalozzi und Salzmann fort, denn ich will nicht hoffen, dafs auf diese von irgend einem Leser eine Passage gedeutet wird. —

V. 248 - 262 bringt eine Art Centauren zum Vorschein, welche Bär und Mensch sind. Die Auszeichnung dieser ist, dafs sie die jungen Seelen ganz und gar nach sich, wie freylich die andern auch, aber doch auf eine andere Art bilden wollen, indem sie immer an den Knaben hin und herlecken, welches wohl eine übergrofse Zärtlichkeit und Milde personifiren soll. Sie wünschen, die Jugend zu Weltmännern, wie man sieht, zu machen, welche

gleich

gleich sich unter den andern zu behaupten wissen, und doch den Süfsigkeiten des Lebens und der Kunst nicht abhold sind; empfehlen so Gesellschaften und Zirkel, und wandern dabei selbst als ein Zeichen des Pedantismus am Knotenstocke, welcher im offenbaren Gegensatze mit dem milden Honig steht. Man merkt sehr wohl, dafs der Verfasser gegen diese halben Welt- und halben Schul-Männer eine Abneigung hat. Es fällt aber als Pedantismus diese Seite der Welt am meisten auf, und von ihr sind die Schulmeister immer am meisten angegriffen und lächerlich gemacht worden. Doch wird niemand einem gebildeten Schulmanne verdenken, wenn er mit Anstande auch dem gesellschaftlichen Verkehr angehört, und nicht zwischen seinen Wänden versauert und verdirbt.

V. 263-278 kommen Menschen mit der Hälfte des Bocks. Diese Verse stellen ohne Zweifel den Verfasser dar, wie er seinen Lehrlingen, in Gemäsheit der vorhin erzählten Anecdote, den Stein der Weisen, seine Satire, weis't, und die daraus gelockten Funken der Mühe nicht lohnen, welche das Heraustreiben derselben erfordert.

V. 279-302 schildern die Hunde und Menschen. Der Verfasser scheint sich in diesen Versen

über

über die künstlichen Methoden des Erweckens des menschlichen Bildungstriebes in den jungen Seelen, lustig zu machen. Allein ich getraue mich, ihm darauf zu erwiedern, dafs er die Sache nicht versteht, folglich sie nicht verspotten kann. Es wird immer das höchste Problem der Erziehung bleiben, die Wege zu entdecken, wie der Jugend unter fafslichen Bildern und anziehenden Spielen das Wahre und Schwere begreiflich und leicht, und zugleich angenehm gemacht wird. Diese Methode schliefst sich ganz der Natur an. Sie benutzt deren Eigenheiten, um den in dem kindlichen Wesen liegenden Widerstand gegen allen Ernst, zu heben, bildet die Seelenkräfte früh aus, gewöhnt zu Aneignung fremder Vollkommenheit, und führt die Anlagen schleunig auf ein bestimmtes Resultat. Was der Verfasser mit dem Selbstbestehlen sagen will, kann ich nicht sagen. Denn er wird doch wohl nicht behaupten wollen, dafs das, was auf eine künstliche Art mit mir verwebt worden ist, gestohlen sey, nemlich in Beziehung auf Geisteskultur, und eben so wenig kann er doch glauben, dafs eine frühe vollkommne Entwicklung das Eigene zu Fremdem, und das Fremde zur Usurpation vom Eigenen mache.

V. 304-342 schildern noch Papageyen, Füchse und Affen, und Menschen, welche blos zufällige Bildungen zu seyn scheinen. Dann geht der Verfasser kurz zu den Universitäten, die er aber erst in der Folge behandelt, über, und zeigt, wie nun jedes Bild, welches die Lehrer mühsam nach sich in der jungen Seele gebildet haben, hier im Strome der Freiheit abgewaschen werde, und oft alles, auch das eigene, verlohren gehe. Freylich hat er da leider Recht. Gottlob hören auch wohl die Universitäten während dieser aufgeklärten Periode, wenigstens in ihrer Ausgelassenheit, auf. Denn wirklich wer nicht dort kaum das Haus verliefs, wurde in die bodenlose Unsittlichkeit herabgezogen. Dies ist aber des Verfassers Meinung gar nicht, ohngeachtet er sie hier zu äufsern scheint. Ich weifs sie aus andern Behauptungen, und wette, er beginnt zu seiner Zeit ein vollkommnes Lob der deutschen Universität. Dafs er das Abwaschen der centaurischen Bilder rechtfertigt, kann man auch jetzt schon sehn. Der Leser kann sich, wenn er will, nochmals aus der Satire vernehmen, und wird unsere Urtheile rechtfertigen.

VI.

VI.

Selecta.

„Vieles ist auf der Erde zu lernen, vieles bedarf man,
„Einzuschaun in den Spiegel der oft verdunkelten Wahrheit.
„Grade verkehrtes wähnst du zu sehn, und dennoch erblickst du
„Wahres Gebild! — Dir selbst nicht trauend rufe den Glauben,
„Solcher führet gemach in richtige Pfade des Lebens.
„Was euch Hörer auch immer der Neid und die gallige Bosheit
„Raunt in das Ohr, und die Herzen bewegt entflammeter Jugend,
„Traut den Erynnien nicht und der schwerdtumgürteten Gröfse.
„Nimmer war sie den Menschen ein Ziel und herrliches Ende.
„Schatten und Licht, o nur verirreten Thoren zu wechseln!

„Nur

„Nur dem Geiste das Spiel in sicherer Ruhe gewährend,
„Nimmt man die Bande der elenden Welt, und vergänglichen Staates!
„Thörigt! dafs es das gröfseste sey, in bindender Ordnung
„Einzuengen das göttliche Volk, die Geister zu binden
„An die Körpergewalt! denn solches nenn' ich Verrücktheit.
„Kämpfen mögen die Thiere mit Thieren; aber des Menschen
„Zarte Seele, sie soll nicht ziehn in des Leibes Gefahren,
„Führend der Kräfte gebundenes Eins mit kaltem Besinnen
„Ein durch den Tod zum Glauben des Siegs, des vergänglichen Gottes! —
„Lieber gebeuget das Haupt, und die Glieder gegeben der Ruhe
„Sinnvoll. Nimmer vermag der Zwang zu fesseln die Seele.
„Solche hebet sich frei zum goldumgürteten Aether,

„Nir-

„Nirgends fühlend das irdische Band. Es öfnet der Weltkreis
„Ordnungen ihr, die nie ein siegendes Auge geschaut hat,
„Welches nur Blut zu sehen gewohnt und im Zorne zu blicken
„Menschliches ahndet allein, und den Feind am stralenden Aether.
„Aber die Seele getrennt vom unbeachteten Leibe
„Nahet sich Göttlichem frei, und lacht der niedern Gewalten.
„Nähre dich ärmliches Brod und labe nur Wasser den Gaumen —
„Wasser des Alls urschaffende Kraft, das beste der Dinge —
„Schliefse das Eisen dich ein, es bindet fester den Körper
„Nicht an den Staub, als die eigne Natur vergänglicher Masse.
„Aber die Flügel betrachte die nebeldurchschneidenden Schwingen
„Und den gelöseten Sinn, der aufzufassen der tiefen

Erden-

„Erden - Gründe Geheimnifs hinab in schaurige Gruft dringt,
„Suchend der Geister schimmernde Bahn, und die Baue der Erde.
„Auf! und horche dem Ton der tausendstimmigen Lauten,
„Welche zu tönen wagen anjetzt was nimmer ein kühner
„Sterblicher dachte zuvor, und getraut zu setzen in Weisen!
„Siehe! der Werkstatt weiten Betrieb, die gefülleten Pressen,
„Alle geladen mit Weisheit, das Menschengeschlecht zu erlösen
„Aus dem unseeligen Wahn, der immer den Frieden zurückhält
„Und den erlösenden Tag aus des Körpers trauriger Herrschaft!
„Aber den Tag verkündend erschien das erfreuliche Roth schon
„Unsern Fluren entlang, es steigt der hellende Tag auf,
„Welcher die Männer vereint und die Frauen der herrlichen Erde,

„Alle gesammt zu Frieden gesellt im Leben der Liebe.
„Ueberzeugung entfällt dem stralenden Lichte des Tages
„Dann, dafs unser Geschlecht das erste seye der Erde
„Und die Menschen gemacht, nicht wieder weichende Schritte
„Einzuthun in bewustlose Nacht, in ewiger Klarheit
„Herrschenden Gang allein dem thronenden Geiste gestattend!“
Also redend entsprang Chiron dem hohen Catheder;
Aber entzückt begann ein Hörer das Wort zu dem andern:
„Seelig preis' ich dich Ohr, an solchen Worten zu hangen,
„Haben die Himmlischen doch uns glückliche Zeiten gewähret,
„Zeitgenossen von diesem uns machend. Wahrlich o Jason
„Dieser erschöpfte doch endlich den Quell allhellender Weisheit!

„Gött-

„Göttliches Volk! was stieg schon empor aus deinen Gefilden,
„Und was wird sich erheben annoch! Aus jeglicher Gegend
„Kommen die Boten des herrlichen Siegs, den, jubelt ihr Völker,
„Endlich davon getragen der Geist, den Körper vernichtend,
„Wie das hohe Symbol im fernen Lande des Aufgangs
„Kündete vor achthundert und tausend vergangenen Jahren,
„Grade die Zeit erwählend, wo rohe Kräfte zu Roma's
„Sturze gehäuft das göttliche Volk. — Die wilde Naturkraft
„Mufste vertoben alsdann, nach solcher Körper - Gewaltthat,
„Und sich mischend, durchdrang der Geist mit dem Volke die Länder.
„Dann berief sie der Herr, zum heiligen Kreuze zu ziehen,
„Noch nicht reif zum einigen Tag, doch ihnen die Weihe

„Gebend sendet' er wieder sie heim in die nächtlichen Sitze,
„Dort das Licht zu bereiten. So stieg aus heiligem Tode
„Unseres Volks das Leben empor des verkläreten Geistes."
Also führend die Red' Achill den trefflichen Jason
Leitet' er wild durch die Gassen der Stadt. Es redete Jason:
„Ueberall find' ich die Probe bereit zu halten der Lehre
„Jegliches Ding. Sieh dorten das Haus mit gereiheten Fenstern,
„Eng und schmal ist der Kämmerlein Raum. Wer führet den Bau auf?
„Ist es der Herrschende nicht, der Geber milder Gesetze?
„Hier wird alles verwahrt, was nicht zu den Menschen gezählt wird.
„Körper des Landes hausen allhier, leibstrotzende Krieger,
„Bald sie hinauszuschicken getrennt vom seeligen Sitze

„Ihrer

„Ihrer Väter, den Tod zu erlernen im Felde des Todes,
„Oder als leblose Zier gereiht zu ergötzen die Aeuglein.
„Solcherlei Brut wer könnte sie dennoch zählen zur Menschheit!
„Jetzo ist nur ein Vaterland mehr, des Geistes Verklärung.
„Möge den Thieren sich nun und dem Kampf der Körper gesellen.
„Rohe Kräfte so sondert sie ab das Geistergesetz nun,
„Gebend in Körpergewalt was nicht zu dem Geiste gezählt wird.
„Frei und bandlos waltet das Licht und hebet sich selber,
„Selbst die Gränze sich schaffend, wohin es die freie Gewalt trägt.
„Drum auch kümmert den einen anjetzt des anderen Gang nicht.
„Jedem verlohnt nur die eigene Seeligkeit. Also gehört es
„Geistern im ersten himmlischen Kreis. Wer möchte zu Wechseln

„Des vergänglichen Lebens und unvollkommenen Daseyns
„Andern helfen, da doch ein jeglicher andres erstrebet.
„Jenen freut es der Herrscher zu seyn, drum sey er ein solcher,
„Wenn ihm der Stern der ewige winkt und die innere Gottheit;
„Jenen Bücher zu schreiben, drum schreib' er, lesen sie andre
„Weil zu lesen gefällt; drum baue jener den Acker,
„Weil er den Schweifs und die Arbeit ersehnt zu seiner Gesundheit,
„Und die Gestirne die Lust zu solcherlei Mühen verliehen.
„Jener aber verschliefse sich tief in verborgener Wildnifs,
„Weil es ihm also behagt sich selbst in sich selber zu ehren,
„Andere aber zu hassen und tief zu verschmähn im Gemüthe.
„Aber es tändele jener, und tanz' und leb in Umarmung

„Won-

„Wonniger Lust, dieweil sein Gemüth
sich zu anderer Seyn neigt.“
Aber Achill mit zornigem Wort erwiedert' ihm also:
„Freund, wohin verirrst du die Rede?
Schadest du selber
„So der göttlichen Sache durch unvernünftige Deutung?
„Schweige, dem es zu schweigen gefällt,
o dächtest du also!
„Ach! noch ist er nicht da der welterlösende Sonntag!
„Hoffend warten wir sein; dann wird
nicht weiter der Lehren
„Regel verdreht gewendet auf dies und
auf das und auf jenes.
„Und verstummen wird er der Schwarm
der thörigten Tadler,
„Nur das Göttliche kennend wird Göttliches suchen die Menschheit,
„Und regieren wird nur das Herrliche, alle die andern
„Werden sich gern hinfügen zu seeligmachendem Glauben!“

Jason wieder begann: „Ach, fern ist noch die Erlösung;
„Denn du hörtest mich sonst mit meiner Rede zu Ende,
„Nicht absprechend, wie jetzt noch schrei't die Hallische Zeitung.
„Nie vom Körper behaupt' ich, dafs er nach Gelüsten sich wende.
„Denn er folget der Laune des Geistes. Dieser sich selbst nur
„Achtend gebe das Maas und den Sinn der Körperbewegung.
„Schaust du nicht klar vor den Augen das Bild des vernichteten Körpers,
„Welcher der mächtigen Seele beherrschenden Kräften dahinsinkt?
„Schaue hinab auf die Reihe der waltenden grofsen Gemüther,
„Welche den Klang und das Licht gebracht zu des Festes Beginne
„In das göttliche Land, den Sitz der hohen Vollendung. —
„Der dort klein und hager und gelb mit zerstreueten Haaren,
„Reich

„Reich das Gesicht an rothem Geblüm, in Schriften umlagert
„Sitzt am Dintengefäfs, und kratzt mit der Linken das Haupt sich,
„Käuend im saftigen Mund die Gänsefeder mit Rachsucht;
„Wer wohl hätte nicht ekelnd vordem sein Auge gewendet,
„Hassend die häfsliche Menschengestalt? Nun aber, wer naht nicht
„Gern dem getödteten Körper vom überwiegenden Geiste?
„Jener ist es der Bringer des Lichts, ein Götterbeseelter,
„Welcher Gefühl und Gesicht und Geruch und Geschmack und die Sinne
„Alle hineingeflüchtet vom Leib in die göttliche Seele,
„Schauet und fühlet und sieht, was andre, welche die Weisheit
„Schon zu erschöpfen gedacht, erstrebt mit blindem Verstand nur.
„Jenen sieh, der am Tisch im duftigen Rauchgewölke,

„Neben sich Flaschen und Gläser gereiht voll süfser Begeistrung,

„Sitzt mit erbleichende« Wang' und hochaufstrebendem Haupthaar,

„Niedergeschlagen ein graues und matthinstarrendes Hohlaug',

„Schreibend mit langsamer Hand die weitgezogenen Worte;

„Wie ein Bild geformet aus kaltem kararischen Marmor,

„Welches das Haupt des Titonus schon nah der faltigen Thierform

„Fügt auf hagéren Rumpf des hyperboräischen Feindes!

„Wer wohl hätte vordem in ihm gesuchet den Dichter?

„Den mit geringeltem Haar und leicht erröthenden Wangen,

„Den ätherischen Körper in wilde fremde Gewalten

„Gebend dem äufseren Gott, sich dachte die thörigte Menschheit,

„Als

„Als man noch sang: Sing Muse für mich! O traurige Schwäche

„Des armseeligen Menschengeschlechts! Nun führt man sich selber

„Ueberall frei in das Heiligthum ein, und wo man in Demuth

„Vormals erschien, ist jetzt der eigene Busen die Gottheit.

„Nun erröthet die Wange nicht mehr, sie fürchtet das Feuer

„Nicht der fremden Gewalt, die nichts als gemeine Natur schuf,

„Wie sie der liebe Gott denn jetzt noch täglich in gleichem

„Maafse schafft, unermüdlich dasselbe wieder zu machen.

„Siehe, wie bleich und kalt und erhaben jener der eignen

„Gottheit ruft in sich selbst, die neue Schöpfung zu bilden.

„Um ihn gaukelt die mystische Welt, dem inneren Auge

„Sicht-

„Sichtbar allein, dieweil sie fern von weltlicher Einheit.

„Und sie verlangt ein Leben in ihr, das nimmer zurücksinkt

„In die Natur, drum mattet sie so gewöhnliche Seelen.

„Aber der höhere Geist entschwebt zu neuem Erklingen,

„Welches zu heiliger Ruh mit Syrenentone dahinruft.

„Träge Körper verstopfen mit Wachs das Ohr und vermeiden

„Glücklich den unbesiegbaren Ruf zur Körpervernichtung.

„Denn nun geht aus dem Tode hervor das lebendige Leben,

„Wo man das All im Chaos erkennt, und alle Gestalten

„Nicht wie vordem im Bilde beschaut nach gemeinem Naturmaas;

„Sondern im Kleide von Licht, und ähnlich nächtlichen Geistern,

„Schau-

„Schaurig und unbezeichnet, damit die horchende Seele

„Raum sich schaffe zum Bilden des ungebildeten Scheines. —

„Jener, der mit dem Kopf ermifst zweischuhigen Raum fast,

„Gleichend dem Lybischen Thier, mit unermefslichem Scheitel,

„Wenig Haare darob in knotige Bündel geheftet,

„Nicht auf dem Sopha die Frau und der Kinder Lärmen erachtet,

„Und den wachsenden Schmutz, und der Kleider hindernde Haufen

„Auf dem Estrich zerstreut, in eilendem Schritte di· Stirne

„Reibt und die Feder ergreifend mit Wuth sie schreiend dahin treibt

„Auf dem Blättchen, das er aus tausenden eben hervorsucht,

„Und erschaffend die Welt auf tausend Seiten und wieder

„Tau-

„Tausenden ordnet im neuen Roman und erneueten Bildern,

„Jedes entfernt vom andern im reich anmuthigen Chaos,

„Ist er nicht gleich dem Schöpfer am sechsten Tage der Schöpfung,

„Bald am Ende des herrlichen Werks, doch nimmer an Ausruhn

„Denkend anjetzt, dieweil noch das höchste fehlet von allen? —

„Der dort, welcher am Tisch mit aufgeblasener Hohlwang

„Sitzt und ein Pfeifchen hindampft, die trockene Gurgel mit Rauch noch

„Mehr austrocknend, und röchelnder Brust dem Tode schon oftmals

„Nah war, jener er ists, der furchtbare Blitze zu schmieden

„Treflich versteht, die den Feind zerschmettern der uns entgegen;

„Welcher gelehrt den kühnen Verein von Tugend und Sünde.

„An-

„Anders aber hat jener gehäuft in dem Körper die Stoffe,

„Kaum sich bewegend im Raum, mit aufgeblasenen Backen,

„Dicker Nase besä't mit farbigen Sternen und Kreuzen,

„Und auch er ist nie von seeligen Geistern besieget

„In dem unendlichen Flug der grofsen dichtrischen Seele.

„Stehen läfst sie den erdigen Ball und laufen den Blutstrom,

„Und erwachsen die fettige Last, sie aber auf leichtem

„Flügel dringt in das Reich des Klangs und der Aether-Gestalten.

„Aber was weiter brauch ich dir aufzuzählen, wohl siehst du,

„Was ich gesagt erweiset sich klar an unserem Volke.

„Schon vergebens reget sich auf des Körpers erschlaffte

„Letz-

„Letzte Kraft, noch mit uns um endliches Ende zu ringen,

„Suchend Priester sich auf und Fechter unter gemeinem

„Pöbel, aber sie sinkt durch unsere Blitze in Nacht hin.

„Treflich nenn' ich es auch, dafs keinem, wenn auch gestrebt ward,

„Glückt Komödien weder zu schreiben, weder Satiren.

„Denn unwürdig ist unserem Volk die niedre Ergötzung!

„Und des Lächerlichen Gebiet, und die Lande der Thorheit,

„Dank dem Himmel, sie liegen uns fern in weiter Umgebung.

„Da denn mag man an solchem sich weiden, über sich selber

„Lachend; aber befreit vom Niedren stehn wir inmitten!“

Jetzo versöhnt umarmte der Freund den geretteten Bruder.

Und

Und sie wanderten drauf, den Geist befreienden Sünden

Jene milden Opfer zu spenden — Tugenden jetzo —

Und zu befrein das Gemüth aus jeglicher bösen Gemeinschaft,

Erst zum Hause des Weins, und dann, wo die lieben Syrenen

Singend und kosend alsbald die dörrenden Knochen begraben.

Und dann wandten sich beide getrennt zu ihrer Behausung,

Schrieben mit sympathetischem Sinn an einem Romane

Erst zwölf Seiten mit feuriger Glut, und dann für die Zeitschrift

Recensionen zu zehn, die achtzehnjährigen Götter.

Gewaltsame Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel zu O*** zur sechsten Satire.

Diesmal glaube ich völlig dem Verfasser. Denn er übergiebt mir eben diese sechste Satire mit den Worten: dafs er sie eigentlich blos für mich geschrieben habe. Ich sagte doch bei irgend einer Gelegenheit der vierten Satire, dafs seine Liebeserziehung der gelehrten Jugend nichts anders als eine Selecta sey, und hier haben wir das Bild einer Selecta nach der Vorstellung des Verfassers. — Aber lafst denn sehn, was er vorbringt: der Professor Chiron hat seine Selecta Jason und Achilleus um sich, und prophezeiht ihr, ganz nach des Verfassers Art, den künftigen Glanz des Vaterlandes, wenn nämlich der Körper oder die Gewalt ihre Wirkungen verloren habe, und allein der Geist und die Freiheit regieren werden. Die Selectaner hören es mit Lust. Sie gehen vom Collegium auf die Strafse und unterreden sich von den Zeichen der Zukunft, woran man schon jetzt die künftige Zeit oder die Niederlage des Körpers bemerken könne, überwerfen sich etwas, söhnen sich aber bei einer lebendigen Schilderung der

Ge-

Genies, welche mit der Körpervernichtung bereits angefangen haben, wieder aus, gehen vom Weinhaus in ein verdächtiges Haus, wo sie wahrscheinlich auch an der Befreiung des Geistes arbeiten, und schreiben dann mit sympathetischem Sinn an Romanen und Recensionen. Wer könnte den Meister wohl mehr verehren als diese Schüler? Dafs sie aber ganz unnütz seyen, und eben so unnütz und unsinnig reden, wird jeder einsehen, eben so, dafs sie in der Art sich auszudrücken die gröfste Aehnlichkeit mit dem Verfasser haben.

Dieser Verfasser hat wahrscheinlich des Schlusses wegen, da die Gewalt durch die Erziehung abgethan ist, dem Chiron die Rede über die Vernichtung des Körpers in den Mund gelegt, um zu zeigen, dafs man nicht damit begönne, die Gewalt zu begründen, aus der die Freiheit herkomme; sondern vielmehr sie zu vernichten; und deshalb giebt er jene Frivolität der auserwählten Jugend zum besten, die mir keinesweges die der Selectaner zu seyn scheint; sondern vielmehr derjenigen, die auf Universitäten die Grundsätze der neuen Philosophie eingesogen, und auf ihre Art verdaut haben. Nicht unrichtig ist es aber, dafs grade die bessern und auserlesenern jungen Köpfe in eine solche Art Wahnsinn zu verfallen pflegen, welche ganz

dieselbe zu seyn scheint, die Vater Teut selbst an sich hat.

Der Verfasser glaubt nun durch die sechs Satiren der ersten Abtheilung die Sphäre bestimmt zu haben, in welcher der Keim eines edlen Volks sich entfalte, und zugleich die Abweichung aus diesen Ordnungen mit Wahrheit bei unserer Nation geschildert zu haben. Da ich nun die Erziehung, in welcher gewifs die Entfaltung allein begründet werden mufs, vorzüglich für das Steckenpferd des Verfassers halten mufste, so frug ich ihn: ob er denn glaube, dafs auch die Methode, durch die göttliche Liebe zu entfalten, eine Gewalt sey, und ob diese Gewalt in der Form des Volks liegen könne? Er antwortete darauf: „Lieber Hofcriticus, wie „werden Sie die Freiheit benennen, welche, um „einen Zweck zu erreichen, sich eine Form des „Wirkens wählt, in der sie etwas Gegebenes „schaffen soll? Ist hier noch Freiheit und Wahl, „oder Gewalt und Nothwendigkeit? Was einen „Zweck will, wird durch die Mittel an die Form „gebunden, unter welcher das Gelingen bedingt „ist, und hier wird Ordnung. Können Sie „die Ordnung ordentlicher machen wollen? Ein „Weg schreibt sich dem Geiste zum Wirken vor, „wenn er schaffen soll, er schafft durch Ge„walt, er geniefst, er befruchtet, er belehrt

„sich

„sich durch Freiheit, und wo der Staat für je-
„nes Wirken auf sich selbst eine Form gefun-
„den hat, da hat er seine Gewalt, seine Ord-
„nung, seinen Frieden mit sich gefunden, und
„Sie haben das göttliche Volk.“ Anstatt nun diese Aeufserungen in der Nähe anzugrei-fen, erzählte ich dem Verfasser nachstehende Geschichte, welche zugleich statt der besonde-ren Noten zu dieser Satire dienen soll: Ein Narr nannte seine Seele einen Fisch, und glaubte auch wirklich, dafs er einen Fisch im Kopfe hätte, welcher die Gedanken wie eine Fontaine aus den Nasenlöchern bliese, und pflegte oft bei sich selbst zu sagen: lieber Fisch, was räthst du mir, soll ich dich daran wagen, um so verständig wie andere Leute zu werden, und dich gegen ein honettes Gehirn vertau-schen? Ein kluger Mann rieth ihm davon ab, indem eine im Wasser lebende Seele, wegen der Ausgedehntheit des Elements, einen bei weitem gröfsern Spielraum habe als eine tro-ckene Landseele, und überdem die Befriedi-gungsmittel eines solchen Fisches viel leichter zu erlangen seyen als die für eine trockene Seele, welche durch kritische Absorbtion, ei-nem Baume ähnlich, nur eine mühsamere Cri-stallisation ihres Wesens gewinnen könne. In-dem ich bei den letzten Worten den Verfasser scharf

scharf ansah, und etwas schalkhaft zur Seite fuhr, sah ich en passant die Verwundung an, welche er erlitten hatte, machte ihm eine schnelle Verbeugung und schickte ihm kurz darauf zum Trost nachstehendes Sonnet, welches den Beschluss des ersten Bandes der Satiren machen soll.

Den Quell der Liebe hast du aufgefunden.
Dich hab ich stets mit Schirm und Schutz begleitet,
Und habe dich behütet vor den Hunden,
Die nur der Stock in meiner Hand bestreitet.
Du leider bist nur keck und losgebunden,
Und brauchst beständig einen der bereitet
Die Tränk' und Salben dir geschlagner Wunden.
Noch keinen sah ich, der so nüchtern schreitet:
Ich bin bepackt mit jedem Reisemittel,
Ich rede, preis', entschuld'ge bei der Menge.
Dann störest du der guten Anfang wieder,
Und weisest deinen halbgebrochnen Knittel.
Schwül wirds dem Sancho oft in dem Gedränge,
Doch seinem Ritter bleibt er treu und bieder. —

Errata.

S. 17 Z. 27. statt hierdeutschen lies hier deutschen

— 30 v. 66. st. dem einen l. einem

— 47 v. 270. st. verleihen l. verleihn

— 50 v. 303. st. Tropfen Reizes l. Tropfen des Reizes

Ebendas. v. 310. st. fühlt l. fehlt

— 72 Z. 1. st. Astraeae l. Astraea

— 90 — 17. st. Tantana l. Tanfana

— 92 — 26. st. noch wirkendes l. nachwirkendes

— 110 v. 102. st. dem l. den

— 151 v. 356. das Wort auch weg

— 171 Z. 2. st. betrübet l. betrüget

— 217 v. 331. st. Bilderen l. Bildern

— 228 Z. 11. st. auf l. auch

— 240 — 24. st. Wesen l. Wissen

— 252 — 6. st. etwa l. etwas

— 257 — 27. st. deinem Bilde l. in deinem Bilde

— 283 v. 93. st. heften l. haften

— 294 v. 701. st. der fremden l. die Fremden.

DER

SATIREN

ÜBER

DAS GÖTTLICHE VOLK

VON

Wilhelm Freiherrn von Blomberg

ANDERE ABTHEILUNG.

A.

Nebst

den gewaltsamen Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Röppel zu O*** —

Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos, propriam et sinceram, et tantum sui simile gentem exstitisse, arbitrantur.

Tacitus.

LEMGO

in der Meyerschen Hofbuchhandlung 1817.

Vorrede

des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel.

Ich muß unsere Leser, bei dem Beginn dieser zweiten Abtheilung der Satiren, nothwendig in das geheime satirische Bureau des Verfassers führen, damit sie die Art und Weise, wie meine und anderer bedeutenden Gelehrten Kritiken auf ihn wirken, ganz kennen lernen. Indem er nämlich nicht wagt, seinen Gegnern mit offenen Antikritiken gegenüber zu treten, hat er auf einzelne Blätter ihre Einwürfe, wie auf Spielkarten, hingeschrieben, andere wieder mit Antworten angefüllt, beide Spiele gemischt, und nun durch den Zufall auf Kritiken Antikritiken gezogen, und zwei und zwei aneinander gefügt. Da die Antworten aber hiedurch oft auf die Fragen, wie die Faust aufs Auge, passen, so habe ich mir die Mühe genommen, die wahrscheinlich betreffenden Antikritiken zu ihren Kritiken auszusondern, und einige derselben zu dieser Vorrede zu benutzen.

Einwürfe aus Briefen.

Ich bin von jeher so unglücklich gewesen, verdeckte Worte, Anspielungen, Räthsel und Allegorieen, schwer auflösen zu können, so dafs ich mich darin für einen wahren Dummkopf erklären mufs. „Prima est eloquentiae virtus, perspicuitas;“ sagt Quintilian.

Ob die Schriftsteller wohlthun, welche Nationalgebrechen aufdecken, ist eine grofse Frage. Jeder überlege, was er zu offenbaren Lust hat. Mich deucht, die Uebel, die uns drücken, liegen näher, und brauchen keiner sonderlichen Verhüllung. Man kehre vor seiner eigenen Thür!

Man fange zuerst bei sich an; bilde sich zum wohlgeordneten, braven, rechtschaffenen Mann; dann suche man dies bei den zunächst stehenden zu bewirken, bei Hausgenossen, Freunden und Verwandten. Haben wir in Aemtern und Geschäften Bezug auf andere, so suche man diese hauptsächlich durch ein gutes Beispiel emporzuhalten

Antworten des Verfassers.

Jamus! Auf einer Seite Dummkopf, auf der andern Genie! Belieben Sie nur den Kopf umzudrehen, so soll's schon kommen! Aber ausser allem Zweifel sind die gewöhnlichen Schimpfwörter die klarste Satire.

Armes Kind! Dafs ich dich so nackt unter die Menge liefs! Sie sehen nicht, dafs deine Pfeile Liebespfeile sind; dafs du gekommen bist, um einen leeren Platz am Musenberge einzunehmen. Sie halten dich gar für einen Buschmann, der lauert an Landstrafsen, und trachtet bei Nacht in Häuser zu brechen. Warum gab ich dir nicht statt der zierlichen Pfeile, einen tüchtigen Prügel, statt des zugebundenen Augenpaars, ein ehrliches Gesicht?

Auch Herz- und Haus-Stallfütterung auf dem Musenberge eingeführt! Redliche, wohlgeordnete, brave Bürger, zum Beispiel für den Leyergott selbst, wenigstens in die Thür des Tempels postirt!

Einwürfe aus Briefen.

Uebrigens ist eine gewisse Satire zu jetziger Zeit schon veraltet. Unsere Rectores, und Conrectores, haben sich jezt in moderne Professores verwandelt, und scheuen nichts mehr, als die abgelebte Hülle der Gelehrsamkeit an sich zu tragen.

Verzeihen Sie meiner aufrichtigen Gesinnung, wenn ich die Sache etwas zu streng sollte angesehen haben. Ich glaubte es Ihrer Freundschaft schuldig zu seyn.

Wenn die Satire darin besteht, dafs sie mit sich selbst coquettirt, und durch eine Prävarication ihre Beurtheilung erzwingen will, so sind Sie wirklich ein Satiriker.

Sie scheinen alles im eigenen Haus haben zu wollen, auch Ihr eigener Recensent mögten Sie seyn.

Sie belieben Ihre Dichtungen Satiren zu nennen. Aber ist Ihnen der Unterschied zwischen Satyre und Satire unbekannt? Erstere kommt vom Satyr, letztere von satur her. Indem Sie ein i mit dem y vertauschen, bekennen

Sie

Antworten des Verfassers.

Aschhof! (Name des Bedienten des Verf.) Sag', ich sey nicht zu Hause! —

Edler Menschenfreund! Wie wohl ist meinem Knaben; aus dem Gedränge des Musenberges, durch Ihre hülfreiche Hand, im Spinnstübchen des Strafwerkhauses einen Zufluchtsort gefunden zu haben. Ja! Ihnen verdankt es der lustige Passagier, aus einem Vagabunden eine Art Bürger geworden zu seyn.

Vertheidigen Sie sich, würdiger Rüppel. Sollten Sie es im Ernst so gut mit mir gemeint haben?

Wer ein Volk mustert, zu dem er gehört, mustert sich mit, er mag wollen oder nicht.

Erlauben Sie mir, Bester, meine Satire von satur ableiten zu dürfen. Ich wollte mich vom Satyr und seiner Verwandtschaft trennen, ohne grade in die der alten Quod-libets-Dichter zu gerathen. Halten Sie mich jedoch nicht

Einwürfe aus Briefen.

Sie sich zu den alten Mi-ch-masch-Dichtern à la Varro. Freuen Sie sich, dafs ihnen bisher noch keine öffentliche Beurtheilung Ihren eigentlichen Platz angewiesen hat.

Jezt können Sie nur die Fortsetzung Ihrer Satiren daran geben. Denn durch die völlige Reinigung und Befreiung des Vaterlandes ist eine so bittere, auf die abgeworfene Unterjochung des deutschen Volks gegründete Kritik desselben, am glücklichsten unnütz gemacht.

Antworten des Verfassers.

für stolz, weil ich dadurch bekenne, ein Gedicht zu geben, welches seine Befriedigung in sich trägt. Einer, welcher mit Wage und Schwerdt kommt, glaubt in dem i das Zünglein in der Wage zu erblicken, nach dessen Stande der befriedigte Geist den Gehalt der Völker mifst. Das y hat eine in die Unterwelt reichende Wurzel.

Siehe Offenb. Joh. cap. 10. Ein starker Engel erscheint. Sein Antlitz ist die in Wolken gehüllte Sonne, welche ein Regenbogen umgiebt; seine Stimme Donner. Halb auf dem Meere, halb auf dem Land, als über den auszugleichenden Gegensatz, hat der göttliche Richter die Säulen der Füfse. So reicht er dem Johannes das satirische Büchlein zum Verschlingen, welches süfs im Mund ist, aber den Bauch grimmen macht. Dann giebt er ihm den Maasstab des göttlichen Rechts, mit dem er den Tempel, d. i. Gottes Ebenbild im Menschen, messen soll. Jedoch wird ihm befohlen, nur die zu messen, welche schon das Maafs des göttlichen Reichs angenommen haben, nicht die maafslosen Heiden. Und ich sollte die Unterjochten, nicht die Freien messen?

Einwürfe aus Recensionen.

Der Verf. verfällt in die Fehler, die er selbst tadelt. Er kränkelt an der Theoriesucht, und seine Arbeit ist für Philosophen zu unbestimmt, poetisch genommen, zu kalt, da die Allegorie an sich kalt ist, und seine Allegorieen nicht inneres Leben genug haben. Die Satire kann nur subjectiv bleiben.

Der Verf. ist der erste, der seine Philosophie vorträgt, und nach dieser ist er denn gleich Richter. Nach drei Begriffen verurtheilt er daher, wie billig, das deutsche Volk.

Der Verf. verdirbt das Hohe und Erhabene des Ideals durch den Gegensatz der Karrikatur der Wirklichkeit.

Antworten des Verfassers.

Die Gipfel, von denen man die Welt sieht, sind für feuerlose Wesen, ohne Pelze, allerdings äuſserst peinigend, da die dünne Luft die Sinne fast auflöst. Jedoch dächte ich, daſs der Blocksberg, auf den mich Dante führte, noch nicht so unwirthlich als der Mont-blanc sey, besonders seit das Rüppelsche Gasthaus oben steht. Warum soll ich aber zwischen Himmel und Blocksberg mich selbst stellen, um keinen recht zu sehn?

Ingaevones, Hermiones, Istaevones. Laſst doch den Deutschen ihre 3, die sie so lang hatten. Warum sollen einem Poeten die Bewohner des Innern nicht deutschen Sinn, die Westbewohner als Römernachbarn, nicht deutsche Gewalt, die Herumwohner oder Franken nicht deutsche Freiheit, bilden und aussprechen?

Der erste, welcher dies that, ist gröſser und älter als ich. Dieser muſs also, nämlich der Schöpfer der Wirklichkeit und Inhaber des Ideals, zunächst wegen dieses Verderbens getadelt werden.

Einwürfe aus Recensionen.

Der Verf ist kein Vaterlandsfreund, sondern beschimpft sein vermeintlich verlorenes Vaterland, von dem er zu behaupten scheint, dafs es nie einen Genius hatte. Wie sollte er sonst die Verse des Dante als Motto gewählt haben?

Durch mich geht man ein in das Land der Trauer.
Durch mich geht man ein zu dem verlornem Volk.

Antworten des Verfassers.

Sie werden sich doch hoffentlich nicht selbst zu dem verlornen Volk zählen? Dann hätte ich ja gleich einen, auf den ich die Hofnungen des Landes der Trauer stützen dürfte; denn dafs es deren noch hatte, dünkte mich 1811, da ich die Satiren gab, selbst, indem ich sie nicht als Leichenreden an den Todten, sondern an den guten lebenden, aber damals etwas confusen, Vater Teut richtete.

So sucht sich der Verf. aus der Schlinge zu ziehen, als wenn ihm alle möglichen Einwürfe nichts angingen, ohne Bekümmernifs, wie man seine Satiren auffafst. Ich sollte ihm billig damit sitzen lassen; jedoch habe ich ihm diesmahl den Gefallen gethan, seine Antikritiken zum Theil zu publiciren, damit seine Recensenten ihn diesmal etwas schärfer vornehmen mögen. Gegen seinen Recensenten in der Jenaischen Allg. Lit. Zeitung hat er nicht das mindeste eingewandt, indem ihn dieser wahrlich auf

meine

meine Unkosten mehr gelobt hat, als ihm dienlich ist. Auch sagte er mir einmahl selbst: „Mein heller Beurtheiler in der Jenaischen Lit. Zeitung mögte mir erlauben, schon jezt: „Der Satire vom göttlichen Volk erste Abtheil.“ u. s. w. zu schreiben; dies soll aber ein Act der Gerechtigkeit für die Nachwelt bleiben, wenn es mir nach der Vollendung meines Epos gelungen, die Satire geschaffen zu haben.“ — Ich muſs aber diesen mir unbekannten Gelehrten bitten, seine Zunge gegen mich mehr im Zaume zu halten, und den Verf. statt meiner zu characterisiren, wozu hoffentlich diese Antikritiken Gelegenheit genug darbieten. Meine Frau, die edle Liane, und mein Sohn Edmund, jezt 6 Jahr alt, werden meine Rechtfertigung im Morgenblatt und Freimüthigen übernehmen.

Uebrigens habe ich bei diesem A der sten Abtheilung eine Thorheit des Verf. sogleich niedergeschlagen. Denn er brachte mir das Manuscript

script mit dem auf dem Titel befindlichem Motto: „Καὶ πικραινεῖ σε τὴν κοιλίαν, ἀλλ᾽ ἐν τῷ στόματί σε ἔσται γλυκὺ ὡς μέλι.“ Ich nahm mir die Freiheit, diesen Spruch wegzustreichen, und statt dessen die Stelle des Tacitus darauf zu setzen, nach welcher man ihn bei seinen Abweichungen von der Wahrheit besser beurtheilen kann. Endlich trägt mir der Verf. noch auf, den Lesern zu sagen, dafs er wegen der Gröfse des Gegenstandes der Religion, die 2te Abtheilung des deutschen Sinnes in 2 Hälften brechen müsse, von denen die andere nächstens nachfolgen werde.

Q*** den 1sten April 1817.

P. Rüppel.

I.

Der Tempel.

Frei so sprach ich zum horchenden Greis. Jezt milder das Auge
Zu mir gewandt, entgegnet' er so: „Nach deinem Beginne
Folge dem eingeborenen Drang!“ Drauf hob ich das Wort an.
Siehe, wer wachte die Nacht, begrüfst mit Wonne den Morgen.
Denn ich kehre nun ein bei mildaufleuchtendem Lichtstrahl
Deinem, welcher erhellt die heiligste Mitte des Tempels.
Wie du ein freundliches Ohr dem herben Worte geliehn hast,
Geh' ich zum Heiligthum, des Sinnes Stufen begrüfsend.
Siehe,

Siehe, du zwangest das Herz. So zwingt der Sinn die Gewalt auch.
Angeführt durch der Menschen Gesetz und eisernen Willen
Mufst ich, mich gleitenden, bald zu mancherley Mächten und Heltern
Wenden um Schutz und Geleit. So wollen es Sorgen und Zeitmaafs,
Stellend dem armen Bedarf, und der ringenden Müh', ein gewaltig
Haupt; wie selber der Aru freiziehender Völker der Vorzeit
Ueber sich hob den Stab der Gewalt, siegprangender Herrscher
Ragende Bilder vertheilt' in alle Säle des Himmels,
Jedem Geschäfte den Gott, das beste der Erde zu fesseln.
Nun verlafs ich mit dir des Zwanges eiserne Schranke,
Und wir kehren nun ein im Tempel des ewigen Einen.
Bist du doch selber den Weg auf diesem Runde geschritten,

Ueber die enge Schwelle Walhalla's, in den unendlich
Steigenden Dom des einen und allumfassenden Vaters.
Höre die Kunde von mir! Ein Hain mildsäuselnder Eichen
Lockte zum Schlummer mich ruhenden einst. Die farbigen Bilder
Gaukelnder Träume lösten sich ab, wie wechselnd ein Mondstrahl
Silberwolken verkläret und bricht. Bald jagte die Bilder
Eins. Hell ragt' aus dem Blau ein goldgelocketer Jüngling
Lebenvoll, Lichtglanz der thauanlockenden Augen
Zu mir gewandt. Halb war er bekränzt mit purpurnen Trauben,
Halb mit stachlichtem Kranze der Waizenähre geschmücket.
Hell in der Rechten schimmert ein Maafs untadlichen Silbers,
Und um die Schulter gehängt am schneeigen Bande die Sichel.

Re.

Redend erhob er im Zauber den Geist; so gab es der Geist ihm.
„Siehe mich an. So zeig' ich mich noch den Völkern der Erde.
Denn mich liebte der Mensch, den liebenden Jünger Johannes.
Gleich mit dem Erdengeschlecht erfüll' ich die himmlische Botschaft,
Mahnend die Sinne der Volker. Mich kennt die Pforte des Lebens.
Wohl behalte mein Wort, und lern' es wieder erzählen.
Tief in Asias Bergen, im Osten, wohnete vormals
Einer, ein Held, wohlkundig des Arms, gewohnet das Eisen
An den Gliedern zu tragen. Wie Moos des ästigen Eichstamms
Starrte der Bart. Doch dräuet er wild entgegnendem Feind so.
Denn mild war er zu Haus, und hatte Kunde des Höchsten,
Kinder und Heerden, und Helfer und Handwerk. Lehre den seinen

Theilt' er im froh aufhorchenden Kreis.
Am Abend des Lebens
Rief er Odin der Söhne ältesten, also beginnend:
„Sohn! Den Vater begräbt des Morgens sonnige Wohnung;
„Aber im Abend erblüht dem Sohn ein lustiges Bergland.
„Füllet die Hörner mit freulichem Trank. Hier trinkt ihr zum lezten.
„Morgen ziehst du von hier umwallt von Waffen und Heerbann.
„Denn Gott redet von dir: „Sein ist die westliche Wohnung!"
„Denn er wird die dorten verwerfen. Baue den Tempel;
„Den du findest in Asche verwest. Das schwächste verachte
„Nicht. Denn tief aus dem Staub erweckt der Himmel das Leben;
„Und du sollst mir im Land ein altes Gelübde vollziehen;
„Weihen zum Tempel des Herrn der Kinder gebrechlichstes Erbtheil,

„Dafs

„Dafs es bestehe vor Gott, wie schwach es Menschen erachten.
„Denn so ist er gelobt dem Tempel Gottes der Grundstein.“
Drauf gen Abend wandte den Speer der Sohn. Es erhob sich
Munter, hinter ihm folgend dem Pfad, helltönender Schilder
Klang, und der Hörner, geschaareten Volks. Die Flüsse zu zähmen
Lernten sie, schwimmenden Pfad der rauschenden Woge zu jochen,
Und durch dräuender Völker Gebiet zu nehmen des Eisens
Oeffnenden Weg, wie der Kiel die schäumenden Wellen durchfurchet.
Endlich langten sie an im Abendland', und des Speeres
Schärfe mähte vom Rofs die zeitige Erndte des Feindes,
Und es mähte der fliegende Pfeil, und es mähte des Fufsvolks
Eisen. Odin erblickte die Flur vom Winter befesselt.

Wohl den Schweifs und das Blut, womit er die Erde zu kaufen
Nöthig erfand, erachtet er hoch. Doch legt' er zum Werk an.
Denn er kannte den Keim des winterschlafenden Landes,
Und der Söhne Gewalt, und nothausreichende Jugend.
Halb den Schwachen gab er das Eisen, Erde zu furchen,
Halb den Starken wieder den Feind. So wuchs ihm die Arbeit
Täglich, nimmer jedoch des Muthes Gränzen erreichbar.
Als er nun Meister im Land hoch prangte der kriegrische Bauer,
Starb ihm Frigga das Weib, die liebende Mutter der Kinder.
Aber nachdem er getrauert um sie, nach asischer Weise,
Nahm er ein heimisches Weib. Hoch blickt' ihr herrschendes Auge,
Tiefeindringender Kraft, und schicksaldeutender Ahndung.

Und sie gebar ihm das Söhnlein, den künftigen Herrscher des Stammes,
Teut, die mächtige Mutter Herta. Eh' ihm der Bart noch
Keimte, sah man den Knaben mit kindischen Waffen umherziehn,
Führen die andere Jugend, des Wildes Pfade verfolgend.
Aber es graute bereits das Haupt dem geblendeten Odin,
Und er fühlte die Schauer des Todes ahndend heranziehn.
Da berief er zu sich des Teut anblühende Stärke.
„Sohn!“ begann er; „Dir geb' ich das Land, die Beute der Feinde.
„Denn grofs mach' ich den schwächsten.
Es sagte der asische Vater:
„Weihen mög' ich dem Herrn der Kinder gebrechlichstes Erbtheil,
„Dafs es bestehe vor Gott, wie schwach es Menschen erachten.
„Du bist solches mein Jüngster. Erfülle die göttliche Weisung.

„Sey ein Krieger mit Gott, den Brüdern ein weiser Berather.
„Thue wie ich, verachte das niedrige nicht, wie es dein wird.
„Denn ich habe genommen ein Weib, die Tochter des Landes,
„Welches ich schlug, und nahm aus blutenden Händen der Feinde.“
Sterbend redet' er so. Es führete Herta die Mutter
Freudig den eigenen Sohn zum Volk, den Herrscher des Volkes.
Teut im eigenen Sinn, so Vaters Wort und des Ahnherrn
Deutend, sagte dem Volk. „Den Jüngsten machte der Vater
„Grofs; so meint er; doch irret' er drin, den schwächsten zu krönen,
„Nach der Götter Geheifs. Denn mein ist Stärke der Jugend,
„Welche kein Irdischer wohl vermögte gebrechlich zu heifsen,
„Und zu umgeben mit Horte des Volkes, dafs sie bestehe.
„Schwach,

„Schwach, ihr Männer, aber ist der, dess kräftiger Arm nicht
„Schwerter mehr schwingt, und Lanzen bewegt, dess Asche die Erde
„Deckt, und das Weib, dess Spindel im Grabe neben ihr ruhet.
„Diese wollen wir stärken, ihr Männer. Schwächet der Tod doch
„Helden und Koniginnen zumahl. Aufbauet Walhalla,
„Asische Väter-Hallen Alvadurs. Sammelt umher ihm
„Unseren herrlichen Stamm, Feld, Haus und Waffen zu schützen.
„Odin den Vater, und Thor den Ohm, und Frigga die Mutter,
„Alle wollen wir wecken in ihren dunkelen Kammern,
„Dass sie vom Himmel uns führen, und stark uns werden wie vormals.
„Und Geschenke wollen wir bringen bessre denn sonst wohl;
„Dass die Geister hernieder zum Tempel der ästigen Eichen

„Kommen, und Fürstengeschenk empfahn aus den Stämmen der Enkel.
„Wohl dann mögen sie halten das Land, ihr Lehn und Geschenk einst.
„Sehet den Tempel gegründet im Land bezwungener Feinde.“
Und er lehrte das Haus der landinwohnenden Freien,
Hoch zu ehren den irdischen Ursprung, Seelen der Helden
Alle zu sammeln im heimischen Saal, die Freunde der Starken.
Opfer lehrt er zu bringen, und auszusöhnen der Väter
Himmlisches Loos, mit täglicher Noth. Die Kämpfe gelobt' er
Thor und Odin zugleich, der lebengebenden Frigga
Häusliche Lust und Liebesgeschick; und mächtigen Armes
Rangen die jungen Gesellen den Vätersaal zu betreten;
Wo den lustigen Kampf untilgbarer Helden die Götter

Ehren

Ehren würden, und krönen mit täglicher Eiche die Sieger,
Theilend den Wunden umher herzblutan-frischenden Balsam,
Feindesbecher, gefüllt mit frischaufsprudelnder Methfluth.
Also hofften die Völker des Teut, verträglich im Hause,
Stark und täglich wieder den Feind. Die Tempel der Götter
Bauten die Götter sich selbst im Hain. Sie thürmten der Eichen
Riesengipfel, und sandten die Flamme, die Gaben zu essen,
Halb vom Feld und halb vom Feind errungene Beute.
Segen schienen die Väter zu geben den kindlichen Waffen,
Eisen mehr aus der Erd', und kraftentflammende Rede,
Führern und Sängern des Kampfs. Die Kinder des asischen Odin
Trugen den Speer oft fern von der Heimath, schlagend den Hochmuth

Oft; und kehrten zurück aus fernerobert-
ten Burgen,
Beut' aufhäufend und schlürfend den Wein
aus duldenden Römern,
Rings auf Winnfelds mosigem Plan; wo
nieder den Stolz einst
Warf, blauäugigen Zorns, Herman der
kundige Jüngling;
Oder im hallenden Saale der Ehresburg;
wo des Helden
Ehrendes Bild den Schmaus blondlockiger
Krieger versammelt,
Eisenumwehrt so Fürsten und Volk; so Ehre
sich gebend,
Leben und Blut dem Worte zum Pfand,
mit Herz und mit Arm treu.
Aber es kam die Stunde, wie leis' ein
Dieb in der Nacht kommt;
Keiner gewahrete dess, wo niederstieg in
des Lebens
Schranke der göttliche Sohn. So sprach
die Stimme des Weisen,
Als in der asischen Krippe das Kind die
Augen emporschlug:
„Liebe

„Liebe du bist gefunden, verlohrenes Sehnen der Menschheit,
„Siehe, du fandst. Es ward das Wort empfangen vom Himmel
„Unter dem Herzen der Erde, das einst im Werden der Dinge
„Mild den Vater vertrat, und knüpft an den Vater das Werden;
„Wies den Raum dem Gestein, und gab der Pflanze den Boden,
„Und dem Thiere gesondertes Loos; dem erhobenen Menschen
„Licht, und des Vaters Bild, und Herrschaft über sich selber.
„Diese Gaben der Lieb' empfing der Liebesvergefsne.
„Aber es nahet im Menschen das Wort, zu erhellen die Kunde,
„Dafs entschwinde dem Auge der Pfad abführender Sünden,
„Schauend im Menschen ein trugloses Bild des liebenden Gottes.
„Reinigt das Herz. Wer glaubt an des Menschen Sohn, der empfängt auch

„Wie-

„Wieder des Vaters verlorenes Licht im innersten Herzen.“

Also sprach in der Wüste der Mann, indessen die Welt noch
Rings des Lichtes vergessen, dem Raub nachzog und dem Hochmuth.
Aber wem es beschert, dem Kind in die Augen zu schauen,
Der gewahrte sich bald in innerster Blöfse des Herzens.
Pflegend neben dem Kind sah man jungfräulich die Mutter.
Lautere Freuden füllten ihr Herz. Den kindlichen Liebling
Trug sie im Arm. Ihn nannten gekrönt die Sehenden alle.
Denn es ringelte Licht der Stirn' ein flammendes Kränzlein.
Staunend sahen den Knaben alsbald viel Frauen und Männer,
Wie ihn ein ruhiges Werden erhob, und ernst aus dem Antlitz
Strahlte das Siegel der Macht, selbst stillgeschlossenen Lippen

Laut

Laut entschwebte der Liebe Gedank', in heiterer Milde
Glänzte der Augen Paar vom kindlichen Opfer der Demuth.
Höher noch wuſste der Knab' alsbald die Herzen zu heben
Aus der Thorheit dunkelen Grund, zu des Himmels Erinn'rung,
Wenn er den Finger erhob', und lehrt' in voller Versammlung.
Endlich krönte den Mann des Alters heitere Reife;
Und das Wort zu gründen bereit erkannt' er sich selber.
Ruhig schritt er zum Wasser des Stroms, und legte den Antheil
Menschlicher Art, den entstellenden Staub, im Grabe der Wellen
Nieder, empor sich windend im lautersten Schmucke der Reinheit;
Weihend den menschlichen Leib dem sündigen Menschengeschlechte.
Aber ihn sah, in die Wüste gekehrt, der nächtliche Fürst an,

Stau-

Staunend des ungewohneten Glanzes. Solchen hernieder
In der Selbstsucht dumpfigen Kreis zu ziehen, begehrt' er.
Aber ihn kannte der Christ. Vergeblich bot er der Erde
Lockende Herrlichkeiten, der Macht selbsttäuschende Zauber.
Staunend sah' er den göttlichen Sohn die Augen hinwegdrehn.
Denn er hatte die Blicke gewandt zum Quelle des Lichtes,
Dannen er kam. Zu erhellen gedacht' er die Pfade der Selbstsucht.
Heiter naht' er dem Volk. Zuvor verkündet als König,
Nahm er das strafende Scepter nicht auf. Mit suchenden Blicken
Strebt er den dürftigen Geist dem Himmelreiche zu sammeln;
Suchte die Wachenden aus; die Schlummernden strebt' er zu wecken;
Wo er nicht war, vertraut' er sie Sorgenden. Duldende stärkt' er,

Und

Und sie rankten an ihm, dem mächtigen Stabe, zum Himmel,
Wie sie die Erde zertrat. Den liebetödtenden Hochmuth,
Aufgebläht von des Wissens Begier und des Könnens Gewaltthat,
Wies er mit Ernste zurück aus dem Bund' hülfreicher Gemeinschaft.
Kinder zog er heran, und Weiber lehrt' er; ein Freundling
Schritt er heimathslos zur Heimath zu führen die Seele.
Aber den Zorn und die Rache vertilgt' er am Bilde Jehova's;
Vater ihn weisend, der Sohn, dem besseren Menschengeschlechte.
Und sie liebten ihn, weckten ihn auf im innigen Herzen,
Dessen Bild sie verstossen, die lautere Quelle des Guten.
Liebe trat auf die Pfade der Angst. Das gebesserte Herz wob,
Opfernd die Götzen der wüsten Lust, befreieten Wesens,

Ein in das Leben die Lieb' und den heimischen Himmel das Leben.
Bilder liebte der Wecker des Bildes. Doch wie er sanft auch
Schwieg von sich selbst, das einige Bild des Menschen entstrahlt' ihm.
Gläubigen wies er sich grofs. Nicht wollt' er Tugend aus Laster
Zwangvoll pressen und ziehn. Ein Sinn dem göttlichen offen
Offenbarte den Sohn. Die Liebe lehrte vom Himmel.
So Verstockte liefs er in Willkühr. Aber der neuen
Tugend gab er zu tragen die freigenommene Bürde.
Also ward er empfangen in jeglichem besseren Herzen,
Menschlich der Gott, und wies des Menschen Wege zum Vater.
Liebe belohnt er mit höherer Liebe, aber mit Hafs nicht
Straft' er den Hafs, mit der Schuld auch die Schuld. Des Feindes Versöhnung

Wies

Wies ein versöhnliches Herz, der Schuld
Vergessen die Tugend.
Sieh', dir zeig' ich an mir die unermefsliche Liebe.
Denn mich liebte das göttliche Herz.
Mein schonte des Eisens
Blutige Taufe, die Macht der blutgesättigten Erde.
Und er vertraute mir hohes Geheimnifs; auch für die Geister
Gab er ein himmlisches Maafs mir der Erndte Fülle zu messen.
Andere wählt' er sich aus, in harmlos duldender Menge,
Einzunehmen im Geist die himmlischen Kräuter des Lebens.
Denn er verschmähte das Feld, so anderem Dienste bereit lag,
Nur gefurchet bestellete Saat für die Erde zu tragen.
Solches verschmähte das glimmende Korn, das schwererer Erndte
Trachtete. Aber die Jünger empfingen den Saamen des Lichtes,

Welcher gedeiht, wenn die sorgende Hand für den Himmel ihn aussät.
So umgeben von edlen Vertrauten ging er im Land um,
Täglich zur Hülfe bereit und nächtlich; legte die Hand auf,
Kranke zu heilen; speisete Volk. Durch helfende Weisheit
Brach er den Zorn der Erdengewalt dem kämpfenden Glauben.
Blinden öffnet er innen den Blick, und Todten das Leben
Durch den Glauben an ihn, damit sich erhelle die Wahrheit;
Dafs wer nehme ein Bild vom Sohn, mit dem Vater versöhnt sey.
Aber vom Tempel verstiefs er mit zürnendem Arme den Wucher,
Reinigend Gottes Gebäu, von dem Juden die Stuten der Andacht.
Aber welche verstiefsen die Lieb', sich priesen der Weisheit
Voll und der göttlichen Dinge, des Geists unfähig, von Rachsucht

Auf-

Aufgeschwellt, es reizte sie Stolz, zu ver-
tilgen den Heiland.
Denn es quälte das einfache Bild sie. Also
begab sich's,
Dafs die Sünde forderte laut das Opfer der
Liebe,
Und sie sich gab, dem Tode die Sieges-
zeichen zu drücken.
Da berief, bereitet der Held, sein irdisches
Antheil
Hinzugeben dem Hasse den Leib, die
Freunde zum Abschied,
Und den Verräther dabei, ihn nicht vom
Mahle verstofsend.
Nahm das Brod und brach's, und den Kelch,
und theilt ihn den seinen,
Stiftend der himmlischen Kraft Vermächt-
nifs; also zu theilen
Früchte des Guten mit ihm, gereift aus
himmlischer Aussaat,
Ihm zu heil'gen des Lebens Gedächtnifs,
Leib und Gesundheit,
Und des Geistes gewonnenen Wein, im
Mahle der Liebe.

Darauf ging er, geküſst vom Verräther, reichend in Feindes
Ohmacht Leben und Leib. Vollendet ragte vom Kreuze
Nieder des göttlichen Menschen Geschick, den Sünden geopfert
Sie zu tilgen im Geist, die Lieb auf Erden zu gründen.
Aber im Tempel zerriſs der Gott verhüllende Vorhang.
Eingegangen im Allerheiligsten war durch das Vorzelt
Trennender Furcht der Sohn des Menschen, offen die Pforte.
Siehe, dem Menschen öffnete Gott ein inneres Anschaun
Heil'ges dem Geist, die heilende Heiligung wider den Tod so,
Rettend das Licht. Zum dritten Tage ruhte der Körper;
Dann erhob er zu ewigem Heil das genesene Leben.
Denn er hatt' es vollbracht; geknüpft an die Erde den Himmel;

Nie-

Niedergewunden den Tod. Es ging der erste der Sieger
Ein durch die Hülle der Nacht in den Tag.
Die Pforten des Lebens
Blieben nun aufgethan, des Eingangs Zeichen die Liebe.
Ruhig wandelt des Heilands Geist auf eilender Zeit fort.
Freundlich ladet er ein; im Herzen schlägt er in Blüth' aus,
Und er treibet den Halm der schwer verdoppelten Aussaat
Edler That, und zeitigt den Wein geiststärkender Trauben
Himmlischen Worts. Es lassen von ihm nur Pfade der Sünde.
Aber die Freunde des Worts, die Pfleger der himmlischen Saaten,
Niedergeschlagen zuerst, erhoben die sinkenden Blicke.
Denn es traf sie der Geist, des Sohnes Licht und des Vaters,
Als sie versammelt des Menschen Sohns im Herzen gedachten.

Da erblickten sie hell die Schwellen jeglichen Volkes,
Und sie gewahrten im Geist die Brüder über den Berghöhn,
Ueber den Flüssen und Meeren, der Sprachen Sinn und der Länder.
Irrend mit sicherem Schritt betraten sie Städte der Menschen,
Bringend hinaus die fröhliche Botschaft. Fernhin ertönte
Lieb' und Wort. Es nahte die Kraft der menschlichen Handlung.
So ward häusliche Schwelle, wo Menschen wohnten und Herzen
Schlugen. Es drängte der Sinn sich frei zum Bilde der Liebe,
Willig den selbst sich verehrenden Götzen im Herzen zu tödten,
Einzunehmen den menschlichen Gott. Nicht Dräuen verwehrte
Marter noch Tod des Wortes Verkündigung. Siehe die Feindschaft
Ward geweihet von Gott, des Lichtes Sieg zu erhöhen.

Den

Den Verkündigern war kein Bann und Fluch auf der Erde;
Auch der Feindschaft härteste Gabe fand den zufriednen
Nehmer, als habe sie Liebe geschenkt. Denn eines war Feind nur
Eigene Sünde! Diese bestritten die Waffen des Geistes.
Strafen die sich das Herz nur kannten sie die sich der Geist gab.
Denn wer innen Leides empfand verzagender Schwäche,
Nahm in das Innre den Sohn, das Bild errichtend, dem Vater
Aehnlich einst, nun wieder ihm nah', vereint mit dem Sohne.
Also stand er der Tempel des Herrn; nicht aufsen gegründet,
Werk der künstlichen Hand; im Geiste göttlichen Ursprungs;
Drinnen das lautere Feuer der Liebe, drinnen des Menschen
Bild genommen von Gott, des Dienstes ruhige Gleichheit.

Allen, welche sich selbst den inneren Tempel erbauten,
War ein milder Verein. Getrennt allein von der Sünde
Waren sie freund dem einenden Sinn, den Waffen gehorsam,
Obern bereit, dem Nachbar mild, dem Leidenden Beistand,
Fest im Versprechen der Hand, und fest im Geloben der Seele,
Frei in des Leibes Fessel, befreit in Wahl und Begehrung.
Wer des Geistes empfing, verbarg die göttliche Gabe
Nicht, und nährte das Feuer entberendes Streben zu zünden.
Gaben theilte der Reiche dem Dürftigen. Frohe Gemeinschaft
Half zu Wissen und Haben und Können. Es hörte der Schwache
Stark sich am Worte des Starken. Die sittigen Frauen und Mädchen
Dienten dem Haus und dem Tempel des Sohns entsagenden Muthes.

Feuer des Lebens ging in die Schmach ab-
härmender Trübsal;
Hofnung mehrte die Werke der Hand.
In lauterer Frische
Sah das gesundende Leben der Greis von
neuem emporblühn.
Denn ihn freute die Saat des Himmelrei-
ches zu schauen;
Wie sie weis' und heiter genährt von dem
Worte der Liebe
Sprofste gegangen aus Nacht, den Quell
des Lichtes berührend.
Kinder fernete nicht die liebende Men-
schengemeinde,
Weihend das keimende Leben im lauteren
Bade der Taufe,
Rein das Korn zu empfangen, die Hofnung
reifender Jahrzeit.
Da begab sich das ewige Zeichen. Siehe,
der Hochmuth,
Welcher das Kreuz bereitet dem Sohn,
er ward aus der Völker
Reihe gestofsen. Es fiel vor allen Völkern
der Erde

Sa-

Salem. Irrend empfing den störrigen Juden der Erdkreis,
Zeichen des ewigen Falls, pharisäischen Schmeichler Jehova's,
Gegner dem Menschengeschlechte bis heut, gekrümmet im Staube
Unrein nennend den göttlichen Sohn noch, fern der Gemeinschaft
Heimlich bemüht, ein jeder sich selbst, sein Erbe zu zwingen.
Da durchlief pfeilschnell der Erde Gränzen die Botschaft,
Seelen befreiend und Herzen aus trügrischer Fessel der Selbstsucht,
Gebend den Platz der Liebe, der helfenden Gabengemeinschaft.
Wie sich dagegen auch streubte der Stolz und zu Felde der Hafs zog,
Endlich hellte das Licht die Waffen nächtlicher Streiter,
Und es siegte der Morgen. Der Tyber sah und das Weltmeer
Einziehn über die Trümmer der selbst geschaffenen Götzen,

Den

Den Erlöser. Es hörte der Dampf des
blut'gen Altars auf,
Und der Opfer tobender Schmaus. In
stiller Vereinung
Schaffte der Geist, und brachte des Leibes
Lüste zum Opfer.
Da begab sich der Könige Stolz und
der rauschende Purpur
Unter das Kreuz. Es faſste der Tempel
reiche Geräthschaft,
Gold und Edelgestein, des Staubes niedrige
Gabe.
Aber die Pracht verdunkelte bald den inne-
ren Tempel;
Aermlich blieb er in wenigen nur. Stolz
forderte Roma
Gierig den lezten Gott von den Völkern,
prangend im Siegszug
Aufsen ihn stellend, das Innere vielfachen
Götzen verpfändend.
Aber siehe, nun führ' ich dir her aus
nordischer Wohnung
Asia's Helden in reinerer Kraft. Sie hat-
ten des Führers

Teut

Teut Vorschriften erfüllt. Mit ihren Vätern in naher
Himmelshalle vertraut vermehrten sie Heldengeschlechter,
Nach gewaltiger That der Ahnen Kränze begehrend.
Doch sie ehrten das schwächere hoch, die Liebe des Weibes
Hob den kräftigen Streiter, es war die erhabene Jungfrau,
Ahndungsvoll und sittiger Zier, dem Helden zur Seite.
So erprobten sie rings der Nachbarn sinkende Kräfte,
Gern in der Nähe des Todes, das Auge den Vätern gewendet.
Denn es schwebte die Wolke des Untergangs über dem Lande,
Wie es auch nannte zuerst des Heilands Namen. Die Palme
Sollte den Kindern weiden, die reinere Gluten des Sinnes
Zünden würden auf seinem Altar. Nichts mogte sich Roma

Wen-

Wenden von irdischer Lust, und innen gründen den Tempel.
Da erhob sich das Eisen des Nordens über den Süd her;
Roma sank. Es tönten die Hörner der Sieger den Alpen
Jenseits, diesseits. Buntgemalete Schilder empfingen
Köstliche Habe getheilt, des Geizes altes Gewahrthum.
Also redete Teut erhaben, ein blühender König,
Ueber der Beute geschlagener Bändiger, sorgend das Volk an:
„Sehet, die Habe des Feindes ist mein. Nicht acht' ich des Goldes,
„Nicht des Edelgesteins. Es sagte der asische Ahnherr;
„Dass ich verachten nicht möge das niedrige, wie es mein sey.
„Denn es werde bestehen vor Gott, den Tempel zu gründen.
„Also nehm' ich, ähnlich dem Vater, im heimischen Lande

„Mir ein ausländisches Weib. Sie habe die Rechte der Gattinn,
„Und empfange den Stamm, die Herrscher waidlicher Lande.“
Aber es liebte das Weib Felicitas, der er begehrte,
Anzuhäufen den glänzenden Reichthum, stolzer zu theilen
Würden der Macht, und höher zu achten irdisches Daseyn.
Und sie gebar ihm Kinder, den Sohn Siegfried in dem Ausland,
Heimlich. Denn er verbarg der Mutter Herta die Freiung,
Weil sie später ihn dachte mit heimischer Tochter zu binden.
Siegfried hatte, das Knäblein, die Kraft ererbet vom Vater.
Schon in der Wiege zerdrückt' er die List giftschwellender Schlangen.
Aber die Mutter trug ihn im Arm, und lenkte den Knaben,
Und vertraut' ihn der Sitte der Fremde. Leichtlich zu leiten

War

War er, harmlos das Herz; mehr schien er die Freude zu achten,
Als das Gebiethen der Macht; versöhnlich war er im Zorne.
Goldene Locken liebten das Haupt, den Spiegel der Schönheit;
Sanft gekräuselt schmiegten sie wieder zur Quelle zurück sich.
Kein durchdringender Blitz des Auges suchte den Himmel;
Drinnen lag er ruhig im Blau. Nicht ängstliche Pfeile,
Dräuende nicht, nicht kalte, versandt' es; sanfteren Abglanz
Warf es dem Schauenden zu, entquellt dem Borne des Friedens.
Jugendlich ging er im Hause des Vaters, welchem die Gattin
Häufte die Schätze geschlagener Völker. Aber ein Unheil
Schwer und nächtlich folgte dem Gold. Bald sah man in Blute
Träufeln die Schwelle. Die Söhne der Helden fielen im Streite

Von der übrigen Geize verfolgt. Goldlockige Töchter
Würgten mit rächendem Stahl, und Brüder stellten dem Blut nach.
Da sprach Teut zu Felicitas: „Weh! Ich habe vergessen
„Einen Gott zu ehren; es zürnt die eiserne Vorwelt.
„Rathe, wie sühn' ich die feindliche nur? Ich habe die Schwachen
„Alle gesammelt im Saale Walhalla, habe den Ursprung
„Höchlich verehrt, die Habe des Feindes hab ich genommen;
„Sage, was fehlet mir noch?" Drauf sprach die herrschende Gattin:
„Mann! Wohl sprichst du dies Wort; wohl hast du vieles vergessen,
Viel genommen vom Feind, doch nimmer das beste von allem.
„Siehe, es ist dein Volk ein eisernes, eigenen Drangs voll;
„Lern' es bändigen, wie mir bändigte Cäsar die Ahnen.

„Herr-

„Herrschaft ist der vergessene Gott. Drum sende nach Roma
„Siegfried. Lafs ihn alda die Kunst zu gebiethen erlernen;
„Dafs er gründe den Tempel der Macht entfesselten Helden,
„Und das Blut verschwinde vor deiner geweiheten Schwelle.“
Also ward gegürtet der Knabe. Kräftige Lehren
Gab ihm der Vater mit auf den Weg. Die Kämpfe Walhallas
Und die Helden nahm er mit sich. Noch sagt ihm die Mutter:
„Einer solle nur herrschen, und eines mög' er erlernen,
„Dafs ein menschlicher Gott das Scepter führe der Erde.“
Sinnig sah man den Knaben und voll begeisterter Ahndung
Einziehn in die Thore der Stadt. Die Schaaren der Priester
Kamen ihm zu mit Gesang. Er brachte Grüfse der Aeltern,

Und geehrt ward der Knabe das Volk und die Sitte verehrend.
Als er nun oftmals gehört, wie dort im Dome der Gottheit
Stiegen empor des Gesanges Wogen, fromme Gebete
Zu dem versöhneten Gott, erregte sein Inneres mächtig
Der Erinnerung Kraft; ihm kamen die Reden des Ahnherrn.
Drauf in dunkeler Nacht betrat er die Schwelle des Tempels,
Zu beschwören den Ahn, dafs er aufhelle den Geist ihm.
Nieder sank er am hell erleuchteten Bilde des Heilands,
Fest die Blicke gewandt auf jene duldenden Augen,
Auf den versöhnenden Tod, die Siegespforte des Lebens.
Denn er glaubte zu sehn der Ahnen einen, dem Roma
Also habe gerügt den Muth, zu erstreiten die Freiheit.

Hin nach der Heimath schien ihm das Bild die Blicke zu senden.
Da erschien ich dem Schauenden hell. Gern faſste sein Blick mich.
Also sprach ich zu ihm: „Du suchst den Tempel der Väter,
„Aufsen gegründet im schaurigen Hain. Schau' näher. Es baut sich
„Auf ein Tempel in dir. Der, welchen am Kreuze du wahrnimmst,
„Ist des Vaters einiger Sohn, des inneren Ahnherrn,
„Immer bereit, dir selber die inneren Hallen zu öffnen,
„Und zu bereiten die Schwelle dem wiederkehrenden Vater.
„Sage, was suchest du aufsen die Macht vergötterter Helden
„Mit der blutigen Eiche belaubt? Du findest den Sieger,
„Der mit strömendem Herzblut dir die Schulden des Lebens
„Mitgezahlt, und die Palme des Sieges freudig herabreicht.

„Siehe vergossen sein Blut vom tückischen Stahle des Hochmuths;
„Siehe gefallen den Leib im eisernen Kampfe des Lebens.
„Aber es weckte der Vater den Sohn, die Krone des Himmels
„Gab er dem menschlichen Gott, und dieser reichte sie abwärts
„Uns, den Streitern des Herrn. Dies Blut ward feuriger Geist uns,
„Kraft ergiefsend und Muth, der Leib die Erndte des Himmels,
„Anvertrauet dem Leib' und der Erd', dem Felde des Lebens.
„Siehe, der Tod und das Leiden geadelt werden sie jetzo,
„Und aus verachtetem Staub' verschwindet die Schmach der Verwesung.
„Blick' in dich selbst. Im Inneren wird der Vater erinnert,
„Sey geheiligt dein Herz dem Geiste. Siehe den Grundstein
„Welchen er dorten gelegt, des Lebens volle Gesundheit,

„Blü-

„Blühend im Guten allein. Dem ist der Körper ein Pfeiler,
„Weisend nach aufsen den fröhlichen Glanz herzinnigen Friedens.
„Kränze das Haus des Geistes, den schwächlich gehaltenen Körper;
„Jetzo trägt er ein ewiges Bild, den versöhneten Vater.
„Oeffne die Schwelle dem Ahn. Drin werde bewahret des Bundes
„Lade vor Gott, der Friede mit dir. Drin lege die Brode,
„Welche du selbst geerndtet aus himmlischer Saat, und verwahre
„Drin den Becher des Weins, daraus die Stärke zu trinken,
„Wenn dich die Hitze des Lebens umfängt, und die Waffen des Geistes
„Heischt ein irdischer Kampf. Der freundliche Geber der Waffen
„War ein göttlicher Held, die Welt ein Fremder betretend,
„Knecht im eigenen Haus, und uns den Knechten ein Diener.

„Aber steige bevor aus trübendem Staube der Erde
„In des Wassers lauteres Bad, mit menschlicher Reinheit
„Aufzunehmen das himmlische Reich. Dann komme das Brod dir
„Heilend das Herz, und empfange des Weins geistheilende Tropfen.
„Dann entsteht dir die Kraft, die heiligen Tiefen des Vaters
„Anzuschau'n durch die Gaben des Sohnes, heiligen Geistes
„Voll, in deinem Gemüth den ewigen Tempel zu gründen."
Also that ich mit ihm. Es strömte des Geistes Erkennen
Mild entgegen dem Vater. So schrieb er wonnigen Herzens
An die Aeltern daheim und an die Brüder der Heimath:
„Vater, ich habe gefunden die herrlichste Beute der Feinde,
„Deren Haupt du gebeugt. Ich habe gefunden das schwächste,

„Wel-

„Welches der Krone bedarf zu bestehn vor Gott, wie der Ahnherr
„Einst es dem Odin befahl. Ich habe den Tempel erfunden,
„Welchen du solltest errichten im Land bezwungener Feinde.
„Sage der Mutter, wie ich ihr Wort behalten im Herzen;
„Dafs ein menschlicher Gott das Scepter führe der Erde.
„Diesen hab' ich, o Vater, den Sohn des inneren Ahnherrn,
„Den du zu ehren vergessen, und dessen mangelnde Sühnung
„Ausgegossen das Blut der Brüder. Vater gefunden
„Hab' ich den Quell reinläuternden Wassers, welchem ein Pfand einst
„Odin gab, darin das rechte der Augen verbergend;
„Und gebadet hab' ich darin; theilhaftig des Auges
„Ward ich, jenseits Wallhalla zu schaun. Auch hab' ich des Brodes

„Eingenommen ein Mahl, das Speise reichet den Geistern
„Oben und hier, und aus dem Becher hab' ich getrunken,
„Dessen glühender Wein die Lippen der Seeligen letzet.
„Vater, ich sehe die Wege der Vordern, als sie von Osten
„Zogen ins nördliche Land. Dein herrliches Erbe durchschau' ich,
„Alle Gabe verworfener Völker. Dir in die Hände
„Nahm sie aus ruchloser Hand. Es bauten die gierigen Finger
„Nur den Tempel, daraus mit doppelter Fülle zu wuchern,
„Herrlich von aufsen, getrennt von jeglicher inneren Heilkraft.
„Denn sie behielten das ihre; sie dachten die Gaben des Vaters
„Zuzunehmen, und mehr zu erhaschen noch geiziger Schenkung.
„Aber das ihre ward dein. Verachte den Geiz und den Hochmuth,

„Und

„Und empfange den Tempel im Leib, im Hause des Geistes.
„Sieh', es helle sich auf der Spruch des asischen Ahnherrn,
„Den er dem Odin vertraut: „Auf geht von den Feinden das Heil dir,
„Suche gen Abend sie nur. Dein ist die westliche Wohnung.
„Denn Gott wird die dorten verwerfen. Baue den Tempel,
„Den du findest in Asche verwest. Das schwächste verachte
„Nicht. Denn tief aus dem Staub erweckt der Himmel das Leben.
„Und du sollst mir im Land ein altes Gelübde vollziehen;
„Weihen zum Tempel des Herrn der Kinder gebrechlichstes Erbtheil,
„Dafs es bestehe vor Gott, wie schwach es Menschen erachten.
„Denn so ist er gelobt dem Tempel Gottes der Grundstein."
„Siehe, der Leib ist der Tempel, erhelle mit Strahlen des Geists ihn;

„Führe

„Führe den Vater zurück; der Sohn eröffnet die Pforten.
„Denn er kam ein himmlischer Fremdlingher aus der Heimath,
„Weihend mit seinem Blute die Erde, dafs sie wie jene
„Heimisch werd' und voll Friedens. O Vater, mögtest du schauen
„Seines Lebens heiliges Licht! Erfüllet mit diesem,
„Wird dir mit einigem Blick ein Mensch versöhnen die Menschen.
„Wahrlich, näher ist Gott als in den streitenden Vätern;
„Näher. Denn in dir selbst erweckt ihn wieder Erinn'rung.
„Diesen Tempel baue dem Herrn, sein Bild zu bewahren;
„Diesen zu finden lehrte der Ahn den scheidenden Odin.
„Sieh', ein Bild ward gegeben dem Menschen, als er geboren
„Ward im östlichen Garten. Das Bild trug heiter der Körper;

Glanz

„Glanz der Röthe des Morgens, im Antlitz Sterne der Augen,
„Sonniges Strahlengelock, Gesundheit blühend von innen,
„Ebenmaafs in der Weifse des Lichts. So innen die Seele
„Voll von Entzücken des Seyns, der Liebe Gluthen verwahrend,
„Gegen den Vater gekehrt, und gegen den Kreis der Genossen.
„Aber es trübte den Frieden die Gier das Eine zu fliehen,
„Andres zu wollen, und selber sich neu zu gründen und schaffen.
„So erwachten die Lüg' und die List, und der einsame Hochmuth,
„Geiz und Hafs, Feindschaft, die zahllosen Sünden des Irrthums;
„Und die Tempel des Herrn, in Geist und Leibe gegründet,
„Gingen hinaus in die Welt, aus kaltem Steine gemeisselt,
„Sammelnd die Götzen der Irre, die unstät irrenden Helfer

Trü-

„Trüber Gewalt. Es breitete Nacht sich über den Geist aus.
„Aber es kam der göttliche Bote dir und den Brüdern,
„Wieder zu lehren den inneren Bau. O reinige Vater
„Ihm die Schwelle; dem Arzt vertraue der Seele Genesung.
„Säe die Körner der himmlischen That, genieſse der Brode
„Mit dem Weine des Sohns, wenn du im Bade des Rheinstroms
„Abgeschüttelt die streitenden Götter. Herrliche Väter
„Mögen sie seyn, und Stifter des Grundsteins löblicher Tugend;
„Ehre sie, aber bete nicht an die ähnlichen Helden.
„Einen Helden erbitte, den Führer des flammenden Schwertes,
„Welches die Sünden bekämpft, und niederschmettert die Selbstsucht.
„Bald erschein' ich vor dir und der Mutter, den Brüdern am Rheinstrom,

„In den Händen das Kreuz das körpergründende Zeichen,
„Dran den geopferten Leib, daraus die Halmen emporblühn,
„Und die Wunde des Bluts, ein Quell der edleren Rebe.
„Vater, bereite dich vor, vom Sohne den Vater zu nehmen.“
Also schrieb er dem Vater. Es staunete dieser der Kunde
Schüttelnd das Haupt unwillig, und wies der Mutter die Botschaft.
Aber Felicitas hellte das Wort, mit Eifer und Sehnsucht,
Liebe des Sohns. Sie sandte der Kinder viele dem Sohn nach.

Gewaltsame Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel zu O***

zu der ersten Satire.

Nach Uebergabe des Manuscripts kam der Verf. ohne weitere Veranlassung, wie zur Rechtfertigung der langsamen Geburt seines Werks, welches alle sieben Jahr ein Junges wirft, mit einer Ansicht des noch ungeborenen Theils seines sogenannten Epos hervor, woraus sich ergab, dafs sowohl die erste, als die zweite Abtheilung, deren Objectivität im Munde der Satire, wie die Dichtung anderer in dem der Muse, sich bewegt, den subjectiven Grund der dritten Abtheilung, oder der Freiheit, ausmache, welche sodann in das äufserste Gebieth der Gegenständlichkeit heraustreten werde, so wie ich auch bemerkt haben werde, dafs die früheren grellen Formen der Gewalt, in der zweiten Abtheilung vom Sinne, sich wie aus einer Wurzel bereits in eine freyere Verzweigung begeben hätten; so dafs schon auf dieser zweiten Stufe die Geschichte, die Entwickelung des Epos, gesundet werden müsse.

In

In der 3ten Abtheilung will nämlich der Verf. durch eine Wanderung der Satire, unter Teuts Führung, auf den Bloxberg, wobey der Wunderknabe kein Wort mehr zu reden hat, sämmtliche Geburten der deutschen Freiheit, welche wirkliche specifische Verschiedenheit zeigen, vorführen, und hier wird auch des Vaterlandes Befreiung ihren Platz finden. — Dies nur zum Voraus an die Leser, um wenigstens in soweit aufzuklären, was ihnen ferner auf diesem Wege zugehen wird. Denn der Verfasser thut sich etwas darauf zu Gute, dafs sein Epos mit ihm selbst wächst und sich gleichsam selbst gebiert.

Was den Ton dieser 3ten Abtheilung betrifft, so ist derselbe zwar darin dem der ersten gleich, dafs die Satire in ihren Erzählungen lobend und tadelnd fortfährt, jedoch auch wieder verschieden, in sofern eine weit gröfsere Zufriedenheit mit dem deutschen Sinn im Ganzen zu herrschen scheint, als dies mit der Gewalt der Fall war; der Gang mehr episch und historisch, und der Gegensatz des göttlichen und ungöttlichen mehr in die Gegenständlichkeit verwebt, ausgeführt wird. Ob ein solcher Faden auch durch die 4te Abtheilung B, worin der Sinn des Angenehmen, Schicklichen und Nützlichen dargestellt wird, laufe, ist mir zwar un-

bekannt, es läfst sich jedoch vermuthen. Ich sagte dem Verf. hierüber: „Sie werden in dieser sten Abtheil. ja auf einmahl fromm wie ein Lamm. Wer hätte das gedacht, da Sie in der sten, im Teut, und in der Zucht, so tobten? Auch scheint es fast, als sähen Sie durch den Apostel Johannes nun den Vater Teut mit ganz anderen Augen an; Sie schimpfen dessen Kinder nicht mehr, beschreiben sogar das Söhnlein Sinn recht lieblich, geben höhere Charactere aus, und heben die Familie wieder aus dem Staube. Aber ich weifs, wo der Hase im Pfeffer liegt. Sie gehörten zu denen, wie auch Ihr Leipziger Recensent nicht undeutlich zu verstehn giebt, welche an den Untergang des Vaterlandes glaubten, und nun, da dieser nicht erfolgt ist, — vielmehr die schönste Wiedergeburt, spannen Sie mildere Saiten auf, und fangen an, dem deutschen Sinn eben so grofse Lobsprüche zu machen, wie Sie die Gewalt herabgewürdigt haben. Ich gönnte es Ihnen von Herzen, wenn Sie diesen sten Band 1819 nachgeliefert hätten. Dann würde das Söhnlein Sinn ein ganz anderes Gesicht bekommen haben.“ Hierüber fing der Verf. ein lautes Gelächter an, und sagte: „Gottlob! dafs Sie mich doch nun nicht auf faulem Wege finden durften, indem ich faul war bis 1817. Aber habe ich Ihnen

nicht

nicht schon 1811 gesagt, dafs das Künstlichste an diesen Satiren sey, dafs sie den Mantel nach dem Winde hingen, und doch gradeaus auf ihren Ankerplatz zusegelten? So habe ich das Thema der Gewalt nicht von einem Apostel, sondern von einer erzürnten Stammidee, Frau Herta, erhalten, welche 1811 noch sehr böse war, dafs ihr Sprößling Teut sich so innen und aufsen hudeln liefs. Warum sollte ich daher anders schreiben als ich empfing?" Ich erwiederte: „Sie wissen sich gut zu helfen. Aber verändert sich nun nicht der Stammbaum des Teut durch offenbaren Widerspruch?" „Nein!" sagte er, „Ein Epos mufs geschichtlich und entwickelnd seyn, und diese Geschichte werden Sie erst mit dem Schlufs der 3ten Abtheilung, wenn Sie zugleich die 5 in der 1sten Abtheil. fehlenden Satiren erhalten haben, ganz übersehen können." „Wahrlich," sprach ich: „Sie kommen in Ihrer Objectivität noch ganz aus aller Wirklichkeit heraus, und machen schwarz aus weifs, und x aus u. Aber die Welt wird nicht vergessen, was Sie hier und da zum Lobe des Bonaparte und der Franzosen hingeworfen haben." „Was Sie ausgekramt haben," antwortete er, „bleibt Ihre Schuld und Verantwortung. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Was mich betrifft, so bin ich daran schuld-

los, dafs die Stammidee so zornig sprach. Dafs Sie aus ihrem ungenannten Zuhörer den Kaiser Napoleon machten, wie ich Ihnen dieses aus Absicht damals aufband, geht mich nichts an. Sie hätten selbst bei einiger Aufmerksamkeit einsehen können, dafs dieses Mäntelchen noch luftiger als Spinnewebe war. Mein Jenaischer Recensent hat es besser durchgeschaut. Dafs die Stammidee der Deutschen ihre schlechtesten Nachkommen nannte, Treu und Glaube weinten und zürnten, die himmlische Liebe fremde Bahnen betreten sah, daran war nicht ich Schuld, und bin es nicht, wenn ihr Zürnen nachwirkt und dauert, wo es noch nicht recht ist. Dafs ich damals und jezt mit dem deutschen Sinn zufriedner als mit der Gewalt seyn mufste, hat seinen Grund in einer in der Wahrheit forthestehenden Erkenntnifs; da deutscher Sinn von jeher reiner war, als die getheilte Gewalt, wie er auch durch sie allein zerrissen werden sollte, aber doch aus sich selber immer neue Kraft schöpfte." — „Wenn dies Ihre damalige Meinung war," sagte ich, „so haben Sie mir ja ein wahres Freundschaftsstückchen gespielt, indem Sie mich verleiteten, Ihrem Zorn zuweilen ein fast französisches Mäntelchen umzugeben, damit Sie sicher durch Bajonetter und Kugeln schritten, und nun auf mir

der

der Verdacht des Gallicismus hängen bleiben soll.“ „Lassen Sie das gut seyn,“ antwortete er, „und begleiten Sie mich ferner. Ihr Mäntelchen werde ich auch noch nicht verschmähen, wo ich gegen den Wind segeln muſs. Schon dadurch sind Sie vollkommen vor dem Verdacht des Gallicismus gesichert, daſs Sie mich begleiten!“ So bildet sich der Verf. wirklich ein, daſs er mich, gleichsam nur als Schiffsjungen, im Mastkorb hätte. Indeſs werden meine Liane und Edmund in meiner Vertheidigung ihn bald eines besseren belehren, wie den Jenaischen Recensenten.

Die 2te Abtheilung der Satiren umfaſst alles dasjenige, was der Verf. unter den Begriff des deutschen Volkssinnes geordnet hat, und die 3 ersten Satiren, welche den Abschnitt A bilden, behandeln das deutsche Christenthum. Ihre Stärke machte nothwendig, ein besonderes Bändchen auszufüllen. Der Verf. verfehlte nicht, über den deutschen Sinn mir folgende Notizen mitzutheilen.

„Der Sinn sey des Volkes Gemein-Gemüth. Wie das Gemüth sich nicht in einem Kampfe, sondern einer Befriedigung durch Glauben, Liebe und Hofnung befinde, so gehe auch

aus dem Volkssinne dieselbe Kraft der Versöhnung mit dem Himmel, wie auch mit der Gewalt der Erde und des Staats hervor. Diese Kraft versöhne ein Volk nach vier auseinander hervorgehenden Stufen; durch das Gute oder Höchste, durch das Schickliche, durch das Angenehme und durch das Nützliche. Die Kraft des Guten gebe die Versöhnung eines Volks mit dem Himmel, durch Liebe — Religion; die des Schicklichen, die Versöhnung mit dem Staat, durch Einnahme harmonischer Sitte, das Zeichen der Uebereinstimmung des einzelnen Lebens in der Fügung mit dem Ganzen; die Kraft des Angenehmen versöhne den Einzelnen im Staate, mit sich und seinem Loose als Staatsbürger, durch den Geschmack, indem sich Freude und Lust des Ganzen in behaglicher Sicherheit und gesellschaftlichem Genufs dem einzelnen mittheile; und endlich die Kraft des Nützlichen versöhne durch Erfahrung mit Natur und Erde, durch Gewährung der Mittel sie leicht zu beherrschen, und zu fruchtbringender Thätigkeit einer schaffenden Existenz festzuhalten. Diese Versöhnungen des Volks mit Gott, Staat, sich und der Natur, strebe der Sinn durch eine fortlaufende Offenbarung an das Gemüth aller durch Religion, Sitte, Geschmack und Erfahrung,

immer

immer fester zu gründen. Denn der Mensch sey, wie schon früher bemerkt worden, durch die Hingabe seiner selbst an das Allgemeine, den Staat, seines freien Rechtes an Himmel und Erde beraubt worden; So wie der Geist überhaupt durch den Organismus seiner Freiheit verlustig, im Gemüth Entschädigung finde, so berufe nun auch die Natur den Menschen im Staate zu der Entschädigung durch den Volkssinn, und dieser werde dadurch der freundliche Bruder der Gewalt, welche den Organismus des Staats schlofs, und der Freiheit, welche verschwistert mit beiden den Geist entbindet."

So glaubt der Verfasser sein neues Gebieth der 2ten Abtheil. abgeschlossen zu haben, und durch selbiges laufen nun die Sativen vom Himmelsbrodt bis zum Pumpernickel, möchte ich sagen. Aber was soll für so vieles der gemeinsame Name Sinn? Seite 61 der 1sten Abtheil. hat der Verf. gesagt: Der Sinn artet auf den Vater (den Volksgeist), und offenbart sich im allgemeinen Gefühle, in den Meinungen und im Glauben. Jezt nennt er ihn näher erklärend Gemein-Gemüth. Er soll nicht auf Erkenntnissen und Begriffen, sondern auf Offenbarungen oder gar intellectuellen Anschauungen beruhen, daher er denn auch keine Weisheit und Wissenschaft.

schaft, sondern Kräfte, Kraft des Guten, Kraft des Schicklichen u. s. w. hervorbringt, womit die Gesammtheit der Bürger sich ohne weiteres Nachdenken mit den Schwierigkeiten des Lebens, Gott, und sich versöhnt. Offenbar eine gewaltsame Erklärung des Wortes Sinn, und eine willkührliche Vereinigung mehrerer heterogener Begriffe, wie Religion und Geschmack, unter eine Gesammtheit. Wer hat dem Verf. aufgebunden, dafs ein Volk seine Religion, wenn sie offenbart worden, im Sinn, nicht im Geiste verwahre? wer, dafs gar Handel, Verkehr und Wandel, öffentliche Vergnügungen und Zerstreuungen des Nationalvermögens und Capitals, aus demselben Sinne als Versöhnungen des Bürgers mit seinem Loose als solcher, hervorgehen müssen? Hierüber müssen wir ihn denn allerdings weiter vernehmen, und zwar bin ich im Stande, hierüber vollständiger als je zu berichten, indem diesmahl die Heftigkeit unseres Zwistes sich bis zu Handbillets steigerte. So lautete z. B. eins der früher eingegangenen auf obige Einwürfe. „Wunderlicher Seelen-Collaborator! Seit wann sind Sie Heide? Leugnen Sie die göttliche Liebe, welche das Gute durch eine göttlich-persönliche Vereinigung in eine Kraft für uns wandelte? Oder glauben Sie, dafs diese Vereinigung mit dem Leibe Christi, und die daraus

hervorgehenden Kräfte, Glaube, Liebe und Hoffnung, in eine Befriedigung unserer neugierigen inneren Augen des Verstandes und der Vernunft zu setzen seyen? Was diese sehen wollen, finden sie, oder finden nicht, durch die Freiheit im Begriff. Der Sinn aber hat ein Herz, das blind ist, und nichts als Gefühl hat. Sie finden vielleicht einen Widerspruch darin, dafs der Mensch aufser den Augen, auch ein Herz, aufser dem Geiste auch ein Gemüth hat, darüber dürfen Sie aber nicht mit mir hadern, der ich nicht Herr war über Freiheit und Nothwendigkeit, Gewalt und Sinn, Versöhnung und Zwiespalt. Wenn die Offenbarung der Liebe sich zu Herz und Gemüth hält, und im Volke an den Sinn, so lassen Sie das löbliche Bestreben unseres Geistes, aus der Erkenntnifs des Ichs oder der Natur das Höchste zu entwickeln und zu begreifen, der Freiheit anheimfallen, welche eine Meisterinn des Begriffs ist, und lassen Sie diese getrost ihren sanften und gläubigen Bruder Sinn als wahren Bruder lieben. Es giebt mehrere Geschwister von ungleicher Form, deren Leben jedoch nach einem und demselben Ziele zweilt. Halten Sie die Sitten des gesellschaftlichen Lebens, den Geschmack u. s. w. ja auch das Sinnlich-nützliche und dessen Betrieb, etwa für Resultate eines reinen und aufgeklärten Begriffs?

Bedürfen Sie etwa nicht eines Mittlers zwischen reinem Erkennen, und dem Bedürfnifs, oder der Nothwendigkeit? Diese bedarf einer Versöhnung des sichtbaren und unsichtbaren, des beschränkten und freien, und fordert dieselbe früher, als jenes sich wagen darf, frei von jeder Beschränkung, im Unendlichen zu bewegen. Sollte nun das Bedürfnifs durch den Sinn, sich nicht auf ein Empfangen und Nehmen berufen, da die Freiheit ungefesselt nur selbst produciren und geben will? Wie das erste Gegenstand des Sinnes ist, so ist letzteres Gegenstand des Verstandes und der Vernunft. Vergleichen Sie bei der 3ten Sat. der 1sten Abtheilung die in den Anmerkungen vorkommende sieben-zackige Blume, deren weifse Blüthenblätter des Sinnes, zwar unter dem rosenfarbenen der Freiheit entsprossen sind, jedoch über dieselben hervorragen, und dem dort um die geniale Krone versammelten Lehr- Wehr- und Nährstande, wie der activen Freiheit, weifs und lichtvoll vorleuchten. Diesem Sinn offenbaren sich die Kräfte des Guten, Schicklichen, Angenehmen und Nützlichen, ohne reine und freie Erkenntnifs. Der Sinn steht im Staate als Vermittler zwischen Gewalt und Freiheit. Er will als Bindungsmittel des Nothwendigen und Freien, beiden eine Entschädigung gewähren, der Freiheit für die aus

der

der Form kommende herbe Gewalt, der Gewalt für das aus dem Volksgeiste kommende, auflösende und ins Unendliche gehende geistige Streben und Treiben der Freiheit. Diese Entschädigung liegt in einer Befriedigung des Gemüths durch Religion, Sitte, Geschmack und Erfahrung, in einer Versöhnung des Menschen mit Gott, mit dem Staat, mit sich und der Natur. So versöhne sich daher der Bürger durch die Kraft des Nützlichen, mittelst der Erfahrung, mit seinem Boden; Wälder, Felder, Ströme, Thier, Pflanze und Stein, nehmen das Zeichen dieser Versöhnung des Menschen mit der Erde an, sie formen, treiben, bilden und dulden durch des Menschen Hand, zu des Menschen Heil, durch Arbeit werden sie Gewinn; so versöhne er sich durch die Kraft des Angenehmen, mittelst des Geschmacks, mit sich, indem er das Schöne, Behagliche, Gefällige, Bequeme, aus dem Leben des allgemeinen in das seinige überträge; die Harmonie des Ganzen gebe ihm Volksfreuden und Volksgenuß reichlich in Haus und Herz; so versöhne sich der Bürger mit dem Staate durch die Kraft des Schicklichen, mittelst der Sitte, in welcher er gern gewehrend, empfangend, theilend, tragend, redend und handelnd dem Ganzen entgegenkomme; verständliche Mahle in Wort und That mögen vor der Welt

zu Zeugen werden, dafs der Mensch die Zeichen gemeinschaftlich entdeckt habe, sich in seinem Staate zu verstehen und zu tragen, in ihm, wie in einem Leib, gegen andere Staaten als ein Individuum zu stehen; so versöhne sich der Bürger durch die Kraft des Guten, mittelst der Religion, in der er die himmlische Liebe offenbart findet, mit Gott; Glaube, Liebe und Hoffnung seyen die Zeugen, dafs ein Volk mit Gott versöhnt sey. Des Bürgers ganzes Glück liegt im Sinne. Die Vereinigung von Religion, Sitte, Geschmack und Erfahrung bilden seine Versöhnung mit Gott, Staat, sich und Natur, und wohl ihm, wenn diese Offenbarungen kein Lügenwerk waren, welches die Freiheit umstossen mag, kann, und wird." Ohne Zweifel hielt mich der Verf., nach dem Empfang dieser neuen Staatsweisheitslehre, für seinen Jünger. Indefs antwortete ich ihm gleichfalls schriftlich: „Versprochen haben Sie sich, sinniger Satiriens, indem Sie die Ihnen ja sonst so verhafste Erfahrung zu einer Offenbarung des Nützlichen an den Volksinn machen. Sie setzen daher dieselbe neben die Religion als Schwester, lassen sie das ganze Gebieth der Werkthätigkeit regieren, und heben sie dadurch höher, als sie in der Justitia stand, wo sie als Satanstochter verkam." — Antwort des Verf. — „Furchtbarer

Neun-

Neun- oder Viertödter! Täglich tödten und spießen Sie mir meine Ideen, und heut wieder vier; wo soll ich neue hernehmen? (Hiemit erkennt er offenbar seine Niederlage). Ich bitte nur folgendes vor Ihrem Schnabel Gerechtigkeit finden zu lassen. Bös ist die dem Sinne fremde Erfahrung, welche sich an dem Gebieth der Gewalt oder der Freiheit vergreift, gut ist sie mit dem Sinne, wo sie oft durch eine Darstellung des Schädlichen das Nützliche gebiert; weil sie von Natur die unterste und gemeinste Stufe des Sinnes, und wirklich etwas malitiös ist, so daß sie selten eine Belehrung oder Offenbarung, ohne einen zugefügten Schaden von sich giebt. Hier meint sie es aber doch gut, und hilft der Wirthschaft, dem Haus und dem Körper, dem Handel und dem Wandel, indem sie einem oft Ohrfeigen giebt, um dem andern, oder allen zu zeigen, wie sie vor denselben bekommen können; sie ist die beste Mutter und Wirthinn auf der Welt, weil ihre Versuche sind immer so, daß mit geringem Schaden der größere Vortheil doch am End herauskommt. Wer ihr aber allein die Zügel der Regierung giebt, oder sie philosophiren läßt, dem verwirrt sie mit dem tollsten Zeuge, und sie wird nach und nach in dieser begünstigten Lage so verstockt und boshaft, daß sie, um der Herrschaft willen, wüthet und mor-

mordet, was das schönste und edelste ist. Muſs sie hingegen im Sinne nur Offenbarerinn des Nützlichen bleiben, so wurzeln in ihr friedlich Wissenschaften und Künste, ohne von ihr Leids zu erfahren.“ — So sollen denn Religion, Sitte, Geschmack und Erfahrung, Schwestern seyn, sie wissen selbst nicht wie sie es geworden, und diese sollen nun zusammen den unbewuſsten Grund des höchsten Glücks, und der höchsten Freiheit bilden, indem sie durch den Sinn, Gewalt und Freiheit versöhnen. Hiernach giebt es also einen unverständigen Geschmack, eine vernunftlose Sitte, eine verstandlose Erfahrung, ja eine geistlose Religion, da nicht der Geist, sondern Gemüth oder Herz diese Versöhnungen empfangen, ohne Verstand und Vernunft um Rath zu fragen; und grade dieser verstandlose Sinn ist das wahre Kriterium nationellen Glücks. Also nach der Stammidee, von Volksgeist und Form erzeugt, findet sich in den Völkern eine an den Sinn gerichtete göttliche und weltliche Offenbarung, welche ohne Vernunft und Verstand das Leben regiert, und den Volkscharacter bildet, aus deren Elementen erst später Verstand und Vernunft, als Freiheit, sich selbst zu belehren anfangen. Da aber Sitte, Religion, Geschmack und Erfahrung, ohne Verstand weder entstehen noch bestehen können, und mit

dem

dem bloßen Herzen oder Gemüth keineswegs ausreichen, so kann ich nun getrost, ohne selbst den Neuntödter zu machen, die Spießung dieser Sinnes-Theorie dem Publico überlassen.

Um aber jezt auf den Gegenstand der 3 vorliegenden Satiren zu kommen! Wie mag der Verf. Religion, zumahl die christliche, unter den Sinn ordnen, welcher doch ein Sohn des Volksgeistes und der Form ist? Wie kann er Religion zu einem Ausfluß des Staats machen, da doch bekanntlich die weisesten Lehrer Staat und Kirche sich als eine Zweiheit entgegenstellen? Wie kann auch eine geoffenbarte Religion der Ausfluß einer Stammidee seyn? Wer hat sich wohl je erdreistet vom Christenthum zu behaupten, es komme vom Volksgeist und der Form, daher denn Religion unter den Staat käme, und von ihm abhängig würde? Denn wer wie der Verf. einen idealen Stammbaum für den Staat entwirft, und die in der Zeit sich offenbarenden Besonderheiten desselben aus einer Stammidee herleitet, der sagt doch deutlich genug: auch die christliche Religion sey im Sinne des Volks entstanden, und daher dem Staate eigen und unterthan. Eine solche Behauptung ist aber der Art, daß sie meine Tertianer dem Verfasser benehmen können. Auf das ihm hierüber

über zugegangene Billet war des Verf. Antwort: „Verehrungswürdigster Hofcriticus! Sie sehen mich wohl schon im Geiste mit papierenem von gemahlten Teufelchen beschimpftem Sündermantel zum Auto-da-fe schreiten. Indefs stehe ich noch mit dem Neuen Testament unter dem Arm, und schaue Ihnen dreist mit dem Blick von Worms ins Angesicht. Ich schlage Ihnen gleich auf 1 Korinth. 9, 19-22. Es sagt dort der unter die Völker gewanderte Apostel: „Denn wiewohl ich frei bin von jedermann, habe ich mich doch selbst jedermann zum Knecht gemacht, auf dafs ich ihrer viel gewinne. Den Juden bin ich worden als ein Jude, auf dafs ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich worden, als unter dem Gesetz, auf dafs ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz worden (so ich doch nicht ohne Gesetz bin vor Gott, sondern bin in dem Gesetz Christi), auf dafs ich die, so ohne Gesetz sind, gewinne. Den Schwachen bin ich worden als ein Schwacher, auf dafs ich die Schwachen gewinne. Ich bin Jedermann allerley worden, auf dafs ich allenthalben ja etliche selig mache.“ Diese Relation Pauli wollen Sie doch wohl nicht so verstehen, als löge der Apostel den Juden vor, er sey Jude, den Heiden, er sey Heide, um sie

zu Christen zu machen? Der Apostel, welcher Sinn und Sprache der Völker empfing, sagt hier offenbar: Ich bringe die Bothschaft Christi nach dem Sinne der Völker zu ihrer Kunde. Ich trete diesen Sinn nicht mit Füfsen, sondern suche in ihn, als der Wurzel des Geistes, die Wahrheit einzupflanzen, nachdem ich das Christenthum, es in ihm gestaltend, für ihn belebe. Dies ist der offenbare Sinn dieser Paulinischen Stelle, auf welcher die Freiheit der nationalen Kirche besser ruht, als auf dem weltlichen Erbe der Schlüssel Petri, deren Erbschaft ohnedem im Zeugenbeweis etwas hapern würde. Ich habe Ihnen den Sinn des Guten, wie er im Gemüth liegt, aus dem Staate als Religion hervorgehen lassen. Dieser tritt im Glauben, mehr oder weniger durch die Mythe erhellt, nach der Stammidee modificirt, heraus, dem göttlichen Ursprung nach gleich. An ihn wendet sich der Apostel mit dem höchsten Lichte der Offenbarung. Daher habe ich auch denselben nicht streng und unabänderlich wie die Gewalt, sondern, s. die 1ste Abtheil. 2te Sat. V. 44-55. sanft und aufnehmend, den Offenbarungen offen, dargestellt. Dies heifst aber nicht, er sey wie der Volksgeist veränderlich und von der Zeit bestimmbar, sondern sein Gemein-Gemüth ist der Aufnahme fortschreitender Offenbarungen

des Guten, Schicklichen, Angenehmen und Nützlichen, beständig geöffnet, deren Kraft er in der Zeit immer mehr befestigt und vermehrt, ohne je vom wahren Streben abzuirren, wo er von Gewalt und Freiheit geliebt, und nicht gehudelt und geneckt wird. Sie werden mir demnach nicht vorwerfen, ich verbanne das Christenthum, als ein fremdes, von der unangemessenen Form und dem unangemessenen Volksgeiste. Ich behaupte von dem Sinn eines jeden Volks, wie von dem menschlichen Gemüth, dafs das Christenthum darin liege, indem dieses das offenbarte Gute ist, und aller Sinn zunächst auf das Gute gerichtet ist; nur modificirt es sich, nach der Stammidee der Völker, in helleren oder dunkleren Formen und Farben. In Europa hat es sich jezt fast überall nach römischer oder deutscher Stammidee gestaltet. Nur von dem Juden, welcher seiner volksthümlichen Entwickelung entrissen, ein eigensinniges Schein-Volks-Leben pharisäisch fortsetzt, behaupte ich, dafs er statt des Guten, den reinen Egoismus als gottbindendes Gesetz in seinen Sinn aufgenommen, sich von allem innerlichen, göttlichen und vaterländischen Zusammenhange losgesagt und getrennt habe, daher er denn in seinem Messias einen weltlichen Beglücker, Vernichter der unreinen Völker, Erdbeherrscher und Judensammler erwar-

wartet, bis zu dessen Erscheinen er eine sinnlose vernichtete Form, in welcher der einzelne eigensinnig und verstockt das zerstörte Jerusalem heimlich in allen Ländern wieder aufrichtet, als gottgefälligen Wandel, abgesondert von an Boden und Erde fesselnder verbrüdernder Beschäftigung, fortsetzt. Die Juden sind daher der einige Gegensatz so der Völker, als des Christenthums. Sie haben sich in ihrem Allerheiligsten vernichtet, und von ihrem Besten allein das Ueble behalten, den Pharisäismus. Wie das Gute durch die himmlische Liebe in das Gemüth eingepflanzt worden, so geht es bei den Völkern, als Kraft der Versöhnung mit Gott, als Religion und Christenthum, rein hervor, und nur die, so kein Volk mehr sind, und doch eins seyn wollen durch den Fall der andern, auf den sie hoffen, sind dessen unfähig. Das Christenthum zerstort nichts auf Erden, sondern kommt als reinstes Gut zu dem Guten — hülfreich. Wie ich Ihnen nun als die deutsche Stammidee gegeben habe: „Die Kraft erringt den Himmel", und wie Sie darin schon die Spur der Perfectibilität gefunden haben müssen, so mögen Sie sich um so weniger wundern, wenn ich behaupte, dafs das Christenthum bei den Deutschen hierdurch wirklich vorbereitet war, durch die Richtung des Volksgeistes. Wie wollten Sie es auch

erklären, dafs rohe erobernde Barbaren, von ihren überwundenen Feinden, so schnell einen Glauben sollen angenommen haben? Die Religion unserer Vorältern schlofs, wenn wir sie unbefangen betrachten, die Kraft des Guten wärmer in sich, als die anderer heidnischen Völker. Ihre Vorältern, deren reine Liebe und Tugend sie als Kinder verehrten, waren ihre Schutzgötter, zu ihnen kamen sie durch Tugend selbst. Ihr Himmel war ihnen nah, ihre himmlische Freuden waren die besten, so sie auf Erden kannten; dort setzten sie ihre Waffenthaten, ihre freundschaftlichen Mahle, ihre bescheidene häusliche Liebe fort. Ihr Leben war Kampf, ihre Ruhe Liebesmahl mit Freunden und tüchtigen Feinden. Die Götter bauten sich in ihren Eichen ihren Tempel selbst, und forderten ihre Ehre in der Ehre des Volks. Daher waren sie keusch, bieder, brav, treu wie ihr anspruchloser Himmel. Sclaverey des Weibes und der Ueberwundenen war ihnen ein Greuel, denn sie bedurften der Liebe. Daher werden Sie keine Störung darin finden, dafs ich den deutschen Sinn vom deutschen Geist und dessen Form ableite, ihn Siegfried nenne, und ihm das Christenthum, als dessen schönere und helleste Offenbarung, heimisch und freundlich einfüge. Das Christenthum ward nicht

allein

allein den Juden, als deren ächte Stammidee, „die göttliche Weisheit lenkt das Irdische“, ihm am nächsten stand, geoffenbart, es sollte, wie die Apostel reden, die Braut des Sinnes aller Völker werden. Christus nannte daher seine Verkündiger das Salz der Erde. Denn um diesem göttlichen Bilde zu folgen, liebte der Sinn der Völker als Geistesnahrung zwar das Gute, jedoch fehlte daran das Salz des himmlischen Reiches der Liebe. Dieses sollten nun die Apostel zu allen Völkern der Erde tragen. So fehlte den Juden die Anschauung der persönlichen Liebe Gottes. In Erwartung der weiteren Aufschlüsse der göttlichen Weisheit, hefteten sie ihre Augen auf irdischen Vortheil, und wurden blos sinnlose Beobachter eines für sie zwangvollen Gesetzes, welches statt ihrer die Gottheit versöhnen sollte. Die Griechen, „den Sinn im Olymp aufnehmend“, vergötterten mit ihren Schönheiten und Tugenden, zugleich ihre Thorheiten und Sünden, und die Weisen, welche den Olymp wieder reinigen wollten, erlitten Schmach und Tod; die Römer, „die Gewalt allein vom Himmel beherrscht“, darstellend, fingen an, die mit Hülfe heimischer und fremder eroberter Götter errungene Erde, auf eine beispiellose Art durchzubringen, die Gewalt mit der Willkühr zu verwechseln, und dadurch zur Schein-

gewalt, (da sie alle Nationalhimmel zu Rom vereinigten) die keinen himmlischen Grund mehr hat, überzugehen. Es mufste daher das Christenthum, in den Sinn der Juden übergehend, die Leitung der göttlichen Weisheit, von der Form, auf das Innere, das Gute, zurückführen, den inneren Menschen zum Tempel Gottes weihen, und die thörigte Meinung, einen göttlichen Regenten in jüdischem Pomp und Herrscherglanz, durch Beobachtung des Gesetzes, von der Gerechtigkeit Gottes zu erzwingen, in den reinen Empfang der himmlischen Liebe im geläuterten Herzen auflösen. Es sollte bei den Griechen das Christenthum die Erkenntnifs des höchsten Guts, welche ihre Weisen bereits ausgesprochen hatten, im geläuterten reinen Sinn lebendig gestalten, damit er würdiger in dem würdigeren Olymp verehrt werden könne. Das Christenthum sollte bei den Römern die Gewalt, mit dem alten Ernst und Eifer, unter einem der Liebe und des Vertrauens würdigeren Himmel zurückführen, damit die Erde vernähme, dafs der Römer jetzt seine Macht mit dem liebenden Gott theile. Diese Veredlung, nicht Verwandlung, des reinen Volkssinnes, des Sohns des Volksgeistes und der Form, des Enkels der Stammidee, ist der Drang des Christenthums, welches das Salz der Erhaltung und des höheren Lebens in die göttlichen

lichen Keime der Völker bringen soll. Aber wie war es zu verwundern, wenn ein junges edles Volk, welches in seine leitende Idee eine himmlische Hofnung aufgenommen hatte, „die Kraft erringt den Himmel, die Kämpfer theilen die Liebesmahle Walhallas", die Palme, denen vom Wahn zurückkehrenden abgelebten Völkern, entwandte; wenn ein solches mit Wärme den Heiland und das Himmelreich aufnahm, und von dem geahndeten Guten, sogleich zu seiner willkommnen Erscheinung auf Erden überschritt, die Kraft in Tugend und Licht verwandelte, mit welcher der Erlöser sein Reich theilen mogte?" Was sagen meine Leser zu diesem Raisonnement? Der Verf. bleibt also bei der Behauptung stehen: die Religion sey des Volkssinnes Ausflufs, und unser Christenthum nichts mehr als der reingeläuterte deutsche Sinn. Es läfst sich aber nicht beweisen, dafs die alten heidnischen Religionen den Sinn des Guten hätten aufklären und ihm zuwirken wollen. Die meisten waren Geogonieen, Aufschlüsse über Natur in Verbindung mit dem Uebernatürlichen. Grade die Dichter und Philosophen, welche dem Heidenthum den Untergang brachten, lehrten das Gute, und suchten, wenn sie frömmer waren, der nicht guten Mytho das Fehlende unterzuschieben. Der Verf. beruft sich auf Pindar, welcher zuerst

in seinen Hymnen die Götterfabel beständig gegen Anfechtungen, dafs sie nicht auf dem Guten fufse, gerechtfertigt habe. Aber auch dieser schiebt das Gute nur der Mythe, die an sich nichts weniger als fromm war, unter; denn er erklärt sogar, als sey er von den Göttern dazu beauftragt, einige Fabeln für unreligiös und unwahr. Es ist unläugbar, dafs das Christenthum weder Beziehung noch Zusammenhang mit irgend einer Mythe hatte, ja die jüdische Religion, auf die es den nächsten Bezug nahm, in den meisten Stücken über den Haufen warf. Das Christenthum bekümmert sich nur um Menschenheil, ächt cosmopolitisch, und nimmt auf Völker und Staaten gar keine Rücksicht. Es bildet daher eine Gesellschaft aufser dem Staat, indem alle bürgerlichen Verhältnisse des Himmelreiches unwürdig sind. Die Protestanten haben sich nur aus Noth unter den Staat begeben, und ihr Oberhaupt im Chef des Staats; diese Noth kann aber nicht beschönigen, was im Christenthum, über alle Verhältnisse der Welt und Zeit, zu einer allgemeinen Kirche aller Völker, zum wahren Himmelreiche auf Erden, hinausstrebt. Es braucht deshalb keine Hierarchie zu seyn; aber eine allgemeine aristokratisch-apostolische, oder demokratisch-brüderliche Verfassung, unabhängig vom Staat, verlangt allerdings die christliche

che Kirche. Was wirft der Verf. nicht alles in seinen Papinianischen Sinn-Topf! Knochen der Ur- Vor- und Mit-Zeit werden darin mit Pumpernickel und Erbsen zu einer herzstärkenden Suppe gekocht. In der Bibel heißt es: „Du sollst deinen Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit"; ist das eine Verehrung im instinktartigen Sinn? Religion will Gott erkennen, und mit Verstand und Vernunft verehren! — Indem ich den Verf. per Billet mit diesen Wahrheiten bekannt machte, schrieb er kurz darauf zurück: „Wer hat mir nur den Bock zum Gärtner gegeben, damit nur Unkraut im Garten aufkomme? Werden Sie denn nicht gerührt, sinnreicher Kritikus, von der Schönheit des himmelahndenden und hoffenden Jünglings Sinn? Dieser ist ein besserer Gärtner als Sie. Er pflanzt in den zeugenden Boden des Gemüths den Baum des Lebens für die Gewalt, und den Baum der Erkenntniß für die Freiheit. Denn aus seinem Guten wächst des Weisen Philosophie, aus seinem Schicklichen des Weltweisen Moral und Geschichte, aus seinem Angenehmen des Dichters Zauberwelt, und aus seinem Nützlichen des Gebildeten Mathematik und Wissenschaft. Hören Sie darüber nicht mich, sondern einen uns beiden bekannten Philosophen, der mehr gedacht hat als wir beide zusammen ge-

nommen. Dieser sagt: „Was der Anfang einer Intelligenz ist, kann nicht wieder intelligent seyn, indem sonst keine Unterscheidung wäre; es kann auch nicht schlechthin nicht intelligent seyn, eben weil es die Möglichkeit einer Intelligenz ist. Also wird es ein mittleres seyn, das heifst, es wird mit Weisheit wirken, aber gleichsam mit einer eingeborenen, instinktartigen, blinden, noch nicht bewufsten Weisheit, so wie wir oft Begeisterte wirken sehen, die Sprüche reden voll Verstand, reden sie aber nicht mit Besinnung, sondern wie durch Eingebung.“ Halten Sie im Ernste die Religion, auch die christliche, die Theilnahme an dem persönlichen Gott, für eins und dasselbe mit der Construction des Höchsten oder Absoluten u. s. w. in unserem Geiste? Dann haben Sie weder die Kraft noch die Erkenntnifs Gottes. Denn die Erkenntnifs Gottes weifs, dafs sie sich auf die Kraft (den Sinn) stützen mufs, und die Kraft weifs, was ihr an der Erkenntnifs mangelt. Dann ist Ihr Sinn Eigensinn oder Unsinn, es ist Ihnen nicht jene versöhnende Kraft, welche das Gemüth dem Heiland unterwirft, ohne ihn mit den zwei neugierigen Augen des Verstandes und der Vernunft ausmessen zu können. Sehen Sie etwa diese Kraft der Versöhnung des Christenthums für einen Schimpf des Verstandes oder der

Ver-

Vernunft an? Halten Sie das Gemüth, und den Sinn der Völker für die Wurzel der Unvernunft, sie, welche der Himmel erwählte, um seine geheimsten Offenbarungen, der Verstand und Vernunft sich erst selbst würdig machen müssen, hineinzulegen? und etwa deshalb, weil sie auch die Mutter sind, in welche der Teufel seine Eier zu legen pflegt, da er sie nirgends besser anlegen mag, als da, woher man das Höchste, Schönste und Beste erwartet? „Seelig die Armen im Geiste; denn das Himmelreich ist ihr!“ Aus des Sinnes Armuth und Bedürfnifs der versöhnenden Offenbarung, sprofst das wahre Himmelreich, des Geistes goldner Reichthum, in dem er duftender Goldfrüchte und sonnegenährten Weines voll, seine Zweige in den Aether taucht. Hiemit beschliefse ich für Sie alle weitere Correspondenz über den Sinn, und bitte, dafs Sie sich alle weitere Fragen von nun an selbst beantworten mögen.“ So ward mir also die Thür vor der Nase zugeschlagen, aus dem Grunde, weil der phantastische Weisheitsfond rein ausgeschöpft war. Es ist eine bekannte Eigenschaft kindischer und zugleich ehrgeiziger Menschen, dafs sie das lezte Wort behalten müssen, welches sie denn oft mit komischer Eile abzwingen wollen. Ist ihnen nun dies scheinbar gelungen, so kann man nachher dreist wieder das nämliche Spiel von

vorn mit ihnen anfangen, ohne dafs sie bemerken, dafs man der nämlichen Sache nur einen anderen Schein giebt. Ich antwortete daher dem Verf. „Nicht mehr über den Sinn als Empfänger der Religion und Wurzel der Philosophie, sondern über die Art der Aufnahme des Christenthums in ihn, wünscht gnädigen Einlafs, der Unterzeichnete. Wie bleibt dieser Sinn ein Sohn des Volksgeistes und der Form, wenn er nun wirklich christlich, statt heidnisch, geworden? Es wäre doch nöthig, dafs alle Volkssinne, als christliche, dieselben würden, da das Christenthum dasselbe ist. Also würde am Ende doch der Beweis der volksthümlichen Kirche wieder schwanken. Dann aber bleibt für Volksgeist und Stammidee nur der Staat, als verschieden von der Kirche, übrig, und Sie stehen richtig auf meiner Stelle.“ Durch diesen Stratogem erhielt ich wirklich vom Verf. ein äufserst verbindliches Billet zurück. „Lieber Collaborator! Da Sie eine Zeitlang Theologe waren, werden Sie am besten wissen, was das Christenthum in uns ändert, und was es läfst. Was es in der Person läfst, läfst es auch im Staate, was es dort wegnimmt, sucht es auch aus dem Staate zu entfernen. Da der Staat etwas reinmenschliches ist, geht die Versöhnung ihn mit an; was wollten Sie mit einem sündlichen Staat, und ei-

ner sündenfreien Kirche als Ehelenten anfangen? Ich wüfste keine unglücklichere Verheyrathung. Wenn auch Philosophen sie anerkennen, so sagen Sie ihnen nur dreist, dafs sie irren. So wie das Christenthum als eine göttliche Kraft im Gemüthe wirksam wird, Wort und That, Geist und Leben, Wollen und Empfinden reinigt, Herz und Verstand den Pflichten schärft, wachsam macht um Liebe zu hüten, so auch in des Volks Gemein-Gemüth, im Sinn, wo es des Staats blühende Gesundheit zu volksartiger Blüthe und Frucht entwickelt. Das Christenthum ist, wie gesagt, nicht zerstörend, rein hülfreich, es unterstüzt und adelt den Volksbund, die hülfreiche Gemeinschaft, die gesellschaftliche Liebe. Erinnern Sie sich nicht, was der Heiland über Ehe und weltliche Obrigkeit sprach? Sehen Sie sein Verhältnifs zum Staat nicht aus seinen Handlungen? Betrug er sich nicht sogar duldend gegen die albernen Gebräuche der Juden, deren tadelnswürdige er allein verwarf, die übrigen aber, als Mitglied dieses Volks, treulich übernahm? Nur das Schlechte stiefs er aus dem verdorbenen Sinn, den er zu befreien trachtete. Uebrigens brauche ich Ihnen nur die Geschichte vorzuhalten, um die Verschiedenheit der Aufnahme des Christenthums, nach den Volksgeistern, ohne Vorschub jener deutlichen Paulinischen Stelle,

förmlich zu beweisen. Die Kraft desselben mufs-te überall dieselbe bleiben, wie das Object, Gott, überall dasselbe ist, aber mufste nicht das Subject der Versöhnung eine Verschiedenheit hervorbringen, da dieses Volk durch die Stammidee diesen, jenes jenen Stand zum Guten hatte? und war es nicht nothwendig, hiernach mit Paulus die Form der Versöhnung, die Kirche, auch nach des Volkes Geist mit Gott in Gemeinschaft zu setzen? Nehmen Sie nur gleich die aus griechischem, jüdischem, orientalischem und römischem Sinn entstandenen Spaltungen des Dogma, und der Kirche. Vergleichen Sie einen Justin, Clemens von Alexandrien und Origenes, mit einem Tertullian, Arnobius und Lactantius. Da werden Sie bei den Griechen jenen Sinn wahrnehmen, der den persönlichen Gott im Feuer des Gemüths aufnimmt, das er an den Lehren der edlen Denker seiner Vorzeit bereits aufgehellt hatte, an Plato und den Philosophen das neue Licht gern zünden mogte, welches ihm auf diesem Grunde nur noch heller zu leuchten schien; bei den lateinischen Lehrern aber werden Sie wahrnehmen, wie auf sie die eingeborene Stammidee wirkte, den lezten und höchsten Gott von allen erobert zu haben, dem nun unbedingt Leben und Geist zu unterwerfen sey, ohne eine andere Freiheit übrig zu lassen, als

die

die der Gnade, welcher Erd und Himmel, als unumschränkter Herrschaft, unterwürfig werden mufsten. Hat sich dieser Idee nicht sogleich die Hierarchie als fortgesetzte römische Stammidee eingepflanzt? Die Gewalt wurde nun der Gnade unterworfen, um mit ihr den Erdkreis zu belehnen und zu beherrschen. Räumen Sie mir nun nicht ein, dafs die deutsche Reformation eine Regung des deutschen Sinnes, des Sohns des deutschen Volksgeistes gewesen sey? dafs, was Arminius gegen Augustus, Luther gegen den Pabst werden mufste, um die Form der aufgedrungenen Kirche mit der deutschen Stammidee wieder auszusöhnen? dafs der Sinn des Volks von ihm den Heiland deutsch empfangen, und dafs er von dem Sinn des Volks getrieben worden? — Oder wollen Sie die Reformation auch vom Verstande herleiten, und den Mann, welcher sagte: „Man zwingt mich alle Tage gelehrter zu werden," zu einem feinen Politiker machen? Ich bin gewifs, dafs wir uns aussöhnen werden. Denn Sie sind ja auch Protestant. Dann soll unser edler Reformator, dessen Reformations-Jubiläum in dieses Jahr fällt, der Grund unserer Versöhnung über den Volkssinn, und die Volksthümlichkeit und Deutschheit der Kirche werden." Dieser höfliche Brief, welcher mitunter doch nicht ohne Anmafsung und Spötterey auf mei-

meine Ansichten ist, hat, ich leugne es nicht, einen neuen Schein für die Sache des Sinns gewonnen, jedoch mufs man immer erst kalt werden, wenn man mit dem Verf. zu thun hat, um das überfliefsend-poetische, in welchem Geschichte und Gelehrsamkeit durcheinander gegossen wird, von dem Wahren sondern zu können. Es zeigten sich wirklich in den verschiedenen Nationen, nationelle Secten. Die an die Emanationslehre gewohnten Morgenländer schickten ihre Theorie dem Christenthum zu Hülfe, und fanden vielmehr durch die Erscheinung Christi ihr System nicht umgestaltet, sondern erfüllt und bestätigt. Aus Morgenländern, ägyptischen und griechischen Juden, bildete sich die gnostische Secte, und Christus war ihnen der Berichtiger des unvollkommnen Weltschöpfers durch die Kraft des höchsten Gottes. Nazarener und Ebioniten isolirten sich von den übrigen Secten im gereinigten Judenthum. Die lateinische Kirche betrachtete als Häretiker alles, was von ihr im Dogma abwich. Der römische Bischof wollte sich im ganzen römischen Reich ein gnadenstrahlendes Ansehn, wie der Verf. sagt, verschaffen, und die lateinischen Kirchenlehrer glaubten, die einzig wahre Orthodoxie zu besitzen, waren, gegen die griechischen, Feinde der Philosophie und aller aus ihr erläutersten Dogmen. Indefs braucht

man

man zu diesen Verschiedenheiten keine Stammidee, und grade dieser nationelle Ausdruck am Christenthum, ist dessen tadelnswürdige Seite. Gewohnheit ist die Feder solcher Eigenthümlichkeiten, welche das reine Christenthum durch Aufklärung verbannt. Die Aufklärung macht die Religion erst zur allgemeinen und wahren. Sie bewirkt im Christen erst die wahre Wiedergeburt aus dem Unrath des Staats und der Sitte wie des Volkssinnes, der immer nur Instinkt bleibt; daher die wahre Kirche die Menschen aufser dem Staat, blos als Menschen, beglückt und heiligt. Sie hat es wie das Himmelreich, nicht mit Franzosen, Deutschen und Engländern, nicht mit Erdbürgern, sondern mit Himmelsbürgern zu thun. Hierdurch brachte ich den Verf. zu einem neuen Handbillet, welches so lautete: „Wenn ich argwöhnischer Natur wäre, so könnte ich Sie für einen untergeschobenen israelitischen Abkömmling halten. Denn Sie können unmöglich das Christenthum für ein auf Erden verpflanztes Himmelreich halten. Sie müssen für die Erde einen gekrönten Erdmessias, der noch kommt, und alle Reiche vereint, hoffen; denn der unsrige wollte die Völker wohl unter einem Himmel reinigen, aber nicht über sie als König herrschen. Er liefs Körner des Himmelreichs auf jüdischen, römischen, griechischen

ähnlichen und deutschen Acker aussäen, aus denen eine schöne Erndte hervorging, ohne zu verlangen, dafs der deutsche Waizen und der deutsche Wein denselben Geschmack haben solle, wie der der Traube von Canaan, wiewohl der Wohlgeschmack in beiden vorherrschte. Wie den Menschen, so den Völkern, liefs Christus ihre Natur und Art, und die Wiedergeburt war nichts als eine geheiligte Restitutio in integrum. Lesen Sie darüber nur aufmerksam die übrigen Schriften der Apostel. Wollen Sie also nicht zu den Juden gehören mit ihrem cosmopolitischen Christenthum, so mufs ich Sie wenigstens als Kryptokatholik beurtheilen, welcher eine allein seeligmachende Kirche einem Hirten unterwirft, dessen Auge scharf genug ist, seine Lämmer auf der andern Hälfte der Erdkugel zu weiden.“ Man sieht hieraus, dafs der Verf. sich mit Witz helfen wollte, wo es an Beweis gebrach. Es braucht, wie gesagt, keine Theokratie und keine Hierarchie zu seyn, um eine allgemeine Kirche im Christenthum zu stiften. Alle aufgeklärten Christen machen bereits Eine Kirche aus, und die Vereinigung aller steht bald zu erwarten. — Doch hierüber ist nun genug gesprochen. Die Leser werden wissen, was sie von des Verf. volksgerechtem Christenthum zu halten haben, auf welches er besteht, wie Luther auf das:

„das

„das ist mein Leib!“ — Jezt ist noch ein Punkt, wenn nicht auszufechten, doch mit dem Verf. auseinanderzusetzen; nämlich der Begriff von Religion überhaupt, und namentlich von christlicher, weil dieser das lezte Licht über den vorigen Streit verbreiten muſs. Ich schrieb dem Verf.: „Sie, und die neueren Herrn Philosophen, geben sich sehr wenig Mühe um die grammatische Bedeutung ihrer Kunstwörter, daher auch das Schwanken der besonnensten Ausleger kommt. Was begreifen Sie denn eigentlich unter Gut? Soll das Gute Resultat des freien Willens, oder lediglich Ihres instinktartigen Sinnes seyn? Was würde da aus der Moral werden? Nach der Kantischen Philosophie schliefst das Gute freilich die Religion gewissermaafsen in sich, da er aus den Sätzen der reinen praktischen Vernunft, welche das höchste Gut producirt, den Beweis für die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele findet, jedoch ist darum Sinn und freier Wille, Religion und Moral, Gott und Gut, nicht eins geworden. Es kann Religionen ohne Moral geben. Man kann Einen oder mehrere Götter verehren, und doch gut seyn. Viele versöhnen nur aus Furcht vor Strafe den Himmel, kennen nur zornige Götter, und ihre Guten machen sie nicht gut. Ohne weitere Erklärung weifs ich daher nicht,

was ich aus Ihrer Religion machen soll? Namentlich verlange ich auch Ihr christliches Glaubensbekenntniſs.“ Der Verf. antwortete: „Diesmahl haben Sie es auf meinen Ruin angelegt. So scharf haben Sie nie examinirt. Indeſs muſs ich mich bloſs geben, ich weiſs nicht wie. Sie wissen ohne Zweifel, wie einige Völker für Gott und Gut nur ein Wort besitzen, auch die genannten deutschen, zeugen wenigstens von naher Verwandtschaft. Eben so werden Sie sich auch erinnern, wie alte Philosophen nach einem höchsten Gut fragten, worauf mancher antwortete: das Gute selbst sey das höchste Gut, mache die beste Welt, und habe seine Quelle in Gott, welcher der beste sey. Wundern Sie sich also nicht, wenn ich sage: Das Gute sey Gott, und das in der Genesis vorkommende Bild Gottes sey die Kraft des Guten in uns, das reine Gemüth, an das sich der versöhnende Gott wenden müsse, um sein verdunkeltes Bild wieder herzustellen. Das Gemüth ist weit vor der ausgebildeten Vernunft, in deren gemüthgemäſsen Bildung das wahre Leben besteht, die Quelle des Willens. Die Harmonie des Willens ist das Gute, die Disharmonie das Böse. Da wir nun im Gemüth das Bild der höchsten Harmonie des Willens empfangen haben, so verwahren wir eine Tonleiter dieser Harmonie,

monie, an der wir die Höhe und Tiefe der Harmonischen und den Unsinn des Disharmonischen messen, welche wir Gewissen nennen. Bei dem einzelnen Menschen ist das Gewissen dasjenige, was bei den Völkern der Gemeinsinn ist. Dieser strebt nach Befriedigung des Guten durch Versöhnung mit dem Höchsten, nach Religion; Religion ist geoffenbarte Liebe zwischen Gott und Menschen. Also zürnen Sie nicht, wenn ich selbst dem freien Willen und der Vernunft eine Wurzel gebe, aus welcher willkührlich zu ranken oder zu wachsen ihnen zwar vergönnt ist, der entzweihende Wuchs mit der Wurzel aber beiden verderblich wird. — Dann wollen Sie noch mein Glaubensbekenntniß. Sie sollen es ganz historisch-bibelgerecht empfangen, wie ich als Deutscher es empfing. Die bloße Kraft des Guten im Gemüth, oder das Gewissen, reichte so wenig, als der durch Vernunft geläuterte freie Wille, hin, um das empfangene göttliche Bild in seinem Tempel, dem Körper, in seiner Harmonie zu erhalten. Die Sünden und der Irrthum vermogten mit in den Tempel einzudringen, weil in ihm neben dem Wohlklang auch der Mißklang existirte. Die Lust des Lebens verachtete die saftreichende Wurzel des Gemüthes, und wollte ohne sie seyn, woraus die erste Disharmonie entstand. Die zunehmende

müde Disharmonie vermehrte sich in der Sündhaftigkeit. Da ward dem Gemüth das reine Bild Gottes, das Gute selbst, im Gottmenschen persönlich hingestellt. Dieses Bild aber war Gott, weil es gut war, und Mensch, weil es der Disharmonie die Harmonie brachte. Wie Sie nun die Offenbarung geschichtlich verfolgen, werden Sie folgende Spuren an ihr finden. Das Christenthum ist mit keiner Vernunftlehre zu vergleichen, und aus keiner hervorgegangen. Es ist nicht Lehre, sondern hülfreiche göttliche Kraft. Es beweist nicht, es giebt. Wie eine höhere Natur aus Gott geboren, tritt es im Gemüth, durch die Versöhnung, zu Gott hinan; entfaltend den reinen Sinn des Guten. Seine Bestätigung legte dasselbe mit seiner Wurzel in das geläuterte Menschen-Gemüth, woraus der Glaube ihm entgegenkam. So gab es in Liebe und Hoffnung, die Harmonie des Willens, das Gute wieder dem Leben zur Wurzel, und lehrte es, als das Höchste sich dem Geringsten, der Wurzel, willig opfre, um der Harmonie willen. Es ist daher das Christenthum nicht als eine Erklärung der Gottheit über den Weltzweck an die Vernunft, sondern als eine Wiederbelebung der göttlichen Natur im Gemüth anzusehn, als Grund, aus welchem der absichtslose Einklang des geläuterten Willens sprosst, und als Pflanzschule

der

der Erkenntnifs für die höchste Freiheit des Geistes. „Nur aus dem Becher dieses Geisterreiches strömt ihm seine Unendlichkeit.“

Es ist mir lieb, dafs sich der Verf. so über Religion und Christenthum ausgesprochen hat, um ihn bei Gelegenheit dieser 3 Satiren, im folgenden, hiernach besser fassen zu können, wo er sich widerspricht. Schon jetzt sehen wir nicht ein, wie das reine Gute der erdlebenden leiblichen Völkernaturen und Besonderheiten bedarf, wodurch es national werden soll? Indefs machte ich den Verf. nur für diesmahl auf einen Mangel an seinem Glaubensbekenntnisse aufmerksam, indem ich ihm schrieb: „Den heiligen Geist haben Sie in Ihrem einzigen Glaubensbekenntnisse ganz leer ausgehen lassen;“ worauf er wieder antwortete: „Wenn Sie den Paraklet noch nicht empfangen haben, so ist wenigstens von meiner Seite das möglichste gethan, und ich bin unschuldig daran, wenn er Ihnen nicht kommen mag.“

Besondere Noten.

Von V. 1-22 rechtfertigt sich der Verf. über die Art und Weise seines in der Darstellung des Sinnes gemilderten Tons der Satire. Hieraus geht hervor, dafs die aus der Gewalt entsprossenen Kräfte, die untere dem Leben helfende Götterwelt ausmachten, welche nun der Sinn versöhnend durch den Einen Gott in ihre eigentliche Sphäre zurückdrängt. Hierdurch scheint er selbst zuzugeben, dafs auch die deutsche Götterwelt Natur- und Lebensgewalten personificirte, und dieselben aus der Mythe anderer Völker herüberzog, wie Kanne es sinnreich, weder dem Tacitus noch der Edda widersprechend, darstellt. Daher fällt denn schon das zum Grunde gelegte Gute von selbst weg, indem diese Gewalten aus gut und böse zusammengesetzt sind. Gegen diese Auslegung protestirte aber der Verf. folgendermafsen. „Sehen Sie nicht, dafs ich von den drey Geschwistern erst die Gewalt, dann den Sinn, dann die Freiheit kommen lasse; dafs nur die Gewalt in die alte Mythe wurzelt? Der Sinn versöhnt die absolute Gewalt dadurch, dafs er zur reinen Liebe des höchsten Guten durchschreitet. Die Götter, wel-

welche ich im Teut erscheinen liefs, waren die nachspukenden Abgötter, welche noch als Gespenster, statt der alten versöhnten, zum Aerger der Stammidee das Volk zu Hader und Zwietracht verleiteten, daher sie von ihr so gewaltig mitgenommen wurden. Diese stellen die ohne den Sinn des Guten fortbestehenden falschen Natur- und Lebensgewalten vor, welche als Anhang der Unterwelt die Oberwelt zu verwirren trachten. Die versöhnte Gewalt liebt aber den Sinn, und nimmt nur von ihm die Wurzel des Göttlichen. Die Götter aber, welche sie hier im vorchristlichen guten Sinn der Väter, in dem Eichenhain aufgestellt fänden, sind die alten wahren, aus dem ursprünglichen teutschen Sinn geoffenbarten Männer und Frauen, deren Affen jene Feinde der Stammidee, nachtseitig das vorseitige haltend, im Text waren, welche noch im Scheinleben spuken. Aber auch diese schönere Götterwelt, obwohl aus dem vorseitigen Sinn des Guten (denn der zwiefache Sinn entwickelte sich erst in der Ehe des Volksgeistes mit der Fetin) erzeugt, hatte ihre Wirkung immer nur in der Oberwelt, indem des Lebens Sorgen, Arbeit, Mühsal und Schicksal es fordert, dafs der Verein der guten Lebensmächte die Regierung des Lebens

in der Gewalt überschritte. Dahin meinten die alten deutschen Priester auch allein ein körperliches Strafrecht über die Frauen. Der christliche Sinn aber versöhnt die gewaltigen Schicksalsmächte durch den heiligen Geist, das gotterfüllte Gemüth, und trennt sie von der nun geregelten schwesterlichen Gewalt, welche sich von nun an nicht mehr in die Versöhnung des Sinnes einmischt, der sie sich selbst hingiebt. So ist der Eingang in den Tempel zu verstehen. Ob die Leser dadurch für die Entstehung der deutschen Mythe aus dem Guten gewonnen seyn werden, kann ich nicht erkennen. Ich wenigstens wähne nicht, daß die guten und bösen Principien der Natur, auch vergöttert, grade das Gute allein dem deutschen Sinne (der erst später sich entfaltete) vermöge der Gewalt zum Grunde gelegt haben.

Bei Nro. 55 fing ich den Verf., warum er denn gerade den Apostel Johannes auserlesen habe, ein wider den Schildhalter der deutschen Kirche zu werden? Denn Petrus, als Stifter des römischen Christenthums, oder Paulus, hätten doch mehr Anspruch auf die Gründung der deutschen Kirche. Er antwortete: „Der Apostel Johannes hat den Erlöser am innigsten geliebt,

geliebt, daher er ihn auch am innigsten aufgenommen, und durch ein siegreiches Leben feurig gesäugen hat, welches der Blut-Taufe oder Martyrthums nicht bedurfte. Auch empfing er, Offenb. Cap. 10, das Maas des göttlichen Rechts für das Himmelreich, welches ein höher Geschenk ist, als die Gnadenschlüssel Petri. Daher liegt im Johannes der meiste Reiz für ein deutsches Gemüth, wie ihn auch ausländische Mahler selbst, als blonden Jüngling, wie einen Deutschen gemahlt haben. Er ist der deutsche Apostel, und stellte daher nicht die durch den Märtyrtod gehende sündhafte Kirche des römischen Staats, sondern die auflebende jugendliche germanische Kirche, die Besiegerinn des römischen Uebermuthes, welche der Hass nicht anfechten konnte, dar." — Hier haben wir denn wieder ein echt Verbesserisches Kunststückchen, —

In Beziehung auf V. 43 frug ich den Verf., warum er dem Vater des Odin die Erkenntniss eines einigen Gottes beigelegt habe? Es sey doch bekannt genug, dass der Polytheismus aus dem Orient herstamme, und dass, wenn die Deutschen aus dem Osten gekommen wären, sie auch indische Götterverehrung mitgebracht hätten. Ohnerachtet ich sie

mit

mit Tacitus für einen originellen Stamm hielte, gäbe ich doch mit Kanne zu, daſs die indische Mythe bei ihnen Eingang gefunden. Hierauf antwortete er ächt mystisch: „Das Licht erscheine der Erde von Osten. Daſs Odin keine fremde Götterwelt mitgebracht, sey schon dadurch ausgemacht, daſs die Seinen, aus ihm und anderen späteren Helden und Frauen, ihr Walhalla errichtet hätten. Anfangs sey ihr Walhalla eine Gemeinschaft heldenmüthiger Menschen mit dem höchsten und einigen Gott gewesen, mit der Entfernung des Volks durch die Zeit von ihren Stammvätern, habe der höchste Gott sich nach und nach im Wodan verloren, und sey die Macht der vergötterten Menschen durch die Gewalt vergröſsert worden. Es läge aber trotz dem in der alt germanischen Götterwelt, das Recht jedes Edlen an der Theilnahme der Unsterblichkeit. Unleugbar sey die Aufnahme des Herman bei den Göttern; das „canitur adhuc" sey nicht abzuleugnen. Der Gesang sey ein heiliges Erbe der Priester gewesen, welche keinem lebenden Helden, sondern nur den Göttern die Ehre des Gesangs gegönnt hätten. Der barritus sey nicht mit canere und carminibus zu verwechseln, indem jener das Feldgeschrey des Volks

gewe-

gewesen. Feiergesang habe nur die in Walhalla eingezogenen Helden, durch den Mund der Priester, der Nacheiferung und Verehrung der Lebenden dargestellt. Diese Tendenz der deutschen Religion, wie die allem wahren Grossinn und wahrer Tapferkeit innewohnende Hochachtung des schwächeren Geschlechts, die mit Leib und Leben behauptete Treue, seyen die besten Bürgen der Entstehung ihrer Religion aus dem Sinne des Guten, und die Erklärung des raschen Uebergangs des Glaubens zum Christenthum. Es würde daher eine Sünde gegen den deutschen Volkssinn seyn, wenn er ihn nicht so dargestellt, und seinen Ahnen die Erkenntniß des Einen Gottes, als Quelle des Guten, untergelegt hätte. Auch sey wirklich die Idee des Alvaters erst später auf den Odin übergetragen worden, als sich durch das Glück der deutschen Waffen nach und nach das Ansehn der Kriegsgötter vermehrt habe. Indeß liege selbst in dem deutschen Heidenthum mehr Kindliches, als in der Weise, wie die Juden ihren Nationalgott Jehova verehrt hätten. Christus habe sie zum ersten lehren müssen, ihn Abba, Vater zu nennen, da sie ihn nur als einen strengen, zürnenden, seine versäumte Verehrung blutig rächenden Herrscher, gekannt hätten. Die

Deut-

Deutschen hätten aber dem Alvadar seinen Liebesnamen, unbelehrt, aus reinem Sinn, zugelegt. — Da die deutsche Mythe zu wenig aufgeklärt werden kann, mag der Verf. immer seine Hypothesen als Wahrheit geben. Man nehme daraus was man will.

In V. 77 wird Frigga als die erste Frau des Odin genannt, nach deren Tode er Herta, oder die deutsche Stammidee, heyrathet, mit der er den Teut zeugt. Hierdurch will der Verf. andeuten, dafs Odin die Monogamie ebenfalls aus dem Orient mitgebracht habe, welches gleichfals den Monotheism bestätige. In keiner Religion, meint er, käme eine Liebes-Ehegöttin vor, als in der deutschen. Ich widerlegte ihm dies aus dem Tacitus, indem dieser ausdrücklich gesagt habe, dafs die Vornehmen, zum Abzeichen ihres höheren Standes, mehrere Weiber genommen hätten. Hierauf antwortete er: „Wie kann Sie das wundern? Heyrathen nicht noch unsere Fürsten hier und da rechts und links? Ich halte mich an Herman und Thusnelde, und die deutsche Ehegöttin."

Die Entstehung des deutschen Heidenthums, von V. 100 - 151 erzählt, scheint uns sehr will-

eitlkäuflich. Wenn auch Tacitus erzählt, daſs die Deutschen in Thuiston und dessen Sohn Mann, als Stammväter der Ingaevonen, Istaevonen und Herminonen, ihren Ursprung verehrt hätten, so bleibt es doch immer unwahrscheinlich, daſs Kinder ihre Aeltern so verehren könnten, um ihre alleinige Götterwelt auszumachen. Gewiſs verehrten sie auch Sonne, Mond und Sterne, die sie doch nicht für ihre Aeltern halten konnten. Der Verf. bleibt aber dabei stehn, daſs, durch den festen Glauben an Unsterblichkeit, die Deutschen ihre Gründer, Stifter und Helden zu ihrem Himmel nach und nach gemacht hätten; es gehe dies nicht nur aus unwiederleglichen Beweisen der römischen Historiker hervor, es sey auch die Weise ihres Cultus durch Gesänge (wahrscheinlich Satiren), der vertrauteste Umgang mit ihrem Himmel, ihre einfache dem Indischen ähnliche Seligkeit, unumstöſslicher Beweis, daſs Walhalla aus ihrem reinen guten Kinderreine hervorgegangen, folglich der erste Altvater, ihr Altvater, gewesen. — Ich leugne dies geradehin, und berufe mich auf den sonst etwas überspannten, aber hierin doch geschichtlich-ethymologisch zu Werke gehenden Kanne, daſs die Götterwelt der Deutschen aus indischen Mythen kom-

men,

me, wie auch aus Ariman, Herman (Kriegsgott), geworden, daher solche deutsche Götter- und Halden-Namen in der früheren Mythe längst prangten, ehe sie deutsche Fürsten und Könige annahmen, wie auch in Plato's Phaedrus schon ein uralter Aegyptischer König Teut vorkommt, zu dessen Zeit das Schreiben zuerst erfunden worden. Hierüber wurde der Verf. so aufgebracht, daſs er mir folgendes spöttische Billet schrieb: „Rupopolis, eine vom uralten König Rübezahl auf einem Felsen des Caucasus gegründete Stadt, ist der Stammort der deutschen Rüppels. Sie werden gewiſs selbst Ihren Ursprung nicht gewiſs bis zu den Göttern haben hinaufführen können; nun hab' ich geholfen. Dies zum Dank für die Nachricht, daſs die schreibseligen Deutschen, auſser der Buchdruckerey, auch das Schreiben erfunden haben. König Teut wollte aber damals sein Heil darin nicht finden. Er unterdrückte, nach Plato, diese Kunst." Ich setzte mich wie billig über diesen Spott hinweg, und schrieb zurück: „Wenn Sie auch nicht auf Etymologieen gehen mögen, so nennt doch auch Tacitus, als deutsche Götter, auſser den Stammvätern, Mercurius, Hercules und Isis; diese waren doch keine

ein-

einheimischen apotheosirten Helden. Was werden Sie mit diesen anfangen?" Hierauf antwortete er: „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sowohl dem Hercules, als dem Mercur mit seinem geflügelten Helm, unsere deutschen Kriegsgötter auf ein Haar gleichen, und daß die Einwohner der Stadt Rom Gelegenheit genug hatten zu sehn, wie unsere im Gefolge des Cäsar befindlichen ruhmsüchtigen Ritter (worunter auch Hermanns Bruder war) vorzüglich in diesen Tempeln ihre religiösen Gebräuche übten. Isis und Hertha (Erde, Natur), freilich bei den Deutschen nur deutsche Muttererde, hatten gewiß Aehnlichkeit, ohne von einander zu wissen. Uebrigens können Sie mit Ihrer fremden aus Feuer, Wasser, Luft u. s. w., zusammengeleimten Mythe, nicht wie ich, die Entstehung des sogenannten Romantischen erklären, welches doch offenbar unsere Vorfahren, aus ihrem höheren Himmel, mit in ihr Christenthum trugen. Dieses ist nichts anderes, als die Verwandtschaft mit der Geisterwelt, wonach jene außer Kurs gesetzte göttliche Verwelt, sich als neckende, störende und rächende, zum Theil auch noch wohlthätige geistige Gewalt, mit der Gegenwart in Verbindung erhielt. Daher noch das Einmischen von Feen,

Zauberern, Nixen, Alrunen etc. in das Leben der Helden, das Zurücktreten dieser Wesen in Naturgeheimnisse. Dies entstand lediglich daher, weil der Deutsche mit seiner Geisterwelt wirklich verwandt war, und das Gemüth ihm seinen Himmel offenbarte. Nicht so in der asiatischen Mythe, wo sich der Himmel streng von der Welt schied.“ Ich kann hierauf nichts anderes erklären, als daſs das Romantische aus dem Aberglauben entstand, welchem die alten Deutschen so gut anhingen, wie ihm das gemeine Volk noch anhängt. Doch genug hievon. Mit unerwiesenen Sachen läſst sich von Poeten am bequemsten spielen.

Die V. 142 vorkommenden „duldenden Römer“ waren Hirnschädel erschlagener Römer, woraus unsere Vorfahren zechten. — Die Ehresburg, welche Carl der Groſse zerstörte, ist das heutige Stadtberg an der Diemel. Hier stand die Irmensäule, und der Verf. setzt hierher, und auf das Winnfeld in dem Fürstenthum Lippe-Detmold, die Versammlungen deutscher Krieger vor gröſseren Unternehmungen, zu denen sie sich besprachen, und Treue gelobten.

Nach

Nach V. 153 legt der Verf., sehr willkührlich, dem Propheten Johannes dem Täufer, des Apostel Johannes Lehre unter, indem er ihn sprechen läfst: Die Liebe (der Eros, Weltschöpfer, nach der alten Sage,) sey geboren, als Christus geboren ward. Es ist aber von Johannes dem Täufer nur gesagt, der Heiland (Messias) sey geboren, weshalb das Volk das Herz reinigen, und seiner Sünden Leid tragen solle. Der Verf. behauptet, Johannes der Täufer habe den Sinn des Christenthums, vor seinem Entstehen, begeistert geahndet; als wahrem Begeisterten könne er ihm mit Recht die Gedanken des begeisterten Jüngers Christi, des Apostel Johannes, zulegen. Dieses Apostels Evangelium sey so geschrieben, dafs das im Anfang unerklärte Wort (Logos), sich im Leben Christi selbst aufkläre, nämlich dafs es Liebe sey, wie er denn auch dieses Wort (nach der alten Sage vom Eros), als Weltschöpfer, Verknüpfer der Materie an den Geist, darstelle. Ich überlasse den Theologen, hier den Verf. eines Bessern zu belehren, da Logos nichts weiter, als den denkenden schaffenden Gottesgeist, bedeutet, wenn es auch in dieser Bedeutung sonst weniger vorkommt.

Gegen die Schilderung des Lebens Jesu, von V. 163-280, läfst sich im Ganzen weniger einwenden, da der Verf. darin vornehmlich dem Evangelio Johannis gefolgt ist. Bei der Lehre vom Abendmahl, finden sich indefs Spuren eines Mifsverständnisses. Der Verf. nämlich versteht unter dem Brode, den durch die göttliche That geopferten Leib, das den Menschen zur Theilung mit ihm hingegebene Leben, unter dem Wein, das geistige unter die Menschen ausgegossene Wort, den unter die Christen getheilten göttlichen Geist. Nach den Evangelien erhellt nur, dafs Leib und Blut, zur Vergebung der Sünden und zum Gedächtnifs des Heilands, unter den Zeichen des Weins und Brodes, als Liebesmahl, ausgetheilt werden wollen, und daher kann diese Feier nur, wie bei den Reformirten, symbolisch, zur Erinnerung an die Leiden und Verdienste Jesu, nicht wie ein körperliches Gnadenmittel zur Heiligung des Lebens unter Bedingung des Glaubens und der Besserung, wie die Lutheraner es betrachten, genommen werden. Der Verf. beruft sich auf Joh. 6, 63., woraus ganz klar werde, dafs der Christ unter dem Brod, die That Christi, und unter dem Wein, sein Wort mit sich zu vereinigen habe, also Leib und Leben, Geist und Wort, hei-

heiligen müsse durch die wirkliche Vereinigung mit der göttlichen Liebe. Johannes sagt hier erklärend, indem Christus seine Jünger über die Bedeutung des Fleisches und des Brodes, wovon er früher sprach, aufklärt: „Die Worte, die ich zu euch geredet habe, sind — Geist und sind Leben.“ Nun meint der Verf. hier das Wort Leben dem Geist entgegengesetzt verstehen zu müssen, so dafs Leben, die Handlung, das leibliche und in der Zeit ausgedrückte Thun; Geist, das geistige Bilden des Gedankens im Wort und Begriff, bezeichne. Freilich haben hier die Katholiken eine dem Verf. günstige Tradition, wonach nur der Leib des Herrn das eigentliche Opfer (die That der Versöhnung), an die Leyen ausgegeben wird, der Wein oder Geist aber blos an die Priester kömmt, indem nur diese durch die Priesterweihe fähig sind, den göttlichen Geist zu fassen. Daher fliefst denn wohl des Verf. Ansicht, dafs der Zweck des Abendmahls sey, That und Wort, in Leib und Geist, oder Leben und Geist, durch den Heiland mit Gott zu versöhnen. Er findet darin die höchste Kraft des Christenthums, dafs es Geist und Leben mit dem Erlöser theile, der durch den Tod zum ewigen Reiche des gereinigten Willens,

des harmonischen Guten, voranschritt. Hieraus leitet er denn die von den Aposteln vor dem Abendmahl anempfohlene Prüfung her, welche Leib und Blut, Herz und Geist, That und Wort, vor der geistigen Vereinigung mit dem Höchsten, genau messen, und des Unmaafses Leid tragen solle. Wie auch damit die Theologen stimmen mögen, so ist die weitere Bedeutung des Weines und Brodes, welche schon hinlänglich durch das Gedächtnifs an den hingeopferten Leib und das aufgeopferte Blut Christi erklärt ist, wirklich unnütz. Die angeführte Stelle Joh. beweist nur mit dem Ausdruck Geist und Leben, dafs das Himmelreich denen gewifs sey, welche die Aufopferung des Heilandes zu ihrer Besserung anerkennten. Der Verf aber, welcher halb an überspannten Theorieen, halb am Materialismus, von welchem auch die Lutherische Erklärung des Abendmahls, von einer geheimnifsvollen Mittheilung des verklärten Leibes Christi, nicht ganz frei ist, hängt, behauptet: „Der Gottmensch sey das Höchste des irdischen Lebens. Wenn sein Tod selbst sein höchstes Bild gestalte, warum wir nicht in demselben Leib und Blut in die wahre Verwandlung (Transsubstantiation), bringen sollten, dafs nämlich seine Kraft durch Leib und

Herz

Herz zu unserer That komme, sein Wort unserem Geiste das Bild Gottes wieder erhelle? Dies sey des Brodes und Weines wahre Verwandlung, nicht die mifsverstandene, wornach der Mensch ohne sein Zuthun Gnade empfangen, und das Sündhafteste mit Gott theilen, oder durch den Geist allein, die Bedeutung seines Verhältnisses zu Gott, ergründen, und mit diesem das Leben beherrschen wolle. Körper sey Tempel des Geistes. Die Heiligkeit des Gottmenschen solle in ihm wohnen. Deshalb solle er rein seyn, um Wein und Brod in der Bundeslade zu verwahren. Die Apostel hätten ja sämtlich erwiesen, dafs es nicht leicht sey, Wort und That heilig zu halten gegen Sünde; ihr Leben sey eben kein Genufs siechender Gnade gewesen. Die wahren Streiter Gottes hätten nicht viel mehr genossen, als was ihre eigene Aussaat in den Tempel gefördert. Die Lehre von der Gnade wäre in Zeiten entstanden, wo die Streiter Gottes das Schwerdt aus den Händen gelegt hätten, womit sie gegen die Sünde fortkämpfen sollten. Der Tod Jesu sey grade das Zeichen des ewigen Kampfes gegen die Sünde auf Erden. Dieses Kampfes wegen gehe die Versöhnung Gottes durch Leib und Leben, Herz und Geist. Mit Wort und That werde der Sieg erfochten.

Durch Gottes, des Guten, Aufnahme, gehe Leben und Geist, durch die Liebe, in die höheren Stufen der Geisterreichs. Dafür sey der wahre Gott im wahren Menschen gewesen. Dies sey die wahre Bedeutung des Liebesmahls. Wer es so geniefse, sey des Himmelreiches werth.“ Man sieht hieraus offenbar, dafs er die streitende Seite des Christenthums wider die Sünde, nicht ihre geniefsende, beschauliche, im heiteren Geiste, und dessen Aufklärung und Genufs befindliche, hat herausheben wollen, blos um dasselbe auf den kriegerischen Sinn der Deutschen bequemer propfen zu können. Deshalb ist ihm denn auch Luther der wahre deutsche Christ, mit seiner Grobheit und Opposition gegen alles ihm Mifsfällige.

In V. 281 - 329. worin der Verf. die Thaten der Apostel erzählt, widerspricht er der Geschichte, indem er das Leben derselben als sehr heiter und glücklich darstellt, welches es doch nicht war, da offenbar die ersten Christen, durch ihre Kämpfe mit den Heiden, ein sehr finsteres und trauriges Leben, im Verhältnifs zu dem der Heiden, führen mufsten. Er hätte ihre Freuden nur innerlich und beschaulich schildern müssen, nicht sie über ihr ganzes Leben verbreiten sollen. Er sagte hierauf: „Es habe unter den ersten Christen dieselbe Heiter-

keit geherrscht, wie bei den Germanen, mitten in ihren Kämpfen auf Leben und Tod wider die Römer, unbeschadet ihres rauhen winterlichen Himmels. Hierin zeige sich grade die Kraft des versöhnungsreichen Sinnes des Guten, welcher Leben und Geist, auf blutigen Sieg wider die Sünde, weihe.“ Solche Ideen gehören zum Enthusiasmus, und bestehen nicht vor dem ruhigen Richterspruch der abwägenden Vernunft.

Sehr fanatisch ist, was der Verf. V. 330-387 von den Juden sagt, worüber wir seine Meinung bereits kennen. Immer habe ich ihn als erbitterten Gegner der Juden gefunden. Er muss daher wohl einmahl von einem dieser Nation hinter das Licht geführt seyn. Dies muss aber einen Dichter oder Philosophen nicht vermögen, gegen einen ganzen Theil der Menschheit ungerecht zu seyn. Er sagte mir einmahl rühmend vom Tacitus, dieser grosse Mann habe Deutsche und Juden recht aus dem Grunde gekannt. Unsere jetzigen Juden seyen alle Pharisäer. Sie glaubten durch Gebräuche, die Welt zum Geschenk von ihrem Jehova noch zu erhalten, und sähen schon jetzt die Güter der Unreinen als ihr vorenthaltenes Eigenthum an, dessen Genuss sie, durch ein auf Erwer-

bung durch Tausch und Handel provisorisch gegründetes Recht, so lange mit List und Assecuranz in ihrem Verkehr zu handhaben sich berufen glaubten, bis ihnen der Messias das unsre, als bereits an Abraham verheifsenes Eigenthum seines Stammes, übergebe. Ich führte ihm dagegen an, dafs die aufgeklärten Juden nicht mehr an diese Versprechungen, und an den noch kommenden Judenmessias glaubten, und empfahl ihm die Ewaldsche Schrift: „Ideen über die nöthige Organisation der Israeliten in christlichen Staaten," welche nichts als Humanität athmet, und die Aufnahme derselben, zu allen Staatsbürgerrechten und Staatswürden, verlangt. Der Verf. sagte darauf: „Lesen Sie mit über diese Schrift die Schlufsverse der dritten Satire." Ohne Zweifel haben die Rühs- und Friesschen Schriften den Verf. gegen die Israeliten eingenommen, indefs beweisen die meisten Regierungen Deutschlands, aufser den freien Städten, dafs sie Herrn Ewalds Meinung sind, welcher auch schon einmahl den Adel gelehrt hat, seine Rechte aufzugeben, ehe die Revolution ihn dazu zwinge.

In V. 347 - 353, und 365-369 wird der Fall Roms durch die Deutschen, im voraus angedeutet, wie die Ver-

Verbesserung der Kirche, durch die Aufnahme der deutschen Völker in dieselbe. Uebrigens sehen wir nicht ein, wie der Verf. die offenbare Verschlimmerung, Vermehrung des Aberglaubens und despotische Hierarchie, welche durch diesen Wechsel in die Kirche trat, eine Verbesserung nennen kann? Die Kirche hatte sich freilich, um die Zeit der Völkerwanderung, sehr verschlimmert, wurde aber keineswegs, durch den Uebergang der eingewanderten Völker, zu einer inneren Reinigung gebracht. Der Verf. behauptet indefs, die Zeit der Bekehrung der Deutschen in den eroberten Abendländern, sey für die Katholische Kirche eine erneuerte Schule des ersten Christenthums geworden. Nur die Bereitwilligkeit, womit die deutschen Stämme dem Christenthum entgegengekommen wären, hätte den Bischöfen, namentlich dem römischen, den Sieg zu sehr erleichtert, so dafs hierauf die Verkettung des deutschen Sinns an den römischen Stuhl zu schnell habe folgen können. Es ist offenbar, dafs die Reformation erst, die durch den römischen Stuhl verunstaltete Kirche, in integrum restituirte. Dies giebt der Verf. auch zu, und sagt, er sey ja grade diesem Gange in den 8 Satiren kunstlos nachgefolgt, in welchem sich geschichtgemäs das Göttliche von dem Ungöttlichen

lichen in den Zeiten hinlänglich unterscheide.

Sehr sonderbar nennt der Verf. V. 585 die Gemahlinn des erobernden Teut, die neue Form, „Felicitas.“ Er will wahrscheinlich hierdurch andeuten, dafs der deutsche Volksgeist, aus den Formen des eroberten Landes, wie das Christenthum, so auch die weltliche Gewalt, nach und nach mit dem Glück der Waffen, angenommen habe. Er bleibt auch bei dem schon im ersten Bande vorkommenden Mythus stehn, dafs diese Vermählung Teuts, ohne Genehmigung Hertha's, [illegible] der Stammidee, vorgenommen [illegible]. Wie gesagt, nimmt sich aber die Geschichte, im Munde des Apostel Johannes, weit milder aus, als in der früheren Kunde in der Rede der Hertha, welche, als Heidinn, auch den Uebergang zum Christenthum, mifsbilligte.

Was werden aber unsere Leser zu der Erzählung von V. 402 - 420 sagen, wo der Verf. die deutschen Heldengedichte des Mittelalters, und die Sagen der Edda, auf seinen Volksgeist und dessen Angehörige, anwendet, aus Siegfried den deutschen Volkssinn macht, und den Drachen

Fafl-

Faffner mit seinem Goldhort, auf Rom und dessen Eroberung, anwendet? Er behauptet ganz kecklich: „Die Zeit des Sturzes des römischen Reichs sey der Beginn der deutschen Tragödie, wie der Stars Troja's, der der griechischen gewesen sey, und die deutsche Sage, von welcher das Nibelungen-Lied einen Theil ausmache, stellte die Auftritte der Rache des entzweiten Heldengeschlechts, über die unheilbringenden Schätze der eroberten Weltstadt, dar. Die Eddaischen Erzählungen vom Sigurd, wären tiefer und klarer, als das Nibelungenlied. Es sey, durch das im Hause Teuts um Roms Beute entstandene Familienkreuz, das wahre Kreuz in das Volk eingegangen, und diese Idee habe er, in der versöhnenden Wanderung des jugendlichen deutschen Sinnes nach Rom, dargestellt. Das Nibelungenlied werde nie die Stelle eines deutschen Homers ausfüllen, es sey darin die wahre Sage zu sehr entstellt, aus der Ursache, weil es ein Mönch geschrieben, welcher, gutmüthig genug, die edle Sage habe retten wollen, jedoch ihr durchaus ein deutsch-christliches Mäntelchen, vor der Zeit, umzuhängen für nöthig geachtet habe. Daher sey dem christlichen Hof von Burgund, der heidnische des Etzel entgegengesetzt, durch welchen die Helden gefallen. Aecht sey

es,

es, dafs Siegfried das Zeichen des Kreuzes, von der Hand seiner Gattin gewebt, auf der verwundbaren Stelle seines Leibes getragen; denn diese müfste Christinn seyn, indefs er selbst müsse noch Heide, bis an seinen Tod, bleiben, wie überhaupt die ganze Rache unter heidnischen Helden dargestellt bleiben müsse. Ein grofser Mangel am Nibelungenliede sey auch, dafs die ganze Idee, von dem am Drachenschatz haftenden Unheil, verwischt worden, welche viel deutlicher aus den nordischen Sagen spreche. Der gute Nibelungsänger habe aber eine heidnische Sage dadurch adeln, dadurch die Ehre kräftiger Helden retten zu müssen geglaubt, dafs er vier Jahrhunderte vermengte, und seine Braven, als Christen gegen die Heiden, im gräfslichen Todeskampf fallen liefs. Die ganze Darstellung sey mehr einfältig als einfach, und der wahren poetischen Schönheiten wären zu wenige darin, als dafs dieses Gedicht im Volk hätte fortgängig bleiben, und dasselbe bilden können, auch die Wahrheit zu wenig darin an die Idee gefesselt. Lobenswürdig sey indefs das Bestreben neuerer Zeit, durch Sammlung der Denkmale unserer Vorfahren, die Gegenwart des Mittelalters aufzuhellen, welche viel zu wenig auf unsere jetzige Zeit eingewirkt habe, durch die

Obscu-

Obscurität, in der man sie wirklich gewaltsam gehalten. — Uebrigens sey es wohl ausgemacht, dafs die ächte deutsche Heldensage aus den ersten Zeiten der Völkerwanderung, welcher Carl der Grofse die erste Aufmerksamkeit wieder geschenkt, sich noch finden werde, und dann werde man den Ursprung der romantischen Poesie, wie die Schwächen der Reste, welche in dem späteren Nibelungenliede ausgedrückt wären, vollkommen einsehen." — Hieraus sieht man, dafs der Verf. mit Gewalt manches in den Cyclus seines Epos hereinzieht, welches nicht dafür paßt. Die Geschichte überliefert keine solche tragische Begebenheiten, von der Zeit der Eroberung Italiens, in den Häusern deutscher Fürsten. Ermordungen entstellen alle früheren Geschichten der Völker, indefs ein solches Blutbad, wie im Nibelungenlied enthalten, und solche Rachzüge, wie die nordische Sage enthält, sind uns in der Geschichte nicht überliefert. Wir können uns also mit dem Poetischen, wie es die Sage giebt, als solches, begnügen, und haben deshalb keine Umänderung dieser Poesieen von nöthen. Ohnerachtet ich kein Freund der modernen Mittelälterer bin, theile ich doch, mit Göttling und Zeune, die Ueberzeugung, dafs das Nibelungenlied poetischer und älter, als

die isländische Edda sey, daher die Widerlegung jenes aus dieser wegfällt. Dies widerspricht nun der Verf. zwar nicht, behauptet aber, dafs die zum Grunde liegende Sage eine heidnische sey, und mit dem Vorschreiten des Christenthums immer weiter nach Norden zurückgedrängt worden, daher sie der äufserste Norden, trotz dem späteren Niederschreiben, treuer bewahrt habe, als der Süden, welcher sie mit christlichen Ansichten entstellt. Zuerst sey sie im Nibelungenliede dadurch gemildert, dafs die Streiter als Christen erschienen, aus Sigurd, schon Siegfried (der Sieg des christlichen Sinnes) geworden, dessen Falles Rache die christliche Chriemhild übernommen, und mit Heiden ausgeführt, bis endlich im Ariosto alles Tragische sich verwischt, und die alte Sage ein völlig schicksalloses lustiges Gewand angenommen habe. Alle Anwendung der Historie sey daher auf den Rest der bis jezt gefundenen deutschen Heldensagen des Mittelalters unnütz, da bereits die Willkühr ihre erste Hand daran gelegt habe.“ Ich will durchaus nicht die unbedingten Schönheiten des Nibelungenliedes vertheidigen, glaube aber, dafs demselben doch eher Geschichte zum Grunde liegt, als der isländischen Sage, wie auch Göttling gezeigt. Dafs der alte Dichter des Verf. Siegfried

fried nicht gekannt, ist ihm nicht zu verdenken.

Aus V. 425 scheint hervorzugehen, dafs auch Felicitas heimliche Christin war, aber noch nicht bei dem alten Teut damit herausrücken wollte, daher ihn beredete, den Siegfried nach Rom zu senden, und zwar um die Herrschaft der römischen Form, durch den christlich gewordenen Sinn, völlig zu begründen.

V. 439-441 hält Siegfried den Gekreuzigten für einen im Freiheitskampfe gefangenen, und also bestraften Deutschen; wieder eine Anspielung auf die volksgemäfse Annahme des christlichen Glaubens.

In der Rede des Apostel Johannes an den deutschen Sinn, von V. 445-485. ist die ganze früher erwähnte Ansicht des Christenthums für die Deutschen, dargestellt, wodurch Siegfried zum Glauben soll bewegt worden seyn, und somit, nach der bereits erwähnten Sage, der Körper, als das schwächste Erbe des Menschen, zum Tempel Gottes geweiht wird, wie wir diese materialistisch lutherische Idee im Abendmahl, als Nahrung des Leibes mit himmlischer

lieber Kraft zu Wort und That, bereits ausgesprochen gefunden haben. Die Darstellung des Christenthums, als Weihe des Lebens und Geistes, zur Selbsthülfe des Willens, vom Staube bis zur höchsten Kraft, soll den deutschen Sinn am mächtigsten, in seiner alten Erinnerung ergriffen haben, um sich dem Christenthum hinzugeben. Indessen kann ich nicht unbemerkt lassen, dafs wohl kein zum Christenthum bekehrter Deutscher, um jene Zeit, die Bibel mag zu Gesichte bekommen haben, und dafs die Bekehrung, mehr der Klugheit und höheren Bildung der römischen Geistlichkeit, als den Einsichten und Ueberzeugungen der rohen Barbaren, zugeschrieben werden mag.

Von V. 487 - 564 geht die Schilderung des ersten Begriffs einer deutschen Kirche, welche viel mehr liberum arbitrium enthält, als die römische Kirche den Neubekehrten zugestehen konnte. Der Sinn nimmt darin das Christenthum noch so nah an der alten heidnischen Mythe auf, dafs er die Taufe ein Bad in dem Borne unter der Esche Ychdrasyl nennt, worin Odin sein rechtes Auge zum Unterpfand niedergelegt hatte. Auch nimmt er für den freien

Wil-

Willen einen so grofsen Raum, dafs für die Gnade nicht viel übrig bleibt. Wir sehen aber ein, dafs der Verf. die Bekehrung des deutschen Sinns so darstellt, um die katholische Kirche als eine Abweichung, sowohl vom innern Christenthum, als vom deutschen Sinn darstellen zu können, wie es denn auch in der zweiten Satire geschieht, und dann die Reformation, als Selbsthülfe des deutschen Sinnes, nachzubringen. Dem Poeten kann man dies hingehen lassen, der Historiker wird aber finden, dafs die Deutschen die römische Kirche so nahmen, wie sie dieselbe fanden. Denn selbst die kurze Zeit des Arrianismus der Gothen war reine Ueberlieferung, in welcher sie die Sündhaftigkeit der arrianischen Ketzerei nicht zu unterscheiden fähig waren.

Nach dem Schlufs des Briefes Siegfrieds, äufsert der Verf., dafs der Volksgeist zweifelhaft über die Wahrheit der christlichen Religion, die fremde Form aber günstig dafür gestimmt gewesen; das soll wohl heifsen, dafs die in ihrer neuen Gewalt sich fühlenden, neugeformten Staaten, wie Frankreich, Spanien u. s. w., mehr Interesse an der Aufnahme des Christenthums gefunden hätten, als das innere

Deutschland, welches freilich sich erst später bekehrte; jedoch sendet Felicitas schon mehrere Kinder des deutschen Mütterlandes, zur Einweihung in den neuen Glauben, dem Siegfried nach Rom. Der deutsche Sinn scheint nun, vom Vaterlande getrennt, seinen Sitz zu Rom für beständig aufgeschlagen zu haben, welches die Mutter veranlafste.

II.

Der Dom.

„Wohl belehret hat dich der Geist.“ So redete traulich
An den Jüngling, fassend die Hand, der Erste der Priester
Roms, und leitete dann auf Stufen des Chores hinab ihn,
Schmeichelnd, in unterirdischen Bau, mit hellenden Kerzen
Rings beleuchtet, und redete dann: „Wohl bist du Geheimnifs
Werth zu empfangen, belehret bereits, und gebauet von neuem
Durch die Gnade des Herrn. Sieh rings in den Hallen die Gründung
Köstlicher Gräber. Es ruhn der heiligen Helden Gebeine
Drin, des Tempels herrliches Erbe; Christen der ersten
Röthe des Lichts, als noch die Nacht verfolgte den Aufgang,

Wohlgeprüfet im eisernen Kampf. Hier schöpfen wir Weisheit;
Hier empfangen wir Wunder, und Kraft, und Heiligung. Hier denn
Nimm auch du die tiefere Kunde. Wisse, des Irrthums
Voll ist jegliches Herz. Deins, wie auch hoher Belehrung
Durstig, oder gestillt gar, kennt noch unseren Brautschatz
Nicht, empfangen vom Herrn, dem Bräutigam hoffender Kirche.
Hüte dich Stolz zu gründen zugleich mit zufriedener Einsicht.
Wenig sahen wie du; doch wer am tiefsten geschaut hat,
Pfleget das Auge zu schnell zurück in sich selber zu wenden,
Eingebild'et sich nun, des Gesehenen kundigen Meister,
Achtend, der Gnade sodann verlustig bleibend auf immer.
Hüte dein frommes Gemüth zu stürzen in nichtigen Irrthum.

Erb-

Erbschaft haben nur wir, des Heiligen Erben und Hüter,
Brautschatz wir der Kirche zu theilen, Priester der Priester,
Uns gekommen von Hand zu Hand durch die Gnade des Geistes.
Wir nur erbten das Salz, des Herrn allwürzenden Lehrsatz,
Brautschatz wir, des himmlischen Reichthums köstlichen Goldstaub.
Hier betrachte die Tiefe der Kirche; Träger des Morgens,
Her aus des Morgens Thoren gekommen, nieder gen Abend
Tragend die Kunde des Herrn, und unsere reichen Geschenke,
Deren Gott sein Erbe gewürdiget, als sie mit Martyr-
Tode geweiht die Pforte des Bundes; Schätze der Erde
Und des Himmels zugleich, vollauf in unserer Hand jezt.
Droben sahst du die Bilder gestellt in die Säulen des Marmors,

Strahlend die Kelche von Gold, und des funkelnden Edelgesteines
Pracht am Sternengewand der Jungfrau, zierlichen Goldring
Kränzend die Scheitel des göttlichen Kindes, prangen im Siegsschmuck
Heilige, welche vordem grausamer Höllengewaltthat
Beugten den Nacken, anizt Fürsprecher frommer Gebete,
Helfend hinan zum Heile dem Volk. Doch was du zu Staube
Findest hier unten verwest, das hast du oben im Glanzlicht
Angeschauet im Tempel, gekrönt durch himmlische Wohlthat.
Blick' uns an, Fremdling, uns gab dies Erbe der Himmel,
Weihe des Lichts, der Folge bestimmt gnadleuchtender Hirten,
Diese zu heben vom Staub' in die Kirche. Einen vor allen,
Uns demüthigen Knecht der Knechte, würdigte ruhmlos,

Sei-

Seiner höchsten Gaben der Himmel. Goldene Schlüssel,
Aufzuschliefsen und zu, selbst Heiligen, Pforten des Lebens,
Gab er durch Peter, den Felsen der unbezwinglichen Kirche,
Uns. Wir tragen damit Fluch so als Weihe dem Erdkreis.
Der dich lehrte, wies dir den Eingang; aber die Thüre,
Welche vom Heiligthum, dem gestatteten, höher hinaufführt,
Diese vermag nur Gnade zu öffnen, diese zu schliefsen
Göttliche Kraft in unserer Hand, vom ewigen Meister
In die Schlüssel gebannt, des Eingangs eines Bedingnifs.
Siehe daher am Orte, wo Licht den inneren Chorrund
Ausgiefst ewig das flammende Lämpchen, unseren Thronsitz,
Mit der Zierde der goldenen Schlüssel. Aber dabei noch

Erbten wir andere Zierde der Hand, des heiligen Fischers
Ring, und den goldenen Stab, die gläubigen Heerden zu weiden;
Beide, der Stab und das Siegel, der Lämmer Zeichen und Führung.
Unter uns siehe geordnet die Hirten alle, der Schaaren
Tausende, jeden bereit, die durstenden Seelen zu tränken,
Und der Gesundheit Salz dem Bach und der Weide zu mischen.
Alle bemüht, dies Erbe zu wahren, Gaben des Heilands.
Und es segnete Gott die anvertrauete Weide.
Sieh' uns herrschen aus einfacher Herrlichkeit über die Herzen,
Und umwogt von der Menge Gesang; ihn horch', aus dem Innern
Vorgeschaffen von uns, im Wiederhalle sich neigen
Unserem Ohr, den Tausch und Empfang der Worte des Geistes,

Welche wir weihen, und geben, und hören, dienend dem frommen
Christengebet, dem Opfer des Lobs erlöseter Herzen.
Billig wirst du es achten anizt, dafs uns, dem Bewahrer
Himmlischen Lehns und göttlichen Erbes, nieder der Richter
Leg' auf den Stuhl das Schwerdt und die Wage, nieder die Krone
Und das Scepter der Fürst der Völker. Wie auch Geheimnifs
Noch die Schätze verhüllt in diesen unteren Hallen,
Jezt schon weis' ich sie dir, verborgen dem Auge des Volkes.
Denn dir gebühret vor allen dem Volk die Augen zu öffnen,
Leben und Geist, und Geschick, ein Lehn zu achten vom Himmel.
Unser geliebter Sohn, gemahnt dich, dankbar zu bringen
Unseren Schlüsseln den Preis, dein Herr, und die Ehre, so kniee

Nie-

Nieder vor uns in den Staub, und beuge den Nacken, Sicamber,
Zünde des Vaters Götzen, und sühne, was er gesengt einst,
Uns aus. Gieb dich dem Hirten, der Erbe geworden des höchsten
Reichs. Dem Gebenden kann er zu Lehn, ihn selbst, und das Unsre,
Geben. Wer alles opfert, dem hat sich der Himmel geopfert;
Können wir dem doch, mit Allem, des All'n Hingabe vergelten."
Siegfried hatte dies Wort. Wohl blickt er schweigend das Bild an
Mild abschauend vom Kreuz, wie auch im Tode gebrochen,
Auch hier unten den Gräbern gesellt; als wollt er es fragen,
Ob gesprochen der Priester Erster, Worte des Heilands?
Da ergriff ihm die Hand der Oberhirt. „Ich versuchte,"
Sprach er, „Geheimnifs zu öffnen dem schwacherleuchteten Blicke

In

In' des unteren Erbes Umdunkelung.
Komm', und beschaue,
Eh' du die Ehren uns bringst, in unserem oberen Lichte,
Unseren klareren Glanz, dein Auge, der Tiefe Beschauung,
Abzustärken. Noch ist dir's zu schwer, uns hier zu begreifen."
Drauf entführt' er ihn wieder zum Glanz der oberen Hallen,
Nehmend des Meßkleid's prunkenden Schmuck, und auf des Altares
Stufen tretend vor Heerden und Hirten.
Sieg und Betäubung
Blendeten her aus Blick und Gewand; auch schatteten Strahlen,
Sinkend von oben herab in des Marmors spiegelndes Glanzlicht,
Goldes und Silbers Lichtgeflimmer, heiliger Bilder
Seidenes Farbengemisch, und der Edelsteine Gefunkel,
Siegfrieds samt blauflammenden Blick. So hört' er, den Vater

Alle

Alle nannten, umgeben vom Hort stabführender Hirten,
Ueben das Wort in der Sprache der Weltstadt. Singend empfing er
Bald der Gemeinde Gruſs, Anbetung bald, und Geheimniſs
Löset er, weisend an sich Schauzeichen, welche des Heilands
Wort und That, und Geschick und Auferstehen vom Grabe,
Kündeten, so aus Gewand, Gebehrd', und Worten entbunden.
Dann erblickt' er, nach hoher Verkündigung, wie sich der Gnade
Nahen dürfe, versöhnet, der Mensch, ihn dienend den Hirten,
Dienend dem Volk, dann wieder erhöht ihn, Seegen verspenden.
Um ihn kreist' ein feyrendes Heer geschäftiger Priester,
Knechte des Knechtes der Knechte. Sie schied von der Menge des Volkes,
Dienende Jugend, und dann des Chors absondernder Aufgang.

Alles

Alles diente dem Herrn', und gab die Ehre dem Hirten,
Der in des Vaters Namen geboth, und beugte die Kniee.
Da auch beugte sich nieder der Jüngling, und er gelobte,
Ehre zu geben und Folge, dem Lehnsherrn ewiger Herrschaft.
Als nun gegangen das Volk war, nahte dem knieenden Siegfried
Wieder der Oberhirt, und sprach: „Dich haben wir Jugend!
Denn die Kniee beugtest du uns, dem Hüter der Hirten.
Doch bevor du empfängst das Vollmaaß segnender Gnade,
Lerne noch manches. Du wirst dann nicht eitel achten verschwendet
Leib und Seele, mit Gott den Bau des Domes empfangen.
Glaube mir nicht, Jüngling, daß sich der Himmel dem Volke
Gnädig erweis' ohn' unser Gelübd', ohn' unsere Sühnung.

Gna-

Gnade gab uns die Gnade. Den Sünden, so wir vergeben,
Ist vergeben oben und hier; die, so wir verdammen,
Sind an die ewige Strafe gebannt, von Himmel und Erden
Ausgestoßen. Es trügt die göttliche Gabe der Schlüssel
Nicht. Ihr öffnet der Himmel sich, ihr die Pforte der Hölle.
Siehe, du hörtest bereits von des Stabs bewunderter Wirkung,
Welchen Moses geführt, dem Felsen Quellen eröffnend,
Weisend zurück die Wogen des Meeres. Stärker ist unsrer,
Dem der Satan erbebt. Er schützt die weidenden Heerden,
Hemmend der Wölfe Begier, und schwächeblaurender Füchse.
Gierige Feinde lauren dem Klang stillweidender Heerden
Hinterlistig, und mächtig bei Tag und Nacht. Doch es kennen

Wir

Wir und die Hirten sie gleich; wie auch unkundig das Schäflein
Oftmals die schmeichelnde Schlange verkennt. Sie aber gewahret
Bald das Nahen des Stabes, und flieht von dem goldenen Helfer.
Wir nur schützen und hüten. Nicht könnte der hülflose Mensch dies.
Wie du fürchtetest, wie du verbrächst, wie Qualen dir kämen,
Zeig' es uns an. Wir führen der Mittel heilende Wohlthat.
Sey entnommen fortan mühselig drängenden Sorgen.
Gieb zu tragen dein Kreuz den Hirten. Diese vertreten
Sorgen der Heerden, vor Gott, und Geschick. Sie tragen der Sühnung
Schwierige Last. Du weide des Friedens grüne Gefilde.
Sieh, ein anderer nimmt der Gefahren schwierige Bürd' auf.
Sieh, ein Stärkerer träget denn du. Du gebe dich gläubig

Dem, der schützend den Weidenden nährt.
Der eigenen Tugend
Gröſseste bleibt, der Gnade zu leben, willig zu geben
Jedem Hirten, im Namen des höchsten Hirten, Gehorsam.
Dann bekümmre dich ängstlich nicht mehr um eigener Werke
Herrischen Trotz, als wollest du so den Himmel erzwingen.
Sey nicht Held ohn' unsere Heiligung. Was wir entziehen,
Weigert dir zürnend oben der Herr. Mehr hilft dir die Gnade
Aus der geweiheten Hand, als deines Schwertes Bemühen,
Leichter Zunge Gewalt, und kühnen Geistes Erringen.
Stütze nicht stolz auf dich der Tugend nichtigen Anspruch.
Irre nicht auſser den Gränzen des Stabes.
Was er gewähret,
Sey dir genug. Er schlage den Feind dir, gieb ihm die Ehre.

Wie

Wie sich stellte der Herr, der Opfer höchstes, inmitten
Zwischen Vater und Welt, so steht die Folge der Hirten,
Fürder zwischen dem Himmel und dir. Drum wolle nicht selber
Kraft und Weihe dir geben. Nur uns ist Opfer und Gnade.
Siehe, wir weihen dein Leben. Der Menschheit sündigen Antheil
Strömet das Wasser hinweg, von uns dem Kinde geträufelt.
Kraft giebt Brod, getheilet von uns. Die Weihe des Geistes
Nähre der Wein. Dein sey des Halmes stärkende Weide.
Weihe geben wir jeglichem Band der Erd' und des Himmels,
Ehe dem Mann mit dem Weibe, dem Hirten mit der Gemeinschaft
Höheren Lichts, durch die Gabe des Geists, der Hände Berührung;
So dem Jüngling Gleuben und Treu, die Weise der Lämmer,

Eintritt zu dem Hause des Herrn; dir, wo dich des Leibes
Und unbändigen Herzens Vergehn zu sündigen antrieb,
Wo du reuiger Buse dich giebst, der Sünde Versöhnung.
Denn die Schlüssel vermögen's. Es ist, dich zu lösen, die Macht uns.
Pforten des Zornes schliefsen wir zu, die Pforten der Liebe
Thuen wir auf. Nicht magst du entgehn in Trotz und Verachtung,
Irrend und Böses wollend. Uns ist die Macht und das Mittel.
Siehe, nicht mit dem Tod' entwichest du. Nahet die Seele
Doch dem Geber der Gaben an uns. Dir werden wir salben
Noch das sterbende Haupt, und benetzen mit heiligem Oehles
Tropfen die peingequäleten Schläfen; Angstschweifs lieb'voll
Salben hinweg, und das Siegel dir drücken himmlischen Eingangs.

Sie-

Siehe geweihet dein Leben. Dafür nicht wirst du verachten,
Selbst dich zu geben in unsere Macht, in die Gnade des Helfers.
Auf, vollbringe, du kennest es nun, dein volles Gelöbniss.
Da entriss der Scheide sein Schwerdt Siegfried, und verletzte,
In der Linken es fassend, den Arm, den rechten. Es strömte
Blut hervor; drin netzt' er den Finger, nahte des Bischofs
Stuhl, und schrieb tief unter die Schüssel blutig den Namen.
Segnend weiht' ihn darauf der Oberpriester, gewährend
Lehn zu tragen hinfort vom Himmel, Leben und Schicksal,
Treu' empfehlend zu halten, Gehorsam, Pflicht der Vasallen,
Gegen des Lehnsherrn heiligen Stuhl, den Erben des Sohnes.
Dann erhob Siegfried sich wieder, bittend vom Bischof

Eines; bauen zu dürfen, nach innerem Mahnen, des Domes
Feyergewölb, darin er sammeln mögte den Vater,
Und die Schwestern darin, zu Gott die versöhnete Heimath.
Dies bewilligte gern der Bischof. Freudig erglühte
Siegfried, rufend die Meister herbei, und Gewühl der Gesellen.
Steine brachen sie, kräftigen Arms, aus den Schachten der Berghöhn
Marmor, meisselnd mit vielerlei Kunst, und glättender Arbeit,
Stämm', und Knospen, und Blüthen, und Thierwelt, zart aus des rauhen
Blockes Korn. Dann eilten den Riesenwald sie zu thürmen,
Marmornen, Steine zu flechten in zierlicher Bögen Verschlingung,
Schattige Lauben in schwindelnde Hoh' zu erheben, des Baumstamms
Riesenpfeiler oben in luftige Blätter und Kränze

Kühn

Kühn zu lösen, und zierlich erhob dann neben einander,
Reihweis, riesige Schattengewölbe, des göttlichen Haines
Ewiger Stamm. Drin schauert' es lind in gebrochenen Schatten,
Flammend fielen umher der Fenster blumige Lichter.
Und sie erhoben darauf die Stufen im inneren Grunde,
Sondernd ein Heiliges ab, vom Volk zum Altare sich hebend;
Drauf den Altar und das Kreuz, Schauzeichen, prangende Bilder
Reihten sie, gründend umher der Hirten prangende Sitze;
Oben des Oberhirten vergoldeten Stuhl; und es legte
Siegfried dann den Thürmen den Grund, gewaltigen. Einen
Wollt er für sich erbauen; der Schwester Hulda den andern,
Und es sollte die Kuppel der Schwester Freya geweiht seyn;

Herrlich das Ganze dem Vater der Väter. Aber der Bischof
Hemmte des anderen Thurms nachsteigende Höh', und begann drauf,
Ein in den Stuhl sich setzend, zu weihn den Altar und des Domes
Neue Gemeinde, die schon sich mehrenden Pilger der Heimath.
Und er sprach: „Nicht wolle dir selbst und den Schwestern errichten,
Neben dem Heiligen, prangende Thürme; den du erbaut hast,
Bautest du uns, in geziemender Höh'. Nicht zieret der Erde
Ehr' und Zierde vor Gott. Da, nimm anizt die Geschenke,
Welche dir giebt die göttliche Huld, nach unserem Auftrag.
Und er kehrte mit Gaben der Oberhirt. Es empfing sie
Freudig Siegfried, setzend der Urnen gerundete Muscheln,
Mit geweihetem Bach, in des Eingangs prächtige Wölbung;

Hän-

Hängend der silbernen Lampe Geflimmer, wie lieblichen Mondschein,
Auf in der Laube des Chors; und, wie Sternenlichter, die Leuchter
Sezt er umher auf den hohen Altar, geweihet vom Bischof.
„Sehet," rief er dann froh: „Es ist die ganze Natur nun
Eingegangen zum Herrn, ihn preist der Mond und die Sterne,
Götzen vordem, ihm wölbt sich des Eichwalds schauriger Schatten."
„Siehe, die Sonne noch fehlt dir," entgegnet der mächtige Bischof;
„Diese nun trag' ich, ein Bild, ein Höchstes dir, in den Dom ein."
Und er enthüllt' das geründete Brod, den geweiheten Leib dann,
Strahlenumgeben von Gold und Demant, und sezte das Höchste,
Prangend und sternenumglänzt, auf die mittelste Höh' des Altares;
Und er sank mit dem Volke betend hin vor dem Höchsten.

Darauf nahm er das Wort; und sagte den dienenden Priestern,
Siegfried, so es, und der Versammlung. „Sehet, gegründet
Stehet der Dom, zum Preise des Herrn. Doch glaubet beendigt
Nicht, und geschlossen, den ewigen Bau; es bauet der Herr selbst
Immer im Innern. So geziemet auch uns in dem Heil'gen
Fürder zu bau'n. War's Sitte vordem doch, da sich des Geistes
Gabe noch nicht gesammelt in einen Träger des ganzen
Himmlischen Lehns, zu befragen der Hirten volle Versammlung,
Wenn sich der schwankende Glaube getrennt; damit aus des Geistes
Reinen Empfang, sich allen, der irrelösende Faden
Finden mög'. Nun ist er allein in unseren Händen.
Aber wir theilen ihn gern mit allen, welche des Geistes

Hei-

Heilige Weihen empfingen, und stehn an unserer Seite.
Doch es ziemet solcherlei Theilung, keinem der Spannjoch
Duldet, und theilet das Erdengeschick zwiertragender Menschen,
Doppelgespann am Pfluge der widerspenstigen Feldflur.
Frei zerreiss' er die Zwei der Erd', und sammle das Leben
Einfach, helfend allein im Geist an unseren Faden.
Weiblos sey er dem Dienste bereit, mühseligem Schicksal
Ganz entnommen; ihn fesle des Fadens mahnende Richtschnur
Nur an uns, und den Dienst der zwiergetheileten Heerde.
Kräftig also nur werd' er, mit uns sein Erbe zu theilen.
Dann unnöthig acht' ich das Mahl, wo gleich sich ein jeder,
Priester gesellet mit Volk, des Brodes Leib, und des Weines Kelch,

Kelch, austheilet gemischt. Unwerth ist solches Gedächtnifs
Selber dem Herrn. Uns gab die Kraft Meſsopfer zu theilen
Gott, den gebrochenen Leib dem Volk, die Geister des Weines
An den Hirten, des Geistes Bräutigam, ist er ein Freier.
Dann ist werth er erfunden, die Braut allein zu empfangen,
Theilend nicht mehr mit dem Pöbel des Geistes schöne Vermählung.
Nur des neuen Bundes Getrauete netzen die Lippen
Mit dem Kelche des Bundes, dem Blute, dessen er voll ist.
So auch möge das Volk nicht thöricht nahen dem Höchsten,
Thörigtes bittend. Es wähle die unteren Bitter zunächst sich,
Welche, bevor sie zum Himmel gelangt, die Bitte vernehmen.
Aber vor allen weiset sich mild dem Volke die Jungfrau;

Nach-

Nachsicht trägt im weiblichen Herzen keine wie diese,
Bringend des Volkes Bitten dem Sohn. Sie flehe des Herzens
Innerstes an, die gnadenreiche, sie um Erbarmung.
Feyre daher der Himmlischen Reinigung und Verklärung,
Dankend das Volk mit uns. Dann aber acht' es der andern
Bitter bei Gott nicht minder, der Heiligen Schaar und Apostel.
Alle seyen des Volks Fürsprecher frommer Gebete.
Ihnen werde geweiht der Kirchen wachsende Menge,
Häuslein am Feld und am Weg, zu jedes Geschäftes Erinn'rung.
Dann beziehe das Volk in langen Reihen die Wege;
Priester tragen das Kreuz voraus, und die Zeichen des Heiles,
Führend das Heiligste wieder hinaus zu Golgatha's Höhen,

Jedem

Jedem Heil'gen am Weg die dankbaren Ehren bezeugend.
Aber weihen dann mögen der Schäflein andre das Leben,
Hingeopfert dem Volke zum Heil, zu Buſs und Gebete.
Einsam, weiblos mögen sie leben, hoch im Gebirge,
Oder am rauschenden Strom, gebunden an mühsame Regel.
Pflicht ist's frommer Gemeind', des Beters Erbe zu stiften;
Burgen, und Heerd', und reichliches Mahl, den sorgenden Sprechern,
Deren bedarf ein sprachloses Volk. Hoch rage der Bau auf,
Wohlgegründet auf reichlich in Früchten prangendem Acker.
Gebe, wer hat, sein zehentes Theil den kundigen Betern.
Denn gedoppelt giebt es zurück der lohnende Himmel.
Ruhig mögen sie leben, die Frommen, Diener der Hirten,

Gunst empfangen der Fürsten, und Gunst
der frommen Gemeinden;
Vielerlei Reinigung üben am Fleisch, die-
weil der Verfolgung
Rauhe Gewalt nachliefs, der Speis und des
Tranks sich enthalten,
Geisseln den Leib, verletzen den Fufs in
mühsamer Wandrung;
Doch dem Wanderer selbst, ein gastliches
Dach, und des Segens
Vollestes Maafs darbietend, im Sitz ruh-
ledigen Friedens.
Aber auch Jungfraun sey es vergönnt, den
Weg des Gelübdes
Frommer Gebete zu gehen im Kloster.
Weihe dem Herrn sich
Keusch und heilig, ein weibliches Herz,
im Schleier der Unschuld.
Theilen wird gnädiglich, weiblicher Ohn-
macht, Stärke der Himmel,
Schutz und Schirm ihr wider Gewalt,
dafs schützen sie selber,
Schwach, das Gewaltigste könne, gebannt
in frommen Gehorsam.

So erbaue das Volk sich, von diesen umgeben, unkundig
Selbst der Sprach' und des Weges, worauf man zum Himmel emporsteigt.
Hoch gesegnet bleibe die Rede Latium's. Möge
Dringen sie, gern vernommen vom Himmel, in jegliche Völker.
Sie bewahre der Hirt, sie sey ein höher Geheimniſs,
Wo in anderen Zungen das Volk sein irdisches Werk übt.
Möge der kundige Hirt, getrennt durch unsere Weihen,
Zeichnen das Haupt, und den Ort, wo die Hand des höheren Hirten
Theilte die bräutliche Gabe des Geistes, reinigend jenen
Von des Haarschmucks störriger Fülle. Strahlendem Lichte
Bleibe der Tempel der Scheitel geöffnet unseren Händen.
Also trenne sich Kundiges ab von unkundigem Volke,

Wie

Wie der Chor das Heilige trennt, von der Heerde, die Hüter.“
Sträubend horchten die Hirten zuerst. Dann folgte der Rede
Einer, und andere drauf, und endlich gehorcheten viele;
Rissen der Eh' geflochtenes Band, und schoren des Hauptes
Buschige Zier, und nahmen zur Hand den Faden des Bischofs.
Aber zu Siegfried redete nun der mächtige Hirt so:
„Siehe, du folgsamer Sohn, du williger Gründer des Domes,
Wohl befestigt dein irdisches Reich in dem Reiche des Himmels.
Eile nun ganz zu erfüllen dein gottgegeben Gelöbnifs.
Wandre den Deinen voran mit dem Schwerdt, den Vater zu taufen;
Wenn er mit Wasser nicht mag, sey's Blut denn. Ist doch der Himmel
Ueberdrüssig der holzernen Götter, denen er anhängt.

Sammle die wohlbekehrete Jugend; gürte den Stahl um.
Siehe, mein Segen soll dir die Kraft des göttlichen Armes
Sichern im Sieg. Geh', bringe der Heimath Kreuz und Gehorsam,
Dafs sie erkennen möge den Stuhl, dessen Höhe zu Roma
Du verehren gelernt, des Herrn allweltliche Gründung."
Drauf begann der Jüngling, hoch aufblickend im Heerzeug,
Mit den Gesellen den Zug zu des Vaters langeverlafsner
Wohnung; fand unwillig ihn zeihend solches Heranziehn,
Wendend den zornigen Blick von des Sohnes dräuender Heerschaar.
Finster sammelt' er gegen den Sohn die Seinen im Walde.
Aber es nahm Siegfried den heimischen Heerd, er vermogt' es,
Blut zu vergiefsen der Seinen. Er machte zum taufenden Priester

Sich

Sich das Schwerdt, und mergte das Wort der Liebe dem rauhen
Waffengetös', und rief es im Tod den fallenden Brüdern
Zu, und dem blutenden Vater. Verwundet flüchtete dieser
Hin zu Herta's entlegenem Hain. Im verwüsteten Hause
Nahm Felicitas dann den gewalteindringenden Sohn auf,
Gern im Bade des Stroms des Sohnes Weihen empfangend;
Und sie verrieth in Haft den Gemahl, den Winkel bezeichnend,
Wo er sich barg. Dann tauchte die Hand, in Tropfen des Blutes
Seiner Brüder, der Sohn, und taufte mit Blute des Greises
Finstere Stirn, und verbrannte der Vordern ragende Bilder.
Dann versammelt' er rings des Baues kundige Meister
Eilend. Es hob sich der Bau fromm abgeschiedener Leter,

Hoch aus Thälern, von Bergen herab weis schau't' er. Der Dome
Steinerner Wald erwuchs in der Wälder gedehneter Rottung,
Ausgestattet mit Gaben und Frohn unwilliger Knechte.
Und es kam der Hirte von Rom, und weihte die Gründung,
Lobend Siegfrieds mächtiges Eisen auf blutigem Sintfeld,
Nah an Winnfelds schaurigen Höhn, wo der Römer dahin sank.
Denn dort hatte der Sohn mit Blut getaufet den Vater.
Dann ergriff der Oberhirt die Hände des Helden
Beid', und führt' ihn wieder zurück zur herrischen Roma,
Redend: „Siehe, du hast des Herren Erbe vergröfsert;
Setze nun auf die Krone der Kronen, dem sie gebühret."
Und er liefs sich von jenem, der fern hinstrahlenden Krone

Drei-

Dreifach erhobene Zier, dem Haupt aufzufügen, der Dornen
Kranz ablegend, und Märtyrern ihn zu der Asche der Gräber
Niederlegend, abseit ihn bei unteren Schätzen versteckend.
Und den Fuss, den wandernden einst, entkleidet er allen,
Ihm zu drücken den Kuss nach leztvollendeter Wandrung.
Dann erhob er zum Afterlehn, den einfachen Goldreif
Irdischer Herrschergewalt, von dem dreifach höheren Hauptschmuck,
Siegfried mahnend, der Schwester Hulda Erben zu rufen,
Dass er die herrschenden Zeichen vom Lehnsherrn ewiger Herrschaft
Mög' empfangen. Er kam der blondgeringelte Caesar,
Trug aus den Mauren der Weltstadt heim die geweihete Krone.
Dann erhob sich zum Dome der heilige Vater. Es nannte

Siegfried so den Hirten anitzt, deſs latische Rede
Besser ihm schien, als des Vaters wie Eisen ertönende Sprache.
„Siehe," sprach der heilige Vater: „Ich lasse dir setzen
Heut zwei Bilder vorn in den Dom. Vergängliche nenne
Nicht, voreilig, sie, Sohn! Wiewohl von Sande das eine
Und das andre von Salz geformt ist. Waren die Bildner
Göttliche Meister doch des Heiligen. Schützet des Domes
Dach, das vergängliche doch und gebrechliches, wieder Gewalt jezt.
Heut erst wurden sie fertig. Es dienen beide der Vorhall',
Kunde dem Volke zu geben, von dem, was ich einstens im tiefen
Keller des Erbes dir wies, vereint jezt jeder Beschauung
Aufgeschlossen. Es ist nun offen jedem das Untre.

Dro-

Droben ziemt es von fern zu schau'n das Höchste dem Leyen.
Denn es verträget das Licht nicht voll geistlediges Auge.
Diese Bilder blenden nicht so. Mann ist es und Männin;
Salz des Mannes Leib, und der Männin, mancherlei Goldsand.
Erbschaft heifst das Gebilde von Sand. Gereinigten Goldstaub
Mischt es, der Heiligen köstliche Sammlung. Aber das andre
Brautschatz, Lehrschatz dir und dem Volk, verbindet die Salze,
Heiliger Forscher Gewinn aus der Lösung dunkeler Stoffe.
Weifst du der Bildung Art, und des künstlichen Baues Vollführung
Nicht, defs kümmre dich wenig; die Form zu schauen genüge.
Lafs nicht blenden Unkundiger Sagen Augen und Geist dir.
Schafften des Heilands Jünger bereits doch sterbend die Erbschaft;

Sonderten kundig doch einst, der Kirche Väter, den Lehrschatz,
Mahl der Gesundheit würzend dem Glauben. Siehe, verschleyert
Ist das Gebild des Sandes, wiewohl sichtbar der Verehrung,
Lös' ihm nicht jeder den Blick; im Inneren bleibe des Goldes
Herrlicher Bau geahndet dem Kundigen; aber das Salzbild
Ist so innen, als aufsen, des Volkes Auge geöffnet,
Frei durchlassend den Blick im farbenflimmernden Lichtspiel,
Dennoch fest, unleugbare, kräftige Züge dir weisend.
Wehe, welchen die teuflische Lust ermahnte, mit Wasser
Aufzulösen in Nichts die wohlgestalteten Züge.
Wahrlich, im Feuer wird er vergehn, wer Wasser dem Salz mischt.
Viele stehen dir nah' der wunderwirkenden Bilder;

Höher sind diese denn alle. Dir sag' ich: Jeglicher Auszug
Aus den Schätzen der Kirch', mit des Geistes schaffendem Feuer,
Jegliches Erb' ist hier, es bekunden die trefflichen Bilder
Hier in der Vorhall, Segen der Vorzeit dir und dem Volke.
Alles strahlet dir hier, was noch dir verschwieg der Apostel.
War in der Erbschaft doch das Paar der Schlüssel verborgen;
Stiftete Hülf' uns doch des Geistes brünstlicher Lehrschatz.
Aber verachte des Pöbels unlautere Segen. Der Teufel
Säete sie; als sey unkeuschen Wesens die Männin,
Zähle die Angebinde der zahllosen Buhlen und Diener,
Deren gestatteter Dienst ihr irdisches Erbe bereichert;
Dass der Körper des Manns aus giftigen Salzen geformt sey.

Beide sind fromme Kinder der Kirche, beide der Heil'gen
Gottgeweihte Geburten, und abhold böser Gemeinschaft.
Preise sie immer das Volk. Sie sind die Säulen des Domes,
Säulen der göttlichen Macht, durch welche der Laye zu Gott schaut.
Siehe, bessere sind es und wahrere, als sie der weise
Salomon pflanzte vordem in des Tempels Pforten. Es bleibe
Hier dir erinnerlich immer die Mutter unserer Schlüssel,
Erbschaft, hier dir erinnerlich stets der unleugbare Brautschatz.
Drum entzieh' ich dir jetzo des Buchs dir nutzlose Weisheit,
Welches den Sinn dir verwirrt, dem unkundigen. Wort dir und Einsicht,
Geben nun vorn in der Kirche, dir fasslicher, beide Gebilde."
Da nun hatte zulezt Siegfried gesetzet des frommen

Pulses

Fufses Tritt in die Nähe des Kreuzes. Eisernes Gitter

Fernete nun des Heiligsten Anblick weiter vom Volke.

Näher hatten sie Heilige nun, und die bittende Jungfrau,

Aber am nächsten die beiden, den Lehrschatz so, und die Erbschaft.

Nicht mehr kam der geistige Kelch an die durstenden Lippen.

Einsam schlich Siegfried umher nun. Denn er erkannte

Abgetrennt sein Gemüth von des Heilands nahem Herabschaun;

Und er vergafs ob mancherlei Bilder herzlosem Anblick,

Was ihm schwellte das Herz vordem, den inneren Heiland.

Und die Schwestern sagten ihn todt, und es glaubte der Vater

Heim, und die traurende Mutter. So angefesselt zu Roma,

Ward vermisset der Sohn, des Volkes einiger Tröster.

Aber

Aber der Oberhirt, getrennt vom hindernden Anschaun
Vielerlei Volks, bedient von zahllosem Heere der Hirten,
Sammelte gierig die Kronen der Reiche, früher verächtlich
Nieder sie tretend mit Füfsen, und schleuderte tödtenden Blitzstrah.
Seugend den Spähern herab, und der Ungehorsamen Aufstand,
Sammelnd jegliche Gluth in unnahbarer Stätte des Domes.
Purpur trugen und Kronen der Hirten nächste. Den Dienern
Theilet' er Heerden und Heerde der Fürsten. Schätze der Erde
Sammelt' er geiz'ger, als jemals sie Roms zählte den Caesarn.
Als er traurend gesehn oftmals den schweigenden Siegfried,
Sprach er zu ihm: „Wohl trauerst du nun; — Ich schaue das Herz dir —
Dafs dir ruhe das Schwerdt, gegeben in unsere Hände.

Aber ich reich' es dir wieder, mein Sohn. Es füllen die Heiden
Mit unsäglichem Schmutze die heiligen Stellen zu Salem.
Auf! und treibe sie ab vom Heiligthum. Es erkämpfe
Friede dir jetzt das Schwerdt und Lust, nach unserem Rathschluss.
Ruhen der Wunder doch viele noch dort, der Heil'gen Gebeine,
Segen deinen geweiheten Händen, wo du sie herträgst."
Darauf reicht' er Kreuz ihm und Schwerdt. Es zögerte Siegfried,
Langsam fordernd die Stämme der Heimath, wieder sich weisend
Lebend daheim. Dem flüchtigen Franken folgte sein Schwerdt nach,
Kukupeters mit Leichen besäeter Strasse nach Morgen.
Aber es langt' in der heil'gen Kapelle dienend sein Schwerdt an.
Hier eröffnet' er klagend sein Herz dem näheren Heiland,

Und er stiftete, heimlich dem heiligen Vater, ein Bündniſs
Eingeweiheter Jugend des Volks. Tief unter der Erde
Legten sie an der inneren Kirche verborgene Gänge.
Drin bewahrten sie Buch und Kelch, den nahbaren Heiland
Bergend, und übend im stillen Verein sinnhellende Kunde,
Und verstoſsener Tugenden nicht vom Hirten der Kirche
Eingesetzete Prüfung. Es täuschten den Herrscher zu Roma,
Heil'ger Gebeine, gesendet von dort, und die Kränze der Kugeln,
Mahnend die Hand, Gebete zu greifen, welche vordem noch
Frei sich schaffte der Geist. Hoch pries der Hirt die Erfindung.
Denn er glaubte vertilget anitzt die unterste Regung
Wollenden Sinns, verbauet den Weg zur Hülfe des Heilands,

Eigen-

Eigenwilligem Nahn, ohn' Vortritt helfender Gnade
Aus dem Schoſse der Kirch'. So glaubt' er Roma gefesselt
Siegfried. Als er meinete nun, Kreuzpanner und Schlachtschwerdt
Abzulegen, erwiederte jener, wandernd zur Heimath:
„Heiden noch sind zu bekämpfen, und abzuwaschen im Wasser.
Denn es stehen nordischer Götzen mehrere, näher
Meiner kindlich lange nicht mehr betretenen Heimath.
Diesen werd' ich tragen des Schwerdtes Taufe.“ Der heil'ge
Vater litt es unwillig; und Siegfried eilete freudig,
Grüſsend vorüberziehend die Aeltern, nahe der Heimath
Aufzusuchen den Feind. Nicht höret' freudig die Botschaft,
Daſs er die Seinen wiedergesehn, der Hirte zu Roma.

Als nun jener gepflanzet das Kreuz, und gesenket das Schlachtschwerdt
Siegreich, ruhend im Lande der Letten, zögert' er, heim sich
Wieder gen Roma zu wenden. In häuslicher Schwelle gesellt' er
Heimlich den Aeltern sich zu, und den Schwestern. Und es erzählten
Alles ihm jene, was ihm verborgen, täuschender Zauber,
In der Weltstadt prunkenden Dom. Der Vater verzieh ihm
Willig, führend den Sohn umher in des Volkes Gemeinden,
In der Dome heimischen Bau. Es schauert' das Herz ihm,
Schauend das Volk, vergessen des Heilands, sonder Erinn'rung
So an ihn, als des Guten geläuterte Quelle, den Vater,
Nehmend im blinden Gemüth die römischen Mittel der Gnade.
Da erblickt' er Hirten sich blähn mit erhandeltem Purpur,

Nicht

Nicht um die Heerde sich kümmernd, ge-
trennt von Volkes-Gemeinschaft;
In dem Heiligsten selbst der Hölle Pfühle
gebreitet,
Lager des Schwelgers im Heiligthum. Aus
Gold und Demanten
Hört er gedankenlos unheimische Rede sie
plappern,
So den entwürdigten Seinen, und so der
entwürdigten Krone.
Aber das Volk entwöhnet dem Wort, unwis-
send im Herzen,
Brachte Gold und silberne Münzen her in
die Vorhall',
Zahlend den Hirten der Gnade Verkündi-
gung, zahlend der Sünden
Ablafs, kaufend um Geld des Heilands
feile Versöhnung.
Weggeld forderte Gott. Dem Todten zahl-
te die Sippschaft
Schnelleren Gang aus des Feuergebiets
geistrein'genden Flammen.
Jeder Sünde den Preis hört' er vom Hirten
verkündet,

Rollend sah er gen Roma den Weg verfol-
gen der Wuchrer
Goldbeladene Wagen, die Pacht der Sün-
den an Roma.
Mörder sah er geschützt am Altar, den
frevlenden Flüchtling
Sicher, gebannt den Frommen, der gräfs-
lichen Flamme geopfert
Vorgedrungenen Eifer zu Gott, Selbsthel-
fer dem Heiland,
Und des verheimlichten Wortes Erinnerer.
Knochen und Asche,
Gold, half Gnade zu rufen, wo Gott nicht
wohnte, noch Gutes.
Aber die Hirten übten des Schwerdtes Ra-
che. Der Himmel
Ward Streitrichter gerufen zum Schwerdt-
kampf, und den Gefall'nen
Würgte die doppelte Strafe der Schwäche.
Weiber versuchte
Wasser, mit Schweben und Sinken, ob
Satans, oder der Engel
Geist,

Geist, erfüllet ihr Wirken und Thun. So,
schmerzlich, erblickt' es
Siegfried, als er aus nördlichen Landen
heimlich daheim war.

Gewaltsame Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel zu O*** zu der zweiten Satire.

Nachdem der junge Siegfried (der Apostel Johannes fährt in seiner Function eines deutschen Evangelisten fort) in der ersten Satire, den Begriff des reinen Christenthums, in einem Sendschreiben an seinen Vater, den Volksgeist, entwickelt hat, führt ihn der römische Bischof, in dieser 2ten Satire, durch vielfältige Vorspiegelungen und Ueberredungen, in das katholische Christenthum ein. Dies hat der Verf. ganz in seinem Sinne aufgeführt, nämlich als Christenthum, vereinigt mit der römischen Stammidee: „Gewalt nur vom Himmel beherrscht.“ Es ergreift dabei die römisch-katholische Kirche, vom Christenthum, die auf den Judaismus gepfropfte Seite einer Herrschaft der Gottheit über den irdischen Staat, die gottväterliche Theokratie, in der Hierarchie des römischen Bischofs dargestellt. Die mit Hülfe aller Nationalgötter, zu Rom versammelt, eroberte Erde, wird nun durch den letzten, Einen, errungenen Gott gehalten, welcher sie

beh-

heiliges Lehn, seine Gewalt, dem Repräsentanten des höchsten Apostels Petrus, überträgt. Der Verf. kann freilich die Beredung des guten deutschen Sinns, in die monarchische Gestaltung der Kirche sich zu ergeben, da sie wirklich statt fand, so darstellen, jedoch verführt ihn dieser Gedanke zu einer zu passiven und hingebenden Schilderung des edlen deutschen Volkssinnes. Dieser war nicht immer so nachgiebig gegen den Pabst, wie ihn der Verf. darstellt. Wir wissen ja, daſs in der früheren Epoche die Gothen Arianer waren, und mancher römische Bischof von den Deutschen genug zu leiden hatte. Karl der Groſse, und vor ihm Theodorich, waren keineswegs Pabstknechte. Wie Otto der Groſse seinen Kaiserrechten vorstand, beurkundet gleichfalls die Geschichte, und wer zählt die muthvollen Kämpfe der ritterlichen Hohenstaufen mit Rom auf? eines Friedrichs II, welchen der Pabst als den verabscheuungswürdigsten Ketzer verfolgte? Nicht immer gingen Beleidigungen des Kaisers den Päbsten so durch, wie Gregor dem 7ten, der doch am Ende, als Erndte seiner Anmaſsungen, die Entsetzung erhielt. Alle diese groſsen Gegenwirkungen deutscher Kraft, sind von dem Verf. verdeckt worden. Erst zu den Zeiten der Kreuzzüge, läſst er den Sinn Züge von Miſsfallen am heiligen Stuhl

dar-

darlegen. Der Verf. hat hierbei die Ansicht: Der deutsche Sinn habe einmahl die Ohnfehlbarkeit und apostolische Gewalt des heiligen Stuhles anerkannt, und die Gegenwirkungen des Volksgeistes und der Staatsgewalt, seyen nur ohnmächtige Versuche gegen den in Rom heimisch gewordenen Volkssinn gewesen, dessen Gemeinkraft, jede partielle gegenwirkende Tendenz, bis zu dem ächten von ihm selbst vorbereiteten Gegenschritt Luthers, zu nichte gemacht hätte. Daher sieht es denn der heilige Vater ungern, wenn der zu Rom gehaltene deutsche Sinn, zu dem Kreuzzuge nach Kurland und Liefland, durch das Gebiet seines Vaters, des Volksgeistes, zieht, weil er die Vereinigung des Volksgeistes mit dem Volkssinne fürchtet, wodurch alles fremde Aufgedrungene durch unüberwindliche Kraft niedergeworfen wird. Hier wird denn der Sinn der Heimath wiedergewonnen und von Rom abgewendet. In der Reformation Luthers tritt er vereinigt mit dem Volksgeist unüberwindlich auf. Man muss gestehen, dass die Entfremdung des deutschen Sinnes vom heiligen Stuhle etwas gewaltsam combinirt ist, da sich doch nicht ganz Deutschland von der katholischen Kirche losriss, und doch alle Bestrebungen unzähliger guten Köpfe gegen die absolute Hierarchie, vor Luther, für nichts geachtet werden, blos weil

sie

sie] nicht durchsetzen konnten oder mochten, was Luther wirklich durchsetzte. Als ich dies dem Verf. bemerkte, sagte er: „Und Sie kennen noch, nach so vielen Hin- und Herreden, den Sinn nicht? Ich dächte, Sie würden ihn wenigstens a posteriori in der Vereinbarung mit dem Volksgeiste, von 1813-1815, kennen gelernt haben? Ruhig ging derselbe im Volk seinen stillen Gang, bis zur Kraftentwickelung 1813. Im Anfange der Revolution neigten sich Sinn und Freiheit der Deutschen den Neufranken zu, indem sowohl der Sinn des Guten als die Freiheit des Geistes, in einer benachbarten Anschauung, eine höhere Natur vermutheten. Indeß fühlte sich bald der Sinn verletzt und betrogen durch Willkühr und Verderbtheit, die Freiheit sah Fesseln geschmiedet in Welt Rohheit und Völker-Entehrung. Ich erinnere mich Ihrer Gesinnungen von damaliger Zeit. Auch Sie hatten mehrere Kämpfe gegen sogenannte gescheute Leute, welche den Genius Napoleons anstaunten. Glauben Sie nun, daß deshalb der deutsche Sinn damals für Frankreich und seinen Kaiser gewesen, weil einige gescheute Leute ihn zu bewundern sich bewogen fühlten? Unter der Volksmenge der Landleute und Bürger, der deutschen Mehrheit, und in den edlen Herzen, glimmte der deutsche Funke, nicht in dem Hirn

der Klugen und Welterfahrenen. Adam Müller und seines Gleichen im Bauernstande, machten durch deutschen Sinn und Blick, ächte Hofnung und baumstarken Glauben, Minister und Diplomatiker zu Schanden. Dieser Sinn ist es, im vaterländischen Gemeingemüthe gepflegt, welcher ohne alle sublime Weisheit das Joch der Franzosen abwarf, und mit dem Volksgeiste versöhnt, Wunder thun konnte. Unsere Klugen hätten uns nie gerettet. Erlauben Sie mir also, daß ich den reinen vaterländischen Sinn des Guten, in die ausländische Schule nach Rom schicke, da seine Mutter (die Form), eine Ausländerinn war, und ihn als gehorsamen Schüler und Layen, so lange in tiefer Ehrfurcht gegen den heiligen Meister belasse, bis er nach und nach die Nebenabsichten des Erben Petri erkennt, und sich dann, in der Reformation Luthers, mit festem Männlichkeit, ausgesöhnt mit dem Volksgeiste, von Rom losreißt; oder halten Sie etwa noch die heutige deutsche Katholische Kirche für eine Sclavinn Roms? Auch sie suchte sich zu läutern, und fing an die Gaben der Volksthümlichkeit zu genießen. Wenn ich daher diese als mit geleitete von deutschem Sinne betrachte, und die Störung derjenigen, welche vorzeitig das Nachzeitige zu repräsentiren wagten, in Schatten stellte, nur die Bildungsgeschichte des

Sin-

Sinnes gebe, so rechnete ich nur diejenigen zu den Begeisterten durch den reinen Sinn, welche mit und durch das Volk die unüberwindliche Kraft des Gemüthe entfalteten; so wie ich auch die Unternehmungen eines Schill und Hofers, so achtbar beide Männer sind, nicht zu den Ausgeburten des reinen deutschen Sinns zählen kann, welcher mit Riesengewalt in's Leben tritt, und vom Himmel seine Befriedigung erringt." Hierdurch glaubte denn der Verf. auch H. Schmalz widerlegt zu haben, welcher sehr richtig bemerkt, daſs die Befreiung des Vaterlandes nicht vom Volkssinne, sondern aus der Treue und dem Gehorsam gegen die Regierungen kam.

Uebrigens erschreckte ich den Verf. von einer neuen Seite mit einem ästhetischen Einwurfe gegen die ete Satire, indem ich ihm vorhielt, wie weit er, von Vorurtheilen getrieben, von den Gränzen wahrer Dichtkunst abirre, indem diese nichts weiter, als eine in Verse gebrachte Kirchengeschichte bis zur Reformation sey; ja er habe dieselbe sogar in Epochen abgetheilt, so daſs die Arbeit Historie, und nicht Poesie, wäre; überdem habe er die Entstehung mancher Kirchengebräuche nicht zeitgemäſs gestellt, die Entstehungsgründe entstellt, wie es namentlich unrichtig sey, den Pabst zum einigen Quell de

kirchlichen Einrichtungen zu machen, und dem Volkssinn nur die Erfindung der gothischen Baukunst, die Sachsenbekehrung, die Stiftung geheimer Orden zu Jerusalem, und der Kreuz- und Schwerdtritter, zu lassen. Offenbar wären die meisten Mönchsorden keine päbstliche Institute, und so seyen auch manche Kirchengebräuche nur genehmigt, nicht aber vom heiligen Stuhl concipirt worden. Der Verf. antwortete hierauf: Mich deucht, dafs sich meine hexametrische Kirchengeschichte immer neben den vielen prosaischen wird lesen lassen, ohne grade dieselbe lange Weile zu verursachen; doch mufs ich gestehen, dafs ich Anfangs nicht glaubte, Kirchen- und Dogmen-Geschichte in Versen vortragen zu können, jedoch machte mir der Apostel Johannes, welcher für alles Rath weifs, Muth, und so vollbrachten wir beide richtig das Stückchen von, „Wohl belehret hat dich der Geist", bis, „heimlich daheim kam". Johannes meinte, es ginge daraus der Dom mit seinem einen ausgebauten, anderen unvollendeten Thurm, und der weggelassenen Hinterkuppel recht klar hervor, wie aus dem Tempel, die innere Stadt Gottes. Beiläufig bemerke ich, dafs der Münster zu Strafsburg des Verf. Normal-Dom ist. Der hierarchische Thurm ward in die Wolken geführet, wie er sagt, der Thurm der

Krone

Krone, oder Huld, blieb zurück, und die Kuppel wurde ganz weggelassen. Wo er sich nicht anders helfen kann, rückt er mit einer Schellingschen Trias heraus, welche in der deutschen Kirche, für den Sinn, das Eingehen der versöhnten Natur in Gott, habe bezeichnen sollen, nämlich den Menschen, mit Leib, Gemüth und Geist, die Natur, mit Stein, Pflanze und Thier, den Staat, mit Gewalt, Sinn und Freiheit, in den versöhnten dreieinigen Gott, durch den Gottmenschen und den göttlichen Geist, in den Vater, das geoffenbarte All und Eins im Höchsten. Diese Idee findet er denn in den alten gothischen Domen ausgesprochen, welche deshalb alle Embleme der entzweiten Natur zu der Wölbung eines zu Gott emporwachsenden Bau's (die Kraft erringt den Himmel) vereinigt. Mit Recht, darf man sagen, hinderte der Pabst die Ausführung einer pantheistischen Idee, wonach der Mensch durch Gewalt, Sinn und Freiheit, durch den Staat, die Natur mit Gott in eine Einheit bringen wollte; jedoch ist diese Idee gewiss nie in einem gothischen Kopfe gewesen. Luther hat sie auch nicht wieder herstellen wollen, wenigstens in der Gestalt der Kirchen, um die er sich nicht bekümmerte. Der Verf. behauptet zwar, die ächte deutsche Kirche müsse im Dreieck mit 2 gothischen Vorthürmen und einer hohen Hinterkup-

terkuppel seyn. Es lassen sich indefs seine weiteren Beantwortungen meiner Einwürfe zweckmäfsiger einführen, in den

Besonderen Noten.

Es bleibt auffallend, dafs der Pabst den jungen Siegfried, nach V. 3-4, in eine Katakombe unter dem Kirchenchor einführt, um ihn von der Richtigkeit des römisch-katholischen Dogma und der kirchlichen Paradosis zu überzeugen, indem er ihm die Gräber und Reste der Heiligen aufweist. Es sollen demnach Tradition und Dogma der katholischen Kirche, als die Hauptstützen der Hierarchie, aus römischen Gräbern, den bekehrten Deutschen zugebracht worden seyn. Beide werden als Erbschaft und Brautschatz vom Verf. bezeichnet, erst in heiligen Salzkörnern und Goldstaub in den Gräbern verborgen, dann an das Auge des Volkssinns gezogen, welcher Anfangs an ihrer Richtigkeit zweifelt, dann zur Anerkenntnifs ihrer Richtigkeit bewogen, und endlich zu ihrer Aufstellung in dem Eingang des Doms vermogt wird. Sie bilden dann die Salomonischen Säulen des Tempels. Allerdings sind Tradition und Dogma die Pfeiler der Hierarchie, jedoch kommt es uns unnatürlich vor, dafs der Pabst gleich nach Siegfrieds Bekehrung

den

den deutschen Sinn bereits mit diesen damals noch zum Theil verborgen gehaltenen Schätzen seiner untrüglichen Herrschaft bekannt macht. Denn ausser den Schlüsseln Petri wird bereits V. 67-72, und V. 106-120, des Meßopfers Erwähnung gethan, welches doch erst im Jahr 691 durch den Meßcanon Gregors I. aufkam. Freilich erklärte sich Innocens I. bereits im fünften Jahrhundert für den Nachfolger Petri, und den Statthalter Christi. Doch scheint es uns zu voreilig, dafs er nicht allein seine hierauf gegründete Untrüglichkeit, sondern auch seine göttlich-lehnherrlichen Rechte über alle weltliche Gewalt und Würde, dem jungen Siegfried entwickelt, welcher hierdurch eher abgehalten als eingeladen werden mögte, sich der Protection der Hierarchie für das Himmelreich zu bedienen. Der Verf. behauptet hiergegen, dafs der deutsche Sinn so tief von der Göttlichkeit des sündenlosen Erlösers ergriffen worden, so gern dem Gottmenschen Leib, Gemüth und Geist, habe gesellen mögen, dafs ihn der heilige Vater nur zu sehr in seiner Liebe erkannt, und in dieselbe die Wurzel einer auf Christi fortdauernde Gemeinschaft von ihm gesetzten Hierarchie habe legen können. Der erste in Paradoxis und Dogma gesetzte Zweifel sey grade durch den nationalen Sinn des Guten

unter-

unterdrückt worden, und daher habe der heilige Vater, so kühn schon zu Anfange der Bekehrung zum Christenthum, die in V. 89-93 ausgedrückten Zweifel desselben nicht zu scheuen brauchen. Diese hätten sich in der anfänglichen Hinneigung zu der Arianischen Lehre angedeutet, jedoch sey der Sinn bald, wie auch V. 99-122 geschildert, mehr verblendet und übertäubt, als überzeugt, zu der Annahme der fortwährenden Göttlichkeit des Apostelamts in einem menschlichen Repräsentanten, gewöhnt worden. Zu dieser Zeit gehöre denn allerdings auch, was dieser Periode vorhergegangen, die Einführung des Meſscanons im sechsten Jahrhundert, er habe daher unbedenklich diese Umstände in der ersten Rede des heiligen Vaters, worin derselbe seine höhere Herrschaft begründet, zusammengefaſst.

V. 83 wird Siegfried „Sicamber" angeredet. Dies scheint auf die Anrede des Bischofs Remigius an König Chlodwig zu zielen, als derselbe sich der Taufe unterworfen: „Pone colla Sicamber, incende quod adorasti, adora quod incendisti." Indeſs sehen wir nicht ein, weshalb der Pabst diese Worte gegen den schon bekehrten Volkssinn wiederhohlt, und so kühn statt der Anbetung Gottes die seinige fordert? Aber der Verf. behaup-

behauptet fest, dafs die Deutschen blos einen Augenblick den Grund der Hierarchie bezweifelt, grade deshalb, weil sie dieselbe in allen ihren Folgen vorauf erkannt hätten.

Mit V. 124 beginnt der Pabst die weitere Belehrung Siegfrieds, mit dem Dogma der Gnade, welches von Augustin im fünften Jahrhundert gegen Pelagius aufgestellt worden. Dies Dogma, wonach so leicht der Urquell der Gnade an dessen irdischen Vertreter überging, und den freien Willen an eine repräsentirte Gnade fesselte, war freilich für den Pabst eine sehr willkommne Lehre. Der Verf. behauptet auch, es sey dies Dogma so tief in den deutschen Volkssinn eingegangen, dafs selbst Luther nicht ganz darüber habe hinwegschreiten können, und Calvin es gar noch acuter der reformirten Kirche zugeführt habe. Die Ergebung in Gott habe dem deutschen Sinn nicht innig genug werden können, und der Pabst habe sich durch die Ueberzeugung, dafs er durch seine Stellvertretung das wahre Bindungsmittel mit dem Himmelreich sey, fast unwillkührlich als Lehnsherrn des Gnadenlehns an den freien Willen, geben müssen. Es sey mit jener Anerkenntnifs dem Deutschen der Pabst ein untrügliches heiligstes Organ des reinsten Willens gewor-

geworden. Ich sagte ihm, die Augustinisch-Pelagische Streitsache sey ganz von den Rechten des röm. Stuhls unabhängig gewesen, indem sie den moralischen Theil der Religion, und die Kräfte des Menschen zur Besserung untersucht habe, wobei Augustin behauptet, nur die Gnade Gottes sey der einige Quell der Besserung, des Menschen Wille sey dazu nicht hinreichend; „und diese Besserungskraft," setzte der Verf. hinzu, „nahm der Pabst gern zu seinen Schlüsseln in die Hand, und der Glaube an dieselbe machte ihn unendlich grofs und mächtig." Dies mag richtig seyn, indefs mufs ich hinzusetzen, dafs der gute Bischof von Hippo an nichts weniger dachte, als durch seine Lehre dem röm. Stuhl eine Stütze der Herrschaft und Unfehlbarkeit zu geben. Uebrigens finden sich in den Paulinischen Briefen genug Stellen, welche Pelagius mit seinem Satze, die göttliche Gnade sey nur eine kräftigende Zuthat zu unseren eigenen freien Willen, nicht durchlassen. Da der Verf. mit Gewalt alle diese Stellen des Paulus für Pelagius auslegt, so ist er nicht ächter Lutheraner, sondern Pelagischer Ketzer.

V. 136 bezieht sich der Verf. auf die Mosaischen Schriften, indem er den Pabst seinen Hirtenstab als mächtiger, wie den Stab des Moses, prei-

preisen läfst, so wie auch später die hieratchischen Bilder des Brautschatzes und der Erbschaft über die Salomonischen Säulen im Eingang des Tempels gesetzt werden. Solche Gelegenheiten benutzt der Verf nicht, um lediglich die Abneigung der Katholiken gegen das neue Testament, um dessentwillen sie eigentlich das Lesen der Bibel dem Layen ganz untersagen, zu züchtigen. Der Verf. scheint gradehin zu behaupten, dafs die Nichtachtung des neuen Testaments für den römisch-katholischen Christen, hinsichtlich der Religion, weder falsch noch unbillig sey. Er scheint dasselbe blos für den deutschen Christen wichtig zum Glauben zu halten, und giebt dem alten für diesen, blos historische Wichtigkeit. So führte er mir Joh. 6, 32 an, wo Christus sagt: Ich betheure euch, nicht Moses hat euch Brod vom Himmel gegeben, sondern mein Vater giebt euch das wahre Brod vom Himmel. Hierin, meint er, liege die ganze Würdigung des alten Testaments für den Christen, verbunden mit dem, was er von Johannes Baptista, dem letzten grofsen jüdischen Propheten, Matth. 11, 9-11, und Matth. 22, 40 sage. Ich führte ihm dagegen Joh. 5, 45 47 an, worüber er beinahe stolz aussprach, dafs er diese Stelle für seine Ansicht anzuführen noch vergessen, in-

dem er nicht die Unheiligkeit des alten Testaments behaupte, sondern nur den mindern und völlig unkirchlichen Rang mit dem neuen Testament feststelle, und hierin habe der Pabst bei jener Vergleichung völlig Recht, da das neue Testament die innere Kirche gründe. Ich überlasse es dem Leser, hierin den Verf. zu berichtigen, da offenbar auch die protestantische Kirche ihre Lehre des Christenthums mit Recht auf das alte Testament gründet, und aus demselben als göttlichem Wort, das dem neuen Testamente abgehende, ersetzt.

Bis V. 170 belehrt der heil. Vater den Siegfried, dafs nur in der Kirche der Quell der Gnade zu finden sey, da derselben ihre Handhabung übertragen worden, und rückt dann V. 171-193 mit den sieben Sacramenten hervor, welche als der erste Ausfluss der päbstlichen Gnadentheorie genommen zu seyn scheinen. Allerdings befestigen die sieben Sacramente, Taufe, Firmelung, Priesterweihe, Busse, Ehe, Abendmahl und letzte Oehlung, eine über das ganze menschliche Leben und hinüber auch reichende Beziehung der Kirche, und besonders läfst sich die Ehe, nach den Worten Christi, durchaus nicht als Sacrament denken. Der Verf. behauptet, die katholische Kirche

habe

habe sie als Schwester der Priesterweihe unter die Sacramente nehmen zu müssen geglaubt, indem diese die Ehe mit dem heiligen Geiste vorstelle, jene, die durch die Kirche geheiligte Weihe der Natur in der Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Hinsichtlich der Busse hat der Verf. schon früher V. 147 mit der Ohrenbeichte, welche erst 1225 durch Innocenz den III. als zur Seligkeit unentbehrlich bestätigt wurde, einen Vorgriff gethan, welcher gerügt zu werden verdient. Bis dahin hatte der Pabst, zu der Zeit vor Carl dem Grosen, welche doch hier bezeichnet wird, die Handlungen der Busse noch nicht ausgedehnt. Der Verf. behauptet aber, diese seit dem fünften Saeculo längst bestandene Beichte, sey später nur weiter bestätigt worden. Ein noch gröfserer Anachronismus findet sich aber in V. 173-174, wo schon das Abendmahl mit dem Laien entzogenen Kelch, vorkommt, da es doch eine sehr bekannte Sache ist, dafs erst das dreizehnte Jahrhundert diese Veränderung einführte. Der Verf. will diesen Vorgriff nur als Ankündigung der schon längst beschlossenen, und aus der Natur der römisch-katholischen Kirche herfliefsenden Einrichtung, verstanden wissen, indem bereits in der strengen Scheidung der Heerde von den Hütern, und der Bedeutung

des Weins, als Symbol des reinen heiligen Geistes, diese Entziehung für den Layen gelegen habe. Weide und Sals war dem Layen bestimmt, durch den Leib durften sie sich mit dem göttlichen vereinen, der Geist aber fiel an den Priester, ohnerachtet der Pabst erst später wagte, diese Ansicht in ihrer grellsten Gestalt in der Kirche auszusprechen. Die Agapae oder Liebesmahle wurden indefs bereits im fünften Jahrhundert abgeschafft.

V. 185 sagt der Pabst: „sein sey die Macht und das Opfer," wodurch er das Recht, die Menschen mit dem Himmel zu versöhnen, und für sie zu opfern, als das seinige bezeichnet. Die weiteste Ausdehnung der hierarchischen Gewalt, ist der auf Himmel und Erde gehende Einflufs über die Bufse, welchen die Schlüssel bezeichnen, als höchstes päbstliches Symbol. Auch über den Tod erstreckt die priesterliche lezte Oehlung ihre Gewalt. V. 186-190. Allerdings hatte das römische Christenthum fünf Sacramente willkührlich der Religion verwebt. Christus und seine Apostel hatten nur Taufe und Abendmahl, beide Zeichen der Versöhnung des Menschen mit Gott, die Taufe als Weihe des guten Willens gegen das Böse, das Abendmahl als die Vereinigung desselben durch

die Liebe mit dem höchsten Willen, dem höchsten Gut. Die übrigen Sacramente, Firmelung, als vollendeter Unterricht des guten Willens, Ehe, als geläuterte producirende Natur durch Sitte, Priesterweihe als Empfang des heiligen Geistes für den Kirchenlehrer, Buße, als im Christenthum bethätigte fortschreitende Selbstprüfung, letzte Oehlung, als Weihe des subjectiven Lebens, im Scheiden vom Körper, für den Eintritt zur Seligkeit, sind allerdings nur praktisch-vernünftige Momente des christlichen Lebens, ohne nothwendige Causalverbindung mit der Versöhnung, wie der Verf sagt, und können daher nicht wirkliche Sacramente seyn, wiewohl sie zur Heiligung des christlichen Wandels beitragen. Aus eben den Gründen könnte auch das Gebet Sacrament seyn. Diese Ansicht ist nicht ganz ungegründet.

Die V. 194-196 erzählte Verschreibung mit Blut an den Pabst, hat fast den Anschein einer Teufelsverschreibung, und scheint die Worte der Stammidee im Text zu bestätigen, wonach derselbe dem Magier für die Himmelsschlüssel Blut opfert. Der Verf. behauptet, der Bischof zu Rom habe des Siegfrieds Sitte gekannt, treu dem gegebenen Worte zu bleiben, wenn auch Blut und Tod das Siegel der Treue werden müsse,

müsse, daher habe er ein Blutband zwischen Kirche und deutschem Volkssinn geflochten. Dies ist aber eine leere poetische Lizenz. Der Pabst liefs sich zwar im achten Jahrhundert Eide der Treue schwören, jedoch nur von der Priesterschaft Mag der Verf. behaupten, der Volkssinn habe freiwillig ein solches Band geflochten, so bleibt es doch eine sonderbare Fiction, eine allegorische Person, wie den personificirten Volkssinn mit Blut zu begaben, und eine Blutverschreibung an den heiligen Vater vornehmen zu lassen. Der Verf. rückte nach diesem Vorwurf mit einer abentheuerlichen Geschichte hervor, dafs grade diese Verschreibung daran Schuld sey, dafs nicht ganz Deutschland protestantisch geworden, indem ein Theil, blos aus Treue, nicht der evangelischen Wahrheit hätte folgen mögen, und der Blutverschreibung fester als dem Lichte des Herrn Folge geleistet habe. Dieser Ausdruck ist zu intolerant, um nur ein Wort weiter darüber zu verlieren.

Von V. 906-927 wird der Bau des gothischen Domes beschrieben, welchen Siegfried nach innerem Mahnen erbaut. Wir kennen des Verf. Ansicht vom deutschen Christenthum bereits aus den allg. Anmerkungen. Hier ist nur

nach-

nachzutragen, dafs er unter Hulda (Huldigung) die anerkannte Gewalt, die Krone, unter Freya, (nicht Frigga) die Freiheit, die Schwestern Siegfrieds (des Volkssinns) verstehe. Der Pabst verbietet lezterem, den Thurm der Gewalt, und die Kuppel der Freiheit, an dem Heiligen anzubringen, und läfst blos einem Thurm für sich vollenden. Sonderbar genug hat hier der Verf. den Dom zu Strasburg, der einzigen grofsen deutschen Stadt, die, wie er sagt, mit Recht noch in den Händen des Auslands sey, als Muster der normalmäfsigen deutsch-römischen Kirche angenommen, und bedenkt es nicht, dafs in so mancher deutschen Stadt die Thürme völlig ausgeführt sind. Seine Deutungen sind daher willkührlich, ohnerachtet es nicht unwahr scheint, dafs die gothische geschmacklose Baukunst sich versetzte; die Natur in dem Heiligthum des Geistes, wie der Verf. sich ausdrückt, zu sammeln, da sie Pflanzen und Thiere in dem Aeufsern der Kirche, sonderbar genug, vermengt und bindet. Wir wissen aber nicht, dafs die Deutschen zu Rom ein ähnliches Gebäude gründeten, da die vor der herrlichen Peterskirche existirende Basilica kein deutscher Dom war. Uebrigens bildet sich der Verf. nicht wenig darauf ein, dafs

seine Vorfahren eine idealistische Idee, wie das Herabfallen des Lichts durch die durchbrochene Kuppel der Freiheit, haben ausführen wollen, und Sinn und Gewalt, als geschwisterliche Säulen und Thürme, am Eingang des Heiligen erhoben haben, und das ganze in Gott gebaute Haus mit dem künstlichen Wachsthum der vereinigten Natur ausstatten wollten. Der Pabst allein, meint er, habe das herrliche deutsche Gemüth in seinen Ausgeburten unterdrückt, bis es endlich sich selbst befreit. Aus diesem Standpuncte, sagt er, sey es auch allein zu erklären, wie tiefe italiänische Gemüther, vor allen Dante, sich gegen den Pabst auf die Seite des Kaisers gewandt hätten, zu einer Zeit, da schon die Entführung des deutschen Sinnes nach Rom sich genugsam kund gethan. Uebrigens gehört es zu den Gewaltsamkeiten des Verf., dafs er bei dem Auffordern eines Zeugen, andere gegen ihn zeugende vergifst. So vergifst er den Petrarca, einen abgesagten Feind der deutschen Herrschaft in Italien, gänzlich.

Von V. 227-250 schildert der Verf. die Ausschmückung des deutschen Domes durch den heiligen Vater. Dieser verwirft des Siegfried naturphilosophischen Einfall des Eingehens

der

der Natur in Gott, durch den Dom, nicht gänzlich, sondern giebt dieser Idee nur eine kirchliche Deutung, indem er die Monstranz als Sonne in das Allerheiligste trägt. Der Verf. will hierdurch nämlich seine stammgemäfse Begründung des deutschen Christenthums retten, und selbst der römische Bischof mufs der Gewalt der deutschen Idee hierin nachgeben, wie schon bei dem Bau des Doms, nur dafs er darin das ihm direct widerstreitende streicht und hemmt. Die Römer nämlich hatten, nach dem Verf., nicht die Idee einer grofsen Versöhnung der ganzen Natur mit Gott durch den Sinn des Guten, sie hatten nur die einer Beherrschung, und in ihrer Kirche sammelten sie als brauchbar noch alle Reste ihrer mit dem Heidenthum abgelebten Stammidee. Gute christliche Helden traten in die Pfade heidnischer Götter. Die Deutschen aber wollten sich mit Gott und Natur versöhnen, und ihr Himmelreich, durch Kraft dieser aus dem Innern kommenden Versöhnung, verdienen. Sie vereinten daher im Sinne des Guten den des Schicklichen, Angenehmen und Nützlichen, so dafs das ganze Leben, Natur und Geist, in der Kirche vereinigt, aus der Kirche das Gemüth herrschen sollte. Eben diese Idee ward nach ihm vom Pabste benutzt, indem er nun nur

sich rechtlich und sinnbildlich durch Erbschaft und Brautschatz an die Spitze der Kirche zu stellen hatte, um dadurch der Herrscher über das deutsche Gemein-Gemüth, den Volkssinn, zu werden.

Nach geschehener Einweihung des Doms, rückt der heil. Vater weiter mit politischen Begründungen der Hierarchie hervor, vornehmlich durch die innigste Verkettung der Geistlichkeit an den h. Stuhl. Er giebt den nun ehelos an die Kirche gebundenen Priestern seinen Faden in die Hand, schafft die Liebesmahle der Layen ab, führt Mönchs- und Nonnenklöster, zum Besten für die unverständigen Layen ein, Verehrung der Heiligen, mittelst ihnen geweihter Tempel und Kapellen, vorzüglich Anbetung der heiligen Mutter Gottes. S. darüber V. 252-534. Allerdings werden in der Zeit bis auf Karl den Grossen diese Gründe der Hierarche gelegt, der Mönchsstand, als eine Vermittlung zwischen dem vom Priesterstande tief getrennten Volk, und der mit dem h. Geist beliehenen Priesterschaft, eingeführt, auch die Lateinische Sprache als kirchliche, selbst in Deutschland, wie die Tonsur der Priester, im 7ten Jahrhundert angeordnet. Indess wie bereits erinnert worden, war das Cae-

libat

libat der Priester, und die Entziehung des Kelches für die Layen, erst die Ausgeburt späterer Jahrhunderte, wenn auch im 5ten Jahrhundert vom h. Stuhl Versuche dieser Art statt fanden, welchen damals noch der Sinn der Geistlichkeit selbst widerstand. Der Verf. hätte daher seine Verse auf die Zeit der wirklichen Einführung sparen sollen; dann würde er auch nicht nöthig gehabt haben, V. 333 und 338 anzudeuten, dafs die Priester erst nach und nach diesen Vorschriften Folge geleistet hätten, welches nur das schon so grofs geschilderte Ansehn des Pabstes schwächt. Es ist übrigens ganz richtig, dafs im 8ten Jahrhundert das Gebot des Caelibats erneuert wurde, jedoch durch die Unfehlbarkeitserklärung Gregors des 7ten, in dessen Herrschaft von 1073-1085, wirklich durchgesetzt werden konnte. Also bis nach Carln den Grofsen hätte der Verf. mit Einführung des Caelibats warten sollen.

Dann ermuntert der h. Vater den Siegfried zur Sachsenbekehrung, welche von V. 350-376 geschildert wird. Auf dem Sinsfeld im Paderbornischen, wird Vater Teut vom Sohne mit Blut getauft, nachdem seine Frau Felicitas ihn verrathen. Der Verf., welcher aus der

Form

Form eine Ausländerinn gemacht hat, behauptet, dafs alle Schmach der Deutschen aus ihrer Neigung für ausländische Formen hergekommen sey. So habe auch der verrömischte Sinn, den Volksgeist durch die Neigung der Mutter Form, so leicht gebannt. Nach dieser That zieht der h. Vater den Siegfried gewaltsam mit sich zurück nach Rom, damit er sich nicht wieder mit dem verletzten Vaterhause aussöhnen möge.

Von V. 377-392 folgt dann die Krönung des Pabstes, und dessen Uebergewicht über alle weltliche Macht, sein Bekrönungsamt deutscher Kaiser, und der ihm gebührende Fufskufs.

Die von V. 396-451 gehende Rede des Pabstes, worin er durch Aufstellung von Lehrsatz und Tradition, die Unfehlbarkeit des h. Stuhls festsetzt, scheint die Zeit Gregors VII bezeichnen zu sollen. Sonderbar genug nennt der Verf. die Tradition, Sand, und das Dogma, Salz der Kirche, beide dem Wind und Wasser unterwürfige Stoffe, welche nur durch ihre Aufstellung als Salomonische Säulen unter das Kirchendach, einige scheinbare Festigkeit erhalten konnten. Der h. Vater macht

sucht sehr sorgfältig üble Gerüchte von diesen Gebilden, welche so lange im Verborgenen geruht hatten, im Volke zu widerlegen, indefs finden sich gleich bei der Aufstellung von V. 452-467 Zweifel und Unzufriedenheit. Der deutsche Volkssinn scheint sich in sich selbst zurückzuziehn, so dafs man ihn daheim todt sagt. Welches Zeitereignifs der Verf. damit bezeichnen wollen, ist mir unbekannt, jedoch scheint der durch diese hierarchische Geschichte laufende Faden anzudeuten, dafs erst dann der deutsche Sinn gegen Rom erkältet sey, als ihm klar geworden, dafs sein Heiligthum weder die Natur, noch ihn, Leib, Gemüth und Geist, fassen solle, sondern dafs es nur die Wolke verschliefsen solle, aus der Furcht und Schrecken, die Herrschaft des Priesters über alles Land hindonnern möge, deren Dunkel sich von nun an weder Sinn noch Geist nah wagen dürfe. Dieses alles ist dem deutschen Sinn zu und nach Gregors Zeiten klar geworden. Von dieser Zeit schreiben sich der Deutschen Schritte her, die Macht der Hierarchie zu untergraben, sie zeigen sich anfänglich in unheimlicher Abneigung, in der Ueberzeugung, dafs der Gott der Liebe sich wieder in den unerreichbaren unversöhnlichen Jehova der Juden zu verkehren drohe. Diese Abneigung,

gang, meint der Verf., hätten die väterlichen Hohenstaufen am sinnigsten ausgedrückt, nur über den Sinn hinaus habe sich schon ihr nächstzeitiger Geist, einen willkührlichen Weg in Thätlichkeit gebrochen, welcher sie gestürzt.

Die höchste Macht des Pabstes drücken V. 468-475 aus, welche Epoche bis zu den Kreuzzügen geht. Der Pabst beredet auch den deutschen Sinn zu den Kreuzzügen, wie es scheint, um seinem stillen Trauern eine heilsame Bewegung zu geben. Besser hätte der Verf. als Motiv, Gier nach deutscher Habe und Rittergütern angegeben.

V. 486 habe ich einen komischen Schreibfehler im Manuscript corrigirt, indem der Verf. aus Eifer, den Zug Peters von Bari mit seinen Franzosen, dem des Bonaparte nach Moskau, zu vergleichen, anstatt Kukupeter's, Kukuparte's geschrieben hatte. Uebrigens war die Zögerung der Deutschen bei den Kreuzzügen allerdings gegründet, und der Eroberer Jerusalems, Gottfried von Bouillon, war ein Fürst des h. Reichs.

V. 488-505. wird die Stiftung der Tempelherrn, und der andern am heiligen Grabe aufgekommenen

meren Ordensverbrüderungen, als die erste Handlung, verborgen gegen den Pabst, die Kirche in integrum zu restituiren, angeführt, und derselbe durch Rosenkränze und Reliquien nur zu täuschen gesucht. Freilich erkannte der Pabst später die ihm von dem Orden der Tempelherrn drohende Gefahr, und vertilgte ihn, jedoch bleiben die Mysterien dieses merkwürdigen Ordens, und sein höheres reines Christenthum, unerweislich. Richtiger war die Stiftung der deutschen Kreuz- und Schwerdt-Brüder, in V. 504-515, welche sich auch später zuerst dem Protestantismus in die Arme warf, als ein patriotisches Institut, dem Pabst gefährlich. Nicht unrichtig läfst daher der Verf. diesen Orden aus einer Wiederversöhnung des Volkssinnes mit dem Volksgeiste hervorgehen, da Siegfried, auf seinem nordischen Kreuzzug, den Vater Teut wieder sieht, und alle Unordnungen und Verkehrtheiten in seinem Vaterlande selbst zu sehen bekommt.

V. 525 bis zu Ende der Satire, werden dem Siegfried die Augen über die Verderbnifs der katholischen Geistlichkeit geöffnet. Er sieht Tetzels Geldwagen nach Rom ziehen. Dieser Anblick bereitet dann die in den Kirchen, der

der dritten Satire, geschilderte deutsche Kirchenreformation vor. Uebrigens würdigt der Verf., sonderbarer Weise, Joh. Huſs, und Hieronymus von Prag, keines Verses, da deren heldenmüthige Aufopferung und die Tapferkeit der guten Böhmen, doch wohl eine ehrenvolle Erwähnung durch den Apostel Johannes, verdient hätten. Allein theils scheint der Verf. diesen Act als vorzeitig, und ohne den allgemeinen Volkssinn begonnen, in Schatten gestellt zu haben, theils ist ihm wohl der Ausgang, und die Rückkehr der meisten Böhmen zum Katholicismus, nicht so ganz recht. Indeſs scheint doch V. 541-543 beide Glaubenshelden als Märtyrer der Wahrheit zu bezeichnen.

III.

Die Kirchen.

Suchend und unmuthsvoll, unschlüssig wanderte Siegfried.
Lang' gewöhnet, unter der Erd' die heilige Kunde
In der Verborgenheit Schirm zu lesen, römischen Weihen
Abhold, nähernd das Herz dem stillgeborgenen Heiland,
Stieg er hinab in Hallen des Waldes unter die Erde.
Denn es öffnete dort Bergleuten der dunkele Schacht sich.
Innen ein Knäblein fand er; es schwang jungrüstiges Aermlein,
Hammerbewehrt bei der Lampe des Vaters. Glimmendes Golderz
Drölmte die Arbeit hervor. Ab schaut' es nicht von dem Hammer,

Schweifs abschüttelnd, und unablässig helfend dem Vater.
Aber es reizte des Kindes Gestalt Siegfried. Es vereinte
Kraft das Gesicht kampflustiger Helden, Schärfe des Auges
Schwerdt, und siegende Rede des Mundes trotzige Wölbung.
Nehmend die Hand des Kindes, erlaubt' ihm der willige Vater
Mitzuführen den Sohn, ein reineres Gold zu gewinnen
In des Doms verborgenen Hallen. Munter verfolgte
Siegfrieds Schritte der Knab', er liebte den sinnigen Führer.
Und in der Klöster Wölbungen schritten sie, durch der gewalt'gen
Dome Säulen, und sahn der Hirten innersten Unfug.
Aber dem Jüngling gab ein Mönchskleid sorgend der Führer,
Und in die Hände die heiligen Kunden. Feurig die Arbeit

Trieb

Trieb er hinab in den untersten Bau vergessener Väter.
Da erlernt' er zu scheiden das Gold von trüglichem Schimmer;
Und, wie zu Rom Siegfried, erschien ich seinem Geweihten.
Männlich stand er der Mann; den Band des heiligen Worts hielt
Mächtig der Arm. Mehr redet' als Wort sein schlüssiges Auge
Willensvoll, und bestrahlt von tieferhelltem Geiste.
So erblickt' er, rollend vorbey ihm, ziehen der Wagen
Einen nach Rom, geladen mit Gold. Es hemmete Martin,
So benannte die Laufe das Mönchlein, stürzend der Rosse
Strebenden Huf, und streute das Gold zuschauendem Haufen
Aus, und sprach: „Behaltet das Sündengeld, und bezahlet
Nicht die Sünden der Sünd'. Wie hat unseliger Unfug

Dich umsponnen, du freundlicher Sinn? Wo hältst du verwahret,
Weis' es, dein Buch? Wo ist des Herren Kelch dir geblieben?
Kennest du doch den Becher nicht mehr, dess Stärke dir zukam
Einst; verlorest das Heiligste dir; verkauftest der Sünde
Dein unschuldiges Blut. Was gab dir wieder die schwarze
Roma, vergeltend die Opfer des Blondgelockten? Es ward dir
Sand vor die Augen gestreut, und taubes Salz, und der Moder
Lügenvollen Gebeins. Dafür verkauftest das Herzblut
Du, den Leib für das Nichts, für eiserne Ketten den Reichthum,
Für der Pfaffen Linsengericht, dein heiligstes Antheil,
Deinen Erlöser, deiner Versöhnung heiligen Becher.
Sage, wo ist dein Tempel? Wie kennst du Gott, den mit Gittern

Abgebauten von dir? Wo ist dein innerer Heiland?
Siehe, dir geb' ich wieder dein Gold, dein reineres. Kaufe
Dir ab, was dir gebricht. Eröffne den inneren Schacht dir,
Gold in den Tempel zu legen. Nicht mag ihn Roma dir öffnen,
Kundig jeglicher Erze, zur Wünschelruthe des Bischofs
Stab, und den Fischerring zu Zauberbanne gebrauchend.
Führte sie täuschend doch den gläubigen Sinn zu des Erbes
Hochgepriesenen Schätzen hinab in die Hallen der Vorzeit,
Weisend die Schlüssel verfälscheten Goldstaubs, preisend die nächtlich
Erz und Salz und Gestein alchemisch mengende Küche,
Als des Goldes reine Geburt, vertraueter Erbschaft
Göttliche Macht, der Lehrer und Heil'gen seguenden Nachlafs.

Aber ich stieg mit dem Hammer bewehrt, und der Lampe des Geistes,
In das Untre der heimlichen Arbeit. Wie auch umzäunet
Rings, der Chor und Altar, dem Volk die Schritte verweigert,
Und geschäftiges Schmieden verbirgt, ich habe gewaltsam
Aufgerissen die Decke. Mich sah man feuerbewehret
Eingehn. Selber erhellt' ich den Trug falschprägender Münzer.
Lachend über zur' heilig und frommes Gemüth, und verhöhnend
Gott und Heiland, schaut ich allda aus falschen Metallen,
Pabstkron', Fürstenhüt', und Stäb' und Ringe bereiten,
Und die Blitze des römischen Bischofs, heimliches Feuer,
Abzuscheuchen das Volk, zu brennen, welche der Arbeit
Zusah'n, und die Münzer erkundeten. Schlösser erblickt' ich,

Mächt-

Mächtge, zu schliefsen das heilige Buch, und Scheeren, der Weihen
Geist zu ertheilen, und Kelche, dem Volk entrissen, gehäufet;
Kugelkränze dafür zum Gebet geschmiedet, und Ablafs-
Tafeln grofs und klein, zu hoh'n und niedrigen Preisen,
Heil'gen-Diplome, Briefe des Himmeladels, Gestorbnen
Und Lebendigen feil, und Binden, Schleyer und Ketten,
Dolch' und Gifte dabey, gereiht in mancherley Flaschen,
Mit der Heiligen Asche vermengt. Da hob ich des Mundes
Schrecklich den Köchen dröhnende Kraft, und redete zürnend:
„Lügenbrut! So machest du Gott; so baust du den Tempel.
„So empfängst du ein heiliges Erbe; so mit dem Brautschatz
„Stattest du aus die hoffende Kirche. Stofse der Heiland

„Aus das falsche Gold und die Münzer! Waren doch besser
„Einst im Tempel die Mäkler noch. Ihr habet die höh're
„Weisheit; unten den Bund mit nachtarbeitenden Geistern,
„Oben das Lichtgewand der heiligen Engel, und aufsen
„Kronen und Schwerdt, und Wag', und Kaufmannsgüter und Goldglanz.
„Aber ich reifs' euch ab die Mosesdecke; zerrifs sie
„Doch vergeblich für euch der Heiland, tretend vom Kreuze
„Ein in das Allerheiligste einst. Ihr brauchet zum Schirm sie
„Wieder, hängend die Hüllen um euch; der unnahbar umwölkten
„Heiligkeit Schein. Es sah mit offenem Blicke der Heiland.
„Keines Gitters bedurft' er, der Scheere nicht die Apostel;
„Knecht nicht wurde der Herr, die Knechte draufsen zu stellen

„An

„An den Sand, und das Salz, und den Brodhalm, innen gemächlich
„Mit den Erwählten zu zechen. Ihn sah am Kreuze das Volk auch,
„Und es reichten sein Blut den Knechten mit die Apostel,
„Selber Volk und Knechte, wie dienend selber der Herr war.
„Mehr wohl seyd ihr als er, ihr Zauberer? Kronen und Scepter
„Nahmt ihr! Woher? Ihr weidet mit Schwerdt und Feuer die Heerden;
„Redet mit todter Zung' unsinniges, schliesset mit Schlössern
„Zu das Wort, und klebet des Heiland's Wunden mit Wachs zu.
„Ja! Ihr risset die Zung' ihm aus, wofern ihr's vermögtet,
„Höllenbrut'. Ihr habt das göttliche Blut zu geheimer
„Goldbereitung entwandt, zu hexenkund'ger Beschwörung.
„Roma, du stahlst nicht den ersten Gott dir. Aber erwarte

„Göttliche Strafe wieder von uns. Nicht halten die Ketten
„Und die Gitter deiner Gewalt. Ein heiterer Jüngling
„Blond, blauäugig zürnend, entreifst dir wieder den Diebstahl.
„Denn ihn liebet der Herr; ohnmächtig hemmet die Lüg' ihn."
Furchtsam floh vor dem Worte die Priesterschaar, und allein stand
Ich in der Küche des [illegible]schen Metalls.
Draus nahm ich der heilgen Schriften verschlossenen Band, und bring' euch wieder das Wort zu."
Und er begann zu lesen daraus. Da hörte mit Beifall
Zu, und unsäglicher Freude, das Volk. In heimischer Zunge
Glaubt' es zu hören den liebenden Heiland, also vernehmbar:
„Volk, ich liebe, wie du mich liebst. Mich glaubte der Hochmuth
„Einst zu bezwingen, doch als er an mir sich selber geschlagen

„Sah,

„Sah, bestäubt' er mit Staube das Haupt, und stellte sich büfsend,
„Und verlangte dafür die abgegebenen Kronen
„Reicher zurück, und vergafs, dafs ich halmgränzender Dornen
„Blutige Zier dem Haupte gebracht, und ein in der Dornen
„Schützenden Grund aussäte das lebenrettende Goldkorn.
„Dieses säe mein Volk, dies säe jeder sich selber,
„Seiner Erndten eigener Herr. Ich wies euch die Aussaat,
„Blutend den Leib von dem Stahle der Erde, sonnegenährt dann
„Hob ich die Saaten zuerst zur Reife der Auferstehung,
„Reichte den Wein euch den stärkenden hin, die Weihe des besten
„Geistes. Diesen theile mit mir, wer siegen im Tode
„Mag, und krönen mit goldenem Erndekranze das Haupthaar.“

Da

Da erfüllte das Volk, auf Martins Laden, des Domes
Heiter glänzende Hallen. Es ward das Gitter gebrochen,
Trennend das Volk vom Heiland, und auf den Stein des Altares
Legte man nieder das deutsche Buch. Die Kränze der Kugeln
Flogen hinaus aus den Thüren des Doms; und fromme Gebete
Drangen aus selbstaufgehendem Sinn laut auf zu des Himmels
Hehem Licht. Es stürzten in Staub die magischen Bilder;
Handhauf wurde die Erbschaft; Kalch und Wasser entliefs dann,
Wenig Salzes annoch den Sammelnden gönnend, der Brautschatz.
Und es reichte zum Brode den Kelch der schmucklose Martin,
Hirten zugleich, und Männern und Frau'n, und Knechten und Mägden.
Still dann eilten sie kraftgestärket hin an die Arbeit,

Stö-

Störend nicht fürder den Tag mit zahlloser Bilder Verehrung.
Aber es schaute von Roma der Oberhirt, wie das Mönchlein,
Angeführt durch veränderten Sinn Siegfrieds, aus des Domes
Heiligthum die mühsam gestelleten Bilder und Gitter
Warf, und den Prunk abthat, das Buch eröffnend dem Volke.
Zornig, rüstend im Dome den Blitz, abrief er den Siegfried,
Warnend den Ketzer allein dem Flammentode zu lassen.
Doch es lächelte jener des Zorns, und blickte mit junger
Lust dem rüstigen Mönchlein zu. Da schleuderte Roma
Blitze gegen die beiden. Es zitterte zagend ein wenig
Siegfried, noch gewöhnet den Strahl zu meiden des Bischofs.
Kühn drauf stellte der Mönch sich hin wehrlos vor den Helden,

Sterb-

Sterblich vor den Unsterblichen, fing das gefürchtete Feuer
Auf, und lächelnd warf er's zurück. Es sahen der Fürsten
Zitternde Häupter, des Reiches gewaltige Schwerdter, des Mönchleins
Göttliche Kraft. Ihn tödtete nicht das Feuer des Bischofs.
Da versammelte rings um ihn sich des liebenden Führers
Väterlich' Haus. Es kamen des Reiches Häupter gegangen.
Teut und die Schwestern Siegfrieds. So ertönten die Worte
Martins, fest, im Arme das Buch. Scheel hörte sie Roma.
„Mein nicht achtet, aber des Geistes, dessen ich voll bin,
Göttliches, welchem erschreckt der Nebelschleyer sich auflöst.
Nicht verlang' ich das Haupt in drohende Wolken zu hüllen.
Schwach, ein Diener des Herrn, erhebt mich Feuer des Kelches,

Wel-

Welchen ich trank, ihn nehmend vom Sohn, bereit ihn zu theilen
Mit dem Menschengeschlecht, dem eingeschlofsnen zu Roma.
Sehet die Kraft ist jedes; nicht preis' ich solcher mich einig.
Allen hat geblutet der Herr, nicht schimmernd verborg'nen
Pfaffengezücht allein. Ich nah' euch wieder zu tragen
Heim in das Haus den gestohlenen Herrn und verborgen gehaltnen;
Weiset ihm wieder den Weg zu euch. Nicht werd' ich es scheuen,
Schmucklos euch in die Schwellen zu folgen, Mahle zu theilen
Fröhliche. Denn es freute der Herr im harmlosen Herzen
Sich der Schuldlosen Lust. Er brach die blutigen Waffen
Mit der Sünd' und dem Teufel, womit ich die Lanze zu brechen
Stehe bereit, auf Leben und Tod. Defs kümmert mich wenig.

Denn

Denn es stehet der Sieg hochprangend selbst im gebrochnen
Herzen. Werdet mit mir kampfkundige Schwerdter des Himmels.
Dann geniefsen wir, wie auch bereit zu bitterer Arbeit,
Freudig den sonnigen Tag und des Abends heitre Gemeinschaft.
Sey nicht finster ein Mensch, und abgesondert ein Priester,
Ringend und lärmend ein dürres Gebein. Er theile des Lebens
Frohen Genufs in kampfbereiter gegürteter Unschuld.
Nehm' er ein Weib' sich; sey es nicht Schand' zu heifsen ein Mensch ihm.
Woll' er nicht Engel lügen den Erdklos. Aber er kenne
Seiner Pflichten heiliges Maafs, und bete vom Himmel
Fehlende Kraft, und hoffe der mangelnden Liebe zu füllen
Ein verzagendes Herz. So theil' er irdisches Leben

Mit

Mit dem Erlöser, und nehme von ihm sein treibendes Saatkorn,
Dessen Erndte sich freuet der Geist. Nicht hoffe der Schläfer
Gnade von Träumen, deren Gebild' ihr Teufel unherspielt.
Wachend decke die Brust des Panzers schützendes Eisen,
Taghell nehme den Leib, des Herren Körner, die Erd' auf,
Sonnig ströme der Geist aus des Kelches allen gebot'nen
Lippen dir ein, und gehe dir auf in heller Verklärung.
So nur magst du zum Herrn eingehn, du sorgender Pilger,
Unbekümmert um anderer Thun, und römischer Gnaden
Höllenschlaf und Himmel-Geräusch. Geh', zünde dein Licht an
In dem Buche des Herrn, und trag' es heim in dich selber.
Fürchte dich nicht, des Pfaffengezüchtes Zorn zu erdulden.

Denn sie haben nicht Gott, sie schlossen selber sein Wort zu.
Blinde sind es, am Tage das Aug' gewendet zur Erde.
Aber bei Nacht erblicken sie Gold, und glimmende Flämmlein,
Tragend ein Liebchen im Arm, und hausen Wälder und Land durch.
Lasse nicht beten für dich die Träumer. Bete du selber
Brünstiges Herz; du sage dem Herrn dein frommes Begehren.
Rede du deutsch; er will es verstehn; und rede das deine,
Und das deine wird er dir thun. Geh', lerne zu schauen
Dein erlöst aufgehendes Innre, rein zu bewahren
Leben und Geist, und Wort und That. Dann wirst du begreifen,
Wie eine feste Burg dein Gott ist, deren Umwahrung,
Spottend der Blitze von Rom, einheimisches Leben dir losgiebt."

Freu-

Freudig horchten Fürsten und Herrn und Volk. Es vermogte
Nicht Siegfried zu trennen vom Mönch der römische Priester,
Nicht ihm zu blitzen das göttliche Wort aus der Hand. Es beschämte
Tausend Teufel zu Worms und aber tausend, es sah sie
Feindlich der Mönch, die Stimme. Sie redete wieder den Donner.
Da versuchte zuerst der stolze Priester, der dreifach
Aufgethürmeten Krone, den Schutz vom kleineren Goldreif
Anzubitten, und gegen den Mönch zu führen den Caesar.
Aber es staunete dieser des Manns, und ehrete Siegfrieds
Neigung, selber gen Rom die strafende Züchtigung tragend.
Fremde Fürsten empfingen des Mönches Bücher und Wohlthat.
Da entwandten den Klöstern der Mönche Schaaren sich freudig,

Nonnen gingen zu freyn. Verkauft ward wieder dem Volke
Ihm entzogenes Gold und Silber, Edelgestein auch,
Pracht der Mefsgewänder, und prunkbeladene Mäntel
Heilig gewordenen Holzes und angebeteter Steine.
Aber es wollten einige drauf die Bilder der Heil'gen
Niedertrümmern, und tilgen der Farben lebende Zierde.
Doch dies hemmete Martin eifernd: „Lasset entgelten
Nicht dem Frommen, dessen Gebild zum Götzen erhöht ward,
Des unschuldigen Leibes Gedächtnifs. Ehret sein Bildnifs,
Aber ehrt es in euch, und wollet nicht selig in fremder
Seligkeit seyn, und fassend den Schlepp euch himmelhinan ziehn.
Lasset den Priesterknechten das Weib, und die mancherlei Helfer.

Wir

Wir bekennen den menschlichen Gott, dess hülfreiche Hand uns
Ward, und nährte mit Leben des Himmelreichs die Gemüther;
Dessen heiliger Geist uns naht im Bade der Kindheit
Friedlich rein aufblühendem Sinn, des Fried' uns herabkommt
Zu des Mahls gemeinsamen Brauch, wenn Leben und Geist wir
Theilen mit Gott, demüthig im wahren Leib, und im wahren
Blut empfangend der höheren Reinheit ewiges Gleichmaafs,
Wort und That versöhnend mit ihm, dem Reinsten und Höchsten.
Dieses Heiligste sey euch genug; nicht greifet nach vielem.
Ehe zu heben zum Himmel, die Priesterscheere zu heil'gen,
Und der Knaben Schritte zu uns die Buſse des Herzens
Aus dem Kämmerlein her zu ziehn zum Altar, und die Salbung

Sterbenden Hauptes göttlich zu achten.
Solcherlei Brauch sey
Nimmer mit Gott. Es wolle zu ihm, nicht
binde der Mensch ihn.
Wisse du tief aus dir, ob Gnad' dir sey und
Erlösung,
Oder verdieneter Zorn. Dies sey dein vol-
les Gedächtnifs.
Messend dich selbst und bauend an dir,
erbaue die Gnad' dich.
Solches Leben achtet mir's hoch, das beste
ja bleibt es
So; doch wollt' es nicht göttlichem gleich
im Tempel verehren.
Nahm doch das Leben allein in die Kirche
der römische Bischof,
Ganz es zu nutzen in Willkühr. Aber zu-
rück es empfangend
Reinigt es wieder mit Gott, und lernt es
würdig erachten.
Siehe, dir ist nun Raum und Zeit zu tüch-
tiger Arbeit.
Mensch! gedenke des göttlichen Sohns.
So giebt dich der Himmel
Frei

Frei von schmählichem Sündensold gesendet nach Roma,
Frei vom wandernden Müssiggang zu helfenden Wundern,
Tugendmahlenden Festen und zwanggestempelter Tugend,
Hergeholt aus der Gilde des Himmels. Feste nur seyen
Dir des Heilands heiligste Tage dann, und des Ausruh'ns
Billiger Tag. Dran werde dir nicht unwillige Wohlfarth
Aufgepreſst. Geh', suche bei Gott, was dein und des Vaters
Würdig ist, und des Sohns, und des ausgegossenen Geistes.
Mahle dir nicht, und lasse nicht mahlen dir von dem Priester
Knixend, und drehend, und bückend, und latisch redend, die eigne
Tugend; lasse nicht opfern für dich. Es gab sich zum höchsten
Opfer der Herr. Nicht will er dein Wort vom Priester empfangen,

Und gemahlete Buſs', und ausgedachte Versöhnung
Künstlich. Was du ihm thust und sprichst, sey lauter und truglos,
Und genommen aus dir. Dies bringe dem Opfer der Menschheit.
Nimm, empfange von ihm. Nicht hoffe den Herrn zu bestechen
Fastend, und quälend bitter den Leib, und zwingend den armen
Gliedern ab, was dem Geiste gebricht; wie gäb' es der Körper?
Drum erhelle dich selbst, bevor du dem Heiligen nahest,
Und es nähre sich mit dein Leib an göttlicher Reinheit.
Stilles Gebet eröffne dir selbst; dann hebet ein kräftig
Lied, gesungen mit allen, dein Herz hoch. Gab doch des Geistes
Kraft mir manch' untadliches Lied. Dies singe mit allen
Laut, und danke dem Herrn, und lass' der wogenden Klänge

Un-

Unschuld rauschenden Strom durchziehn die feiernde Seele.
Dann vernimm, was des Geistlichen Mund in einfacher Rede,
Prunklos dir entwickelt aus unseren göttlichen Kunden,
Und verwahre des Heilands Stimm' im innersten Herzen.
Nie wird lügen ein Mann mit diesem Buch in den Händen.
Denn es zwinget dies Wort die eigensinnige Weisheit.
Redete doch Thorheit dein Geistlicher, wisse du selber,
Stillen Gemüths, zu nahen dem offenen Wort. Ich verwahrte
Alles dir lauter und rein in deiner heimischen Sprache.
Manche werden vielleicht des Redneramtes sich thöricht,
Fabel zu lehren, bedienen, und kalte Worte zu dehnen,
Abgewendet vom Feuer des Geistes. Aber verachte

Solches Geschwätz. Dels zeihe nicht Gott, dels nimmer den Heiland.
Suche den Geist, im Worte des Geistes, dessen es voll ist.
Forsche nicht nach fremdem Vergehn; und schleiche der bösen
Führer Tritte nicht nach. Wofern du kundig des Bessern,
Folge der Kunde. Verderbe dir nicht die gradeste Wandrung.
Oft erblicke der Herr dich im Haus, und oft dich des Sohnes
Mahl mit heiterem Muth. So trotze der prunkenden Hoffarth
Römischer Art. Du, trag' in offenen Blicken den Heiland
Deutsch. Es sey ein Christ des Herrn Bekenner zu Hause,
Nicht in der Kirch' und in Rom nur. Es stell' ein Diener des Wortes
Nicht sich aufser das Land, hinein von drüben zu schreien.
Drinnen red' er mit Geist und Gemüth, in heimischer Sprache,

Hei-

Heimisches; sey ein Bürger dabei und
Bauer des Landes,
Ehrsam, führe zur Zucht und Kenntnifs
grünende Jugend;
Dafs sie fähig werde, sich selbst in die Kirche zu heben,
Aufzuschlagen ihr eigenes Buch, gleichlautend mit jenem,
Welches der Herr euch wiederum gab. So
bauet ihr Diener
Unserer Kirch', ihr Heiligstes aus. Es ruh'
in den jungen
Herzen, geführet zu Gott, und gekräftiget. Feinden ein Beispiel,
Tretet voran; und möget ihr nicht, bescheidner, voraufgehn,
Geht in des Volkes Mitt', harmlos, und sorget, dafs nimmer
Anstofs neben euch Pilgernde nehmen.
Wehe dem Hirten,
Welcher solches versäumt, und umgewandt von den Seinen,
Heimlich nächtliche Pfade verfolgt, und
den Himmel verachtet'

Treu wie Gott dem Herrn, seyd Unterthanen im Lande,
Ehre gebend der weltlichen Macht. Nicht setzet euch gleich ihr.
Achtet mir nicht das Leben gering und die Zierden des Lebens.
Denn es ist eu'r einiger Prüfstein. Wollet nicht eilends
Ueberspringen die prüfende Noth. Auf! Lernet, und treibet
Eifrig den Leib und das lässige Herz. Nicht lasset der Prüfung
Stunden thörigt vergehn. Abstärkt erkämpfeten Frieden.
So nur streitet ihr siegend um euch. So strömet der Geist ein.
Nicht in den Müssigen fällt hienieden göttliches Feuer.“
Also ermahnt' er Volk und Kirchenlehrer, voran stets
Schreitend, und unbekümmert der lässigen Fragen der Thoren,
Hart oft strafend den Stolz, und eigenwillige Neider.

Aber

Aber ein Weib sich nahm er in Eh', und theilte die Mahle,
Festliche, froh mit Fürsten und Volk, in heimischer Sitte
Oft mit reimendem Scherz den heuchelnden Schimmer verspottend.
Aber es hatten indefs in jenem gefallenen Salzbild,
Brautschatz genannt der Kirch', sich andere Körner gesammelt,
Ausgeläutertes Salz, und brachten es, fordernd, es solle
Martin solches wiederum setzen vorn in den Tempel.
Aber es wies sie zurück damit der verständige Stifter
Deutscher Gemeind'. Drob zürnten ihm manche, selber in eigner
Kirch' anordnend geläutertes Salz, erneuerten Lehrschatz.
Denn es redeten jene. „Nicht sey's dem Geiste genügend,
„Abgegangen zu seyn von Rom, und mancherley dennoch

„Auf-

„Aufzubewahren, und nicht durchaus zu scheiden den Brautschatz.
„Jegliches Bild sey Schmach dem Himmel, jeglich Gedächtnifs
„An die verworfene Zeit. Ganz möge der Tempel verstofsen
„Jegliche Zier und jegliche Zeit, dem ewigen Worte
„Zeichenlos geweihet und bildlos. Denn nur bedeuten
„Solle das Wort geistvoll, nicht nachgebildet im Bild seyn.
„So nur solle bedeuten der Wein, und bedeuten das Brod auch,
„Nicht dem Leibe vermählt, ein lebendiger Gott seyn; Bildnifs
„Sey nicht und Tempel, ein Leib, des Geistes. Einig die Seele
„Trage des Höchsten entstelletes Bild, und sey der Versöhnung
„Willig und fähig gemacht, wofern dies Gott ihr in Gnaden
„Zugewilligt nach früherem Rathschlufs."
Drauf aus den Kirchen

Stie-

Stiefsen sie jegliches Bild, und das „ist“,
aus dem Mahle der Liebe.
Und den Leib hinaus aus dem Tempel,
hinderndes Fleisch ihn
Nennend, den Prüfer und Träger des ewig
bildenden Geistes;
Dessen schuldloser Glanz die schuldlose
Seele verkündet
Herrlich, oder verzerrt, die Niederlage
des höchsten
Bildes prediget lauter, als oft die That und
das Wort spricht.
Bald dann standen im Land der Tempel
dreie geordnet;
Prachtvoll der Dom; annoch die latische
Sitte bewahrend;
Aber dem Volke geöffneter auch, die Bil-
der verhängend
Mehr, Erbschaft und Brautschatz, wie-
derum Hirten entsendend
Nach altväterischer Sitte, des Zweifels
Kämpfe zu zügeln,
Rath zu pflegen in höchster Versammlung.
Aber es wufste
Schlau

Schlau zu entgehen der römische Vater, hier zu verlängern
Zerrenden willig die Schnur, dort straff sie den Fallenden ziehend;
Dort zu öffnen, und da verschlungene Gitter zu bauen,
Siegfried schmeichelnd, und Teut absichtliche Fehde bereitend.
Mitten erhob sich Martins kräftiger Bau. Er verwahrte
Treu das Löbliche stets, der Zeiten Schmuck. Es durchhallte
Hoher Gesang und geistiges Wort sein inn'res Gewölbe.
Aber den Menschen zeigte der Lehrer, billig und einfach,
Ausgesöhnt mit dem Himmel, in Leib und Geist mit der Menge
Tretend vor Gott. Es ging in das Volk der liebende Heiland.
Links erhob sich das schmucklose Haus, geschieden von Bildern
Jeglicher Zeit, und vom Körper. Es diente drin der Bedeutung

Gei-

Geistigen Lebens das Wort. Doch ging oft zwistiger Geist aus,
Leiblos, herrischen Stahl und Feuer bietend dem Zweifel,
Geist erhebend über den Geist, drob Geister entzweiend.
Siegfried aber, obwohl geneigt der mittleren Kirche,
Dachte des Bluts gegebener Treu' an den obersten Bischof,
Mogte nicht blutig reisfen ein Band, geschlungen einmahl doch.
Drum dem Heiland stellt er anheim, den alle verehrten,
Seines Dienstes trauteren Brauch. Fromm ging er in jede
Dreier Kirchen, getrennt im Inneren ewig von Roma.
Leer erfand er den nichtigen Streit um Seelen und Himmel,
Einig seligmachende Kirch'; und geistlose Weihen
Achtet er nicht, im Innern die höheren Weihen erkennend.

Glaube darum gleichgültig ihn nimmer, oder partheilos.
Nimmer schäferte so germanischer Sinn. Er ergriff oft
Strafend des Bischofs Stolz, und strafend den thörigten Lehrer,
Welcher in Aberglauben und selbstgeschaffener Thorheit,
Oder zweifelnder Kälte, das Volk abscheuchte vom Tempel.
Aller wacht' er in sorgsamer Mild', bis wieder ein Unheil
Gegen ihn hob der römische Groll gesunkener Herrschaft.
Sieh', es mengten sich nun, eingehend in dreierley Kirchen,
Volk und Fürsten. Es war nicht allen der friedliche Siegfried
Sichtbar und hell. Da hoben sie Streit, und zogen die Schwerdter
Unter sich aus. Es hetzte der Hirt vom römischen Dome.
Blut umflofs den Altar. Des heiligen Gottes Versöhnung

Fernete Kampf. Es brannten die Städt' umher, und die Tempel.
Bald auf des römischen Domes, und bald auf der anderen Kirchen
Seite, schwankte der Sieg. Unermefslich dehnte der Kampf sich.
Aber es wollte der Herr nicht seyn Kampfrichter im Blute.
Da erhob Siegfried sich kenntlich allen, und hemmte
Solches Gericht, und sprach zu den schwerdtersenkenden Streitern:
„Wie vergiefst ihr mein Blut, ihr Helden? Fraget ihr nochmals:
Ob Gott Baal sey oder der Herr? Wer liebet und recht thut,
Kennet den Herrn; ihn wird des Erlösers Liebe regieren.
Befs're dich, Rom! gezüchtigt so oft durch unseren Handschuh.
Wende dich ab weltgängelnder Lust. Nicht wird es gelingen,
Fürder dir anzufachen die Ketzerflammen, und deutschen

Glaubens Gottesgericht. Gieb' auf die Münze des falschen
Goldes. Es ist ja ächtes auch dir. Diese reinige, säubernd
Deinen entehreten Schatz. Wir haben lang' ihn begraben
In des Rheinstroms spülenden Strudeln. Zeige dich würdig,
Guter Apostel des Stuhls, und lasse fürder den trägen
Schuh nicht küssen ohne die Wandrung kündenden Narben.
Lege die Dornenkrone nicht ab, dein einiges Erbe,
So du versteckt. Nicht ziemt es, des Teufels Ende zu feyern
Hier auf der Erd', wenn grimmig annoch und laurend er umirrt,
Wie wir ihn selber gesehn hoch thronen unter den Schlüsseln.
Sey wie Peter ein Held des Glaubens, aber in Liebe,
Schmucklos ein herzgebietendes Haupt, dem Knechte die Füfse

Abzu-

Abzuwaschen bereit, so hülfreich, mild und versöhnlich.
Dann wird geben die Ehre dir zwanglos Fürst und Geringer,
Achtend dein hohes Erbe nach dir. Dels denke fortan nur.
Aber du, mittlere Kirche, gebaut auf unsere Feldmark,
Sey willkommen! Erhebe dich nicht unwürdiger Kunst voll.
Nähre das fromme Geschlecht dem vaterländischen Heiland.
Stark sey! Thätig leihe den Arm unschuldigem Wirken,
Lebens froh, und gegürtet zum eisernen Kampf, wo es Muth gielt,
Sündenschlacht; nicht streite des Eigensinnes Gefechte,
Leerer Wort' und Begriffe Panier zum Tummeln erkiesend.
Gieb die deutsche Rechte der That. Dein lauteres Wort sey
Herzentsprungen, und voll Anmuth ausduftender Weisheit.

Schwatze nicht kalt von dem Herrn. Er
sey dein Feuer und Fest dir,
Schirm und Trutz. Laut töne dein Lied
aus freiem Gemüthe.
Ehre der Zeit entsprungenes Gut, und lo-
be den Höchsten
Dels. Bewahre den Leib dir rein, den
Tempel des Heilands,
Wahren Leib zu empfangen und wahres
reineres Herzblut.
Dann wird willig der Geist in solchen Tem-
pel herbeiziehn
Göttlicher; prüfe du wohl, und kenne,
welchen du herbergst.
Denn du kennest das Wort; du hast es;
messe daran ihn.
Mild ist göttlicher Geist, demüthig, in-
neren Werths voll,
Reich an Fülle des Lebens, und voll in
ebner Gesundheit,
Nah der Natur und Gott in ihr, weit offen
dem Himmel
Sternenreich ihn spiegelnd auf mildgeebne-
ter Fläche.

Aber

Aber du anderes Haus, ohn' einigen Schmuck, und des Leibes
Schaffende Hand, nicht falle du ab in stolzem Alleinseyn.
Härme nicht aus das göttliche Wort, und zerre mit Willkühr
Nicht dein himmlisches Band. Dir komme still dein Erlöser,
Geistbegriffen, und stark dein wirkendes Treiben beherrschend.
Treu dem begriffenen Wort gestalte sich deine Bedeutung
Geistvoll, nicht abirrend vom Weg zu schnödem Verwerfen,
Oder Vergessen, und Suchen des Nichts. Sey eines, und etwas
Recht, damit du dich freust des dein sich freuenden Gottes."
So versöhnete bald Siegfried die blutenden Kämpfer,
Trennend die Schaaren, und leitend die drei, sich friedlich zu gönnen
Wege zu Domen und Kirchen. Unwillig mufste der Bischof

Sich begeben des Siegs im blutigen Gottesgerichte,
Angesponnen durch ihn. Doch liefs er zürnenden Groll nicht,
Wohl ohnmächtig und wieder Begehren nehmend der kleinern
Heerden Stab in die Hand, und ängstlich hütend die Schäflein.
So bestanden daheim die Kirchen neben einander.
Siegfried freute der dreie sich hoch, wenn jede des Goldkorns
Schönere Saat aussäte der Jugend, jede des Alters
Heitere Scheitel bekränzte mit reichlichem Schmucke der Erndte.
Und es fand sich geläutertes Gold im älteren Dome,
Römischer Zier; so innen in rein heimathlicher Tugend
Manch' unrömische Kraft umglänzt von römischem Schimmer.
Sieh', es schwand der kundigen Beter müssiges Handwerk

Mehr

Mehr und mehr; dort redete auch manch' lebenerfüllte
Mund ein kräftiges Wort, und fesselfreier entwanden
Römischem Gnadenfrohn, sich Volk und Führer des Volkes,
Aufsen ehrend ein väterlich Erbe, heilig Gewand ihn
Achtend, und tragend hinein des Innern freie Versöhnung.
Ehre die Weg', und wolle der Zeit gestatten den Umschwung,
Nicht abreifsend und zerrend den Faden. Thörigte Weisheit
Ist es, zusammen zu spinnen das Gold und den Hanf und die Seide.
Fordre dir nicht von dem Juden Belehrung, welcher der Ringe
Aechtester sey. Du sey in deinem Innren der Aechte.
Sieh' dich nicht um nach diesem und jenem. Giebt es der Thoren
Mancherley doch bey Priestern und Volk. Der findet in allen

Kirchen des Heils nicht genug, und härmt allein, in dem Scheine
Thränender Reu' und Frömmigkeit sich, und klaget der Menschheit
Tiefen Verfall, und bleibet so heut verschlossen als morgen
Weisem und wirkendem Thun. Ein anderer sucht in geheimen
Kunden ein Heil, und theilet mit andren zaubererfüllte
Hofnung, zu finden im Wunder die goldbereitende Tugend,
Steine des Weisen, und läfst des Lebens nutzlose Schlacke
Sterbend zurück, nicht säend die lichtgenährete Erndte.
Andere leugnen den Herrn, und dünken weiser um vieles
Sich, ableugnend ein höheres Seyn, und dennoch vielleicht gar
Wähnend, es könne der Mensch, gottlediger Tugend, die wenig
Lebensjahre des Seyns, nicht gar unbillig verkaufen.

An-

Andere glauben, Ausleger des Wortes, hülflosen Glaubens
Diener, helfen zu müssen der früh aufstehenden Sonne,
Dafs sie scheinen nicht mög' ohn' ihre Gläser den Augen.
Einiges blenden sie ab, und anderes lassen sie blinken,
Ränder bekläksend, schwarz und roth, die heiligen Kunden.
Aber es spottet der Geist und das Herz der Reinen, des kleinlich
Theilenden brillbewaffneten Blicks schmeifslegender Fliegen.
Andere sind gleichgültig dem Wort, und bau'n ein vergoldet
Kalbbild dir in Sitt' und Moral; raummessenden Maafsstab,
Seelenzirkel, anstatt des inneren Maafses verhandelnd,
Redend von Gott nur wenig als unermefsliches Unmaafs.
Andere träumen von überirdischen Welten auf Erden,

Re-

Reden mit Engeln, und wissen das Geisterwort zu belauschen,
Täglich pflegend die Sitte der Himmel, theilen die Kunden
Anderen mit, und freun sich des Gott vertraulichen Zugangs,
Für der Geschlechter künftig Geschick den himmlischen Rathschluſs
Ausgelauschet zu haben, und schlagen Karten des Himmels
Mit dem heiligen Buch, und pochen göttlichen Trumf aus.
Störe dich nicht der Thoren Beginnen. Lässet sich Siegfrieds
Redliches Herz, ich kenn' es, doch nimmer leiten in Irrsal.
Ruhig schauet er her, so lang sein trauliches Volk lebt,
Von dem vaterländischen Sitz, sich freuend der Tugend
Manches gottbegeisterten Jünglings, manches verehrten
Greises, mancher liebenden Braut, und zärtlichen Mutter,

Manch' anmuthig spielender Kindlein. Denn er gewahrt es,
Dafs die Liebe kennet sein Volk, und preiset den Heiland,
Brünstig geliebt, vereint ihm mit Leib und Leben und Geiste.
Traun, er verachtet das Ungethüm, die Hure der Völker,
Welche Juden sammelt und Heiden, vielerley Volk sich
Beigesellet, und heimathslos zu Buhlen des Leibes
Haben mögte die Welttheil' alle, alle die Meere.
Sinnig ist er des Hauses bedacht, und der Reinigung, zärtlich
Zugewendet den Seinen. Nicht wird es jener gelingen,
Zu entweihen das heilige Haus ihm. Denn es erhellet
Gott der Herr. Es stehet in ihm!" So sprach mir Johannes.

Gewaltsame Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel zu O***

zu der dritten Satire.

In keiner Satire wird es sichtbarer, wie sehr der Verf. in gegenwärtigem Bande überhaupt seiner früheren Arbeit über die Gewalt des Staates widerspricht, als in der vorliegenden. Wenn wir den Tadel der deutschen Stammidee oder Herta, welchen sie in der 2ten Sat. des 1sten Bandes auf den Krodo (den Kirchenpatron) warf, dann auf den Püsterich und Nehalennia, die in der Unglücksperiode ein Kreus an die Wohnung des Volksgeistes mit Blut zeichneten, wieder herbeiziehen, so müssen wir schliefsen, dafs entweder die Stammidee, oder jezt der Apostel Johannes gelogen habe, indem der Volkssinn (Siegfried) hier gar nicht als entzweit in den 3 Kirchen erscheint, und der Apostel das Christenthum der Deutschen, mit wenigen Ausnahmen, auf welche sich allein, wie auf die fremde und ausgebrauchte Form des Katholicismus, der Tadel erstreckt, förmlich als

ein

ein innerliches und wahres, herausstreicht. Dadurch scheint auch die Satire selbst ihre zweifache Gestalt zu verlieren, wenigstens ist in den drei Satiren über den Volkssinn als Religion, das Gottliche und davon abfallende, nicht zweifach gesondert, sondern geschichtlich oder episch gemengt, und der durch das Ganze, oft bedrängt, doch ruhig fortschreitende Sinn, bleibt doch durchgängig ideal. Wem sollen wir also glauben, der tadelnden, von Entweihungen, Thorheiten und Verfolgungen in der Kirche redenden Stammidee, oder dem lobenden Apostel Johannes, welcher den deutschen religiösen Volkssinn gut findet? Der Verf. antwortete auf meinen Einwurf nicht ohne affectirte Gleichgültigkeit: „Glauben Sie in der Sphäre der Gewalt der herrischen, aus dem alten Heidenthum gewachsenen Stammidee, welche noch ihre alte Heldenwelt kennt, und ihren Sohn den Volksgeist nicht im Auslande vermählt wissen wollte, aus welchem Grunde er ihr seine Ehe mit der Form lange verborgen hielt, und in der Sphäre des milden auf Christenthum getauften Volkssinnes, glauben Sie dem christlichen Apostel, Sinn und Gewalt müssen durch den Staat, der Verwandtschaft mit der Mutter Erde halber, sich lieben, aber erlauben Sie beiden ihre durchaus verschiedenen Wege, und lassen Sie den Tadel

der

der Stammidee hinsichtlich der Dinge, womit der deutsche Volksgeist bis jezt ihre Hoffnungen vaterländischer Gemein-Gewalt verletzte, eben so wahr seyn, als das Lob, womit der Freund des deutschen religiösen Volkssinnes, Johannes, den guten Siegfried, wie er auch irrte und fehlte, ehrt." Hierauf sagte ich ihm: „Er könne aber gar nicht erwarten, dafs dem Publico seine Freundschaft zwischen Sinn und Gewalt, nach jenen Reden der Stammidee, klar seyn werde, da er die deutsche Gewalt mittelst Auslassung der Krone (oder Hulda) gar nicht dargestellt, sondern blos Recht und Erziehung, als Theile derselben, bitter tadelnd aufgeführt habe." Hierauf erwiederte der Verf.: „In der damaligen Zeit, 1811, habe er die deutsche Gewalt nicht sprechen können, daher auch nicht von ihr gesprochen, indefs solle dieses Gemählde ergänzend, sobald es Zeit sey, nachfolgen, und dann werde ich ebenfalls einsehen, dafs es mit dem Zorn der Stammidee nicht so gar viel auf sich habe, wie ich vielleicht jezt glaube; wenn nämlich Hulda, die Tochter Teuts, das Wort führe. Diese Ergänzung müssen wir denn allerdings abwarten. Es scheint überhaupt, dafs die Form der ersten Abtheilung durch diese Auslassung entstellt worden, um in der damaligen Zeit die Seite des Zorns der Stammidee

über

über die Franzosenherrschaft desto deutlicher hervorspielen zu lassen.

Uebrigens ist es bei gegenwärtiger Satire wohl nicht zu verkennen, dafs der Verf. ein eingefleischter Lutheraner ist, und Luthern für den ächten Repräsentanten und Sprecher des deutschen Volkssinnes hält, wie er denn dies freilich bei seiner Ansicht, dafs das Christenthum national werden müsse, nothgedrungen mufs. Durch diese Seite glaubt er denn Luthers barsche, mit Volkssprüchwörtern gemengte Sprache, vor dem Tribunal der Humanität rechtfertigen zu können; jedoch bleibt es immer unverantwortlich, den Apostel Johannes in diese Grobheit zu verflechten, für dessen sanften Character, schon die Erzählung der inhumanen Ausdrücke und Reden Luthers durchaus unpassend erscheint, um so mehr dessen Gleichnifs der Hure von Babylon, auf die redlichen Bestrebungen cosmopolitischer Denker angewendet, deren Absicht nur das Wohl der ganzen Menschheit umfafst, blos weil er durch das Glück des Ganzen die Nationalitäten gefährdet glaubt. Zu des Verf. Bestem glaubte ich wirklich Anfangs, er habe, wie Luther, unter der babylonischen Hure Rom verstanden, indefs riefs er mich mit Worten aus meinem Irrthum, deren zorniger Ausdruck mich

hinreichend in sein gährendes Inneres versetzte. „Sie auch," sagte er, „verstehe ich mit darunter, und alle philanthropische Marktschreier, All-Juden-Deutsch-Türk-Christ-Wechsler, und cosmopolitische Lumpensammler. Diese bedeuten nicht, sondern sind die Hure der Völker, und wollen das heimische Herzblut nicht mit dem Wein des göttlichen Geistes, sondern mit der Geilheit Asiens und dem Brand Africa's mischen. Es soll die deutsche Schwelle, in der der Heiland dornengekrönt einging, mit dem Gemisch fremden Betrugs und bodenloser Gleichheit und Gleichgültigkeit ausgetreten werden. Es soll eine Menschheit in Deutschland werden, welcher der Kamtschadale und Feuerländer ein eben so guter Deutscher ist, als er sich selbst einer seyn soll." Diesen Angriff auf alle Humanität lasse ich mit Recht so nackt, ohne Widerlegung, Schwarz auf Weifs stehen, würdig eines Görres, welcher zu einem wahren Deutschen fordert, Absonderung von anderen und schlechteren Nationen, Hafs gegen Juden, ächtes Christenthum mit Deutschheit oder vielmehr Grobheit, Partheinahme gegen alles, was nicht deutsch und altväterisch ist, daher denn Feindschaft gegen Humanität und Cosmopolitismus, Menschenrechte und philosophisches Recht. Ein Dichter sollte sich schämen, der Nachbeter solcher klein-

kleinlichen Ansichten engherziger Obscuranten zu seyn. Wie unschicklich sind in der gegenwärtigen Satire die Ausdrücke Luthers, „Pfaffenbrut, falsche Münzer“ u. s. w.! Hätte der Dichter nicht Luthers harte Ausfälle mildern, und wenn er solche Ausdrücke brauchte, diese weglassen sollen? Gewifs wird solche Heftigkeit in der Darstellung des Protestantismus, diesen nicht am liebenswürdigsten gegen den Katholicismus characterisiren. Aber grade solche Ausdrücke sind die Losungswörter des modernen Patriotismus, dessen Sprache wir aus dem verstorbenen Rheinischen Merkur kennen. Dem Verf. erscheint aber diese Sprache als eine kräftige und deutsche, und er sagte oft von Görres: „Solche Rede hat noch deutsches Herzblut, und ist aus dem ächten alten Kern aufgeschlagen!“ Wer mit Vernunftgründen ruhig und bedächtig etwas angreift, ist ein Gleichgültiger, Partheiloser, ja Dummer; wer aber dabei tobt, als wolle er das Weltall umrenomiren, wenn er z. B. nur gegen die armen unterdrückten Juden schreibt, der ist ein deutscher Mann Gottes. Wer weifs denn nicht, dafs Luther eben durch seine Heftigkeit so vieles verdorben hat, und allein an der Spaltung der reformirten Kirche Schuld ist? Der Verf., welchem alles ihm mifsfallende als ein Abfall vorkommt, daher er die reformirte

Kirche eine Verstandeskirche nennt, will freilich die Schuld auf Seiten der Reformirten geworfen wissen, ja er geht so weit zu behaupten, dafs aus dem Zorn Luthers seine Gröfse am schönsten geleuchtet habe. Es sey fast nichts von Luthern gesprochen und gethan, was nicht ächt deutsch, und ächt christlich gewesen, so auch, wenn es für den Deutschen eine allein seligmachende Kirche gäbe, könne es nur die seyn, welche, wie die lutherische, den deutschen Volkssinn ganz befriedige. Nur dürfe es in dieser Kirche nie an wahrhaft lutherischen Lehrern fehlen, damit der deutsche Character sich immer fester aus sich hervor dem nachbilde, was Luther dargestellt. (Bekanntlich ist der Sinn dem Verf. der Ursprung des Volkscharacters). Mit Recht habe daher Luther seine Reformation als eine neue geistige Kraft betrachtet, und dieselbe als die allein seligmachende bezeichnet." Sogar das rechtfertigt der Verf., ohnerachtet der Volkssinn selbst eine solche Prätension, nach seiner eigenen Darstellung nicht anerkennt. Freilich sehen wir Luthern in dieser Satire stärker und muthiger, als den ganzen deutschen Volkssinn, indem er sich vor denselben zum Schutz gegen die Blitze des h. Vaters stellt. So hat noch wohl kein Schriftsteller die Kraft und Verdienste Luthers gepriesen, und

jeden

jeden seiner übereilten heftigen Schritte zu rechtfertigen gesucht. Da in gegenwärtiges Jahr grade das 300jährige Reformations-Jubiläum fällt, und wir Reformirten allerdings Luthern auch manches verdanken, da ohne dessen Tolldreistigkeit der verständige Calvin wohl nicht das Werk angefangen hätte, so wollen wir mit weiteren Einwürfen gegen die Vergötterung Luthers einhalten, und für die besonderen Noten unsere Erinnerungen gegen manche sonderbare Ansichten des Verf. sparen.

Besondere Noten.

Bei dem Eingang der 3ten Satire warf ich dem Verf. vor, dafs er ein Plagium begangen, indem er die Idee des Eingangs aus Werners Weihe der Kraft entwandt habe, wo die Scene mit dem Bergwerk eröffnet, und auch magnetisch mit der poetischen Nadel auf das für die Kirche herausgeförderte Gold hingewiesen werde. Bekanntlich war Luthers Vater ein Bergmann. Der Verf. schäumte hierauf folgende archilochische Jamben auf Wernern hervor:

„Nicht durftest du des Mannes Kraft besingen,
Der da schon, Unkraft weihend, abgezehrte

Krampfhaft verzerrte Kindheit, unnatürlich
An sein ideelos Bild, sich selbst verschlungen.
Gieb her, was du der Wahrheit abgewunden,
Dein kraftlos Bild mit falscher Kraft zu schmücken.
Nicht ziemt, ein einzig wahres Wort zu sprechen,
Dem falschen Freund, vom hintergangnen Freunde."

So übel hat der Verf. den Uebertritt des Dichters zum katholischen Glauben genommen. Er geht so weit, hiermit das Entwenden eines guten Gedankens, mit Gewalt gleichsam, zu rechtfertigen. Er spricht sogar einem vom Protestantismus zum Katholicismus übergehenden Dichter alles poetische Gemüth ab, welches nicht darin bestehe, zu für poetisch gehaltenen Formen überzugehen, sondern selbst das scheinbar Unpoetische, poetisch zu machen. Suchen und nehmen, sey aber nie poetisch, sondern Schaffen und Machen. Von dieser Seite trete ich den Ansichten des Verf. nicht bei, da der Poet allerdings mehr Nahrung in dem sinnlichen, allegorischen Dienst der Kirche finden mufs, als in den einfachen protestantischen Gebräuchen. Indefs ist seitens

des

des guten Beispiels und der Folgen ein solcher Uebergang nicht lobenswürdig, noch weniger, wenn er aus Interesse geschah. Der deutsche Sinn spricht, wie der Verf. sagt, das Gemein-Gemüth in allen 3 Kirchen jezt vaterländischer aus, warum also den Uebergang von einer zur andern tadeln? Blos deshalb, weil man in jeder gut seyn kann, und nicht gezeigt werden soll, dafs die Kirchen ein verschiedenes Verhältnifs zu Gott, dem Guten, und dem Staat haben. Dies haben sie aber wirklich, wie er selbst, am besten zu zeigen, sich beflissen hat. Er hat mir die Charactere der 3 Kirchen folgendermafsen bezeichnet. Die katholische Kirche nennt er die gottväterliche, die lutherische die gottmenschliche, und die reformirte die gottgeistige. Hierin liegt eigentlich die so oft versteckte Reserve des Verf. Die gottväterliche Kirche, sagt er, stelle eine repräsentative Gottesherrschaft vor, die gottmenschliche regiere aus dem Innern, durch Vater und Geist, nach der Vereinigung mit dem Gottmenschen, die gottgeistige regiere durch des Geistes Bedeutung, oder das ausgelegte und begriffene Wort. Die lutherische Kirche bleibe daher die reine volksthümliche und menschliche. Denn sie sey die einzige, welche die Gottheit in den Menschen,

und in den Verein der Menschen den Staat versöhnend einführe. Die gottväterliche sowohl als die gottgeistige Kirche, bedürften beide der Hierarchie, um Vater und Geist festzuhalten, und zu repräsentiren. Es sey widersinnig, dafs sich die reformirte Kirche nicht hierarchisch gestaltet habe; daher sich bis jezt in lezterer das Bestreben danach immer von neuem kund thuen müsse. Calvin habe durch Servetus Hinrichtung ein ernstes Zeichen seiner Auslegungskunst des Geistes gegeben, da absoluter Geist, als Religion im Menschen, so wie Weltregierung als Religion, des Ausgangs aus einem Mittelpunkte bedürften, wenn nicht Schisma, Streit und Hader, welche versöhnungswidrig wären, entstehen sollten. Der Gottmensch allein sey der wahre Mittler, welcher durch Kraft im Gemüth, ohne Auslegung und Geitsesmessung regiere. Durch ihn erhalte die Kirche innere Freiheit, d. i. Versöhnung des Gemüthes mit dem Geist und der Weltregierung, oder dem Vater; sie werde ohne hierarchischen Zusammenhang in jedem hervorgebildet; aus welchem Grunde auch die Brüdergemeinden in lutherischem Sinn, und von Luthern gelobt und gebilligt wären. Hiermit ist also die Reserve des Verf. entfaltet, der Grund, warum er die Kirchen

so stellte, und das Merkmal, in wiefern der Volkssinn sich mit ihnen zufrieden stellt oder nicht. Er billigt also die katholische und reformirte Kirche nur dann, wenn sie ihren Mitgliedern den Uebergang zu der inneren oder lutherischen Kirche freilassen, daher denn der wahre deutsche Volkssinn in allen Kirchen lutherisch ist, das heifst, die äufsern Gebräuche beobachtet, aber aus seinem Innern das eigentliche Heiligthum bildet, in welchem sein Verhältnifs zu Gott ruht. Auch glaubt er, dafs die lutherische Kirche, wenn ihre Lehrer ihrem Muster nachleben, in einiger Zeit die einige deutsche werden könne.

Diese Ansicht kann ich durchaus nicht billigen. Die katholische sowohl als die reformirte Kirche, haben sich nicht so vom Heiland getrennt, dafs man von ersterer sagen mufs, sie verstofse seinen Geist, um der väterlichen Weltregierung willen, die sie vorstelle, und zu Lehn trage, und letztere den Leib Christi, um des Geistes willen, und allein die lutherische verbände Leib und Geist Christi, und vereine die höhere Natur des Gottmenschen mit dem Volke. Der katholische Christ sowohl als der reformirte, verehren den dreieinigen Gott, und die Abweichungen des Cultus und der Liturgie

unter denselben, haben auf den wahren Christen keinen Einfluſs, der sich überall, wo Gottes Wort ihm zukommt, gleich seyn muſs. Wie es ein Aberglaube ist, neue Wunderthaten der Heiligenbilder zu glauben, so ist es auch einer, eine gottväterliche, gottmenschliche und gottgeistige, deutsche Kirche zu unterscheiden. Denn die Hierarchie der Päbste, ihre Cerimonien, ihr blutloses Abendmahl für das Volk, ihr Zurückhalten der heil. Schrift, Ausgabe von Dogmen und Paradosis statt derselben, sind nicht Ausflüsse einer die Weltregierung durch Gott den Vater zu Lehen tragenden Kirche, sondern als willkührliche Handlungen der geistlichen Herrschsucht anzusehen, so wie auch die Gnadenwahl (electio aeterna) der Reformirten, ihre Bedeutung oder Erklärung des Abendmahls, ihr Ausstoſsen der Bilder, selbst dessen des Heilands, nicht als Ausflüsse der Hierarchie des absoluten heiligen Geistes, sondern als eine in wahrer Aufklärung bestehende Würdigung der keiner Körper und Bilder bedürfenden Religion, angesehen werden müssen. Die reformirte Kirche hat nie an eine Hierarchie des absoluten heiligen Geistes gedacht. Der Verf. meint, diese liege so ohnfehlbar darin, daſs nur der befreite Volkssinn sie bis jezt verhindert habe. Diese Folgerung

ist

ist mir aber unerklärlich, da zu der reinen Vernunft eine Hierarchie passen würde, wie die Faust auf's Auge. Der Verf. sagte zwar, ich verstehe die Hierarchie des absoluten Geistes unrecht, weil ich sie mit der lehensherrlichen väterlichen der katholischen Kirche, al pari setze; ob nicht Hierarchie seyn müsse, wenn eine Gnadenwahl statt finden solle, um die Menschen durch den Geist mit den Zeichen des Himmelreiches zu versehen? Gnadenwahl aber könne nur seyn, wenn von absolutem Geist als höchster Weihe die Rede wäre, so wie ich auch aus den Schriften vieler neueren Philosophen abgenommen haben werde, dafs sie keinen andern Weg für das Auffassen ihres Centrums im Geiste, als philosophische Gnadenwahl, hätten angeben können, woraus denn unmittelbar die absolute Herrschaft und Infallibilität derselben hervorginge. Alle absolute Gültigkeit und stehende Bedeutung des Geistes bedürfe, als Religion, d. i. für den Volkssinn, der Hierarchie, weil sonst ihre Vereinbarung mit dem allgemeinen Glauben unmöglich wäre. Die meisten Zweifler wären auch deshalb aus katholischen und reformirten, oder bischöflich-protestantischen Kirchen hervorgegangen. Die lutherische Kirche bedürfe des rohen oder gereinigten Dog-

me durchaus nicht. Ich widerstritt ihm gänzlich, dafs die Reformirten allein den heiligen Geist verehrten, so wenig die Katholiken sich lediglich an den unerreichbaren Jehova hielten; denn im Abendmahle der Reformirten bedeute auch der Leib wie der Geist, bei den Katholiken ginge der Geist zwar lediglich an den Priester, werde aber, wie der Leib unmittelbar, so mittelbar dem Volke zugetheilt. Hiergegen sträubt sich nun der Verf. gewaltig, und behauptet, die katholischen Layen müfsten den Gottesgeist symbolisch und wirklich entbehren, um in ihrer Feudal-Hierarchie, die sich des Kelches bemächtigt, aus demselben ihr Schicksal, ja ihre Seligkeit zu empfangen, wie aus der Hand Gottes; und die Reformirten müfsten Leib und Blut Christi wirklich entbehren, um nicht gehindert zu werden, der Gnadenwahl als rein geistiger Potenz, den Menschen in den Weg zu legen, und Hierarchie müsse bey ihnen seyn, weil die reine Auslegung, oder der absolute heil. Geist, nur auf Einem Wege, wie aus einem Centro als Absolutes, Licht und Gnade, ausgehen könne. In Luthers Kirche aber werde weder die gottväterliche Feudal-Weltregierung dargestellt, noch die des absoluten Geistes, sondern der Sohn der Gottmensch, mit dem Menschen sein Leben wirklich theilend,

und

und den Gott, vor den er selbst gebetet und geknieet, als Vater mit dem Menschengeschlecht in leiblicher Gegenwart innerlich versöhnend. Diese Kirche wolle keine Herrschaft, sondern bleibe in der gemüthlichen Sphäre stehen, welche der Volkssinn regiere, und halte sich lediglich an die göttlich-menschliche Kraft, welche zur Heiligung, oder Gelangung des inneren Lebens zum Himmelreich, sich in Leib und Seele ergiefse. Diese sey also die mittlere, vermittelnde, christlich-deutsche Kirche, welche weder wie Juden und Katholiken um Gnade der Weltregierung buhlen, einer Hierarchie, nach welcher der Heiland nie gestrebt, noch sich unmittelbar im absoluten Geiste der Gnade und des Lichts, welcher von dem Volkssinne nicht getheilt und begriffen werde, befinden wolle, und daher eben durch Christum oder den Gottmenschen durchgehend, mit ihm als Mittler das Gemüth durch Glauben, Liebe und Hofnung erhellen könne. Er habe aber nichts dawider, dafs in der katholischen und reformirten Kirche ächte deutsche Christen seyn könnten, da die wenigsten begreifen mögten, was in ihrer Kirche ausgesprochen liege, und daher jeder, auch selbst bey dem Zwang des katholischen Dienstes, sich so ziemlich, namentlich unter den Deutschen,

seinen Weg selbst zu bahnen sucht; und dieser Weg führe dann durch die Geistesfreiheit oft zu der wahren Philosophie, welche wieder eins mit dem Gemüthe und dem Volkssinne werde. Hiedurch kommt denn der Verf. wieder wie von selbst auf dasjenige zurück, was ich zuerst behauptete, dafs der Heiland in allen 3 Kirchen gleich verehrt werde, oder doch verehrt werden könne. Man mufs sich nicht an Worte der Theologen halten, wenn von dem Innern einer Kirche die Rede ist. Von selbst fällt daher des Verf. Eintheilung der Kirchen weg. Die Reformirten, zu deren Confession ich selbst gehöre, halten sich keineswegs allein an den heil. Geist. Ihre Gnadenwahl, welche als dogmatischer Begriff, keineswegs aus der Luft gegriffen ist, sondern einen philosophischen und schriftgemäfsen Grund hat, ist doch nur ein jezt veraltetes, und nicht für die Kirche selbst bestimmendes Dogma. Im Gegentheil ist die wahre Toleranz in der reformirten Kirche zu Hause, grade weil ihre Lehrer die Bedeutung der Lehre Christi am geistigsten auslegen. Sie abstrahirt, als erhaben über das Sinnliche, mit Recht von allem Bildlichen, und ich leugne es nicht, dafs ein gewisser Eifer mich zu der besonnenen Klugheit dieser Kirche hinzieht, so viel Eifer nämlich gegen-

gegenwärtig bey der allgemeinen Toleranz, Menschenliebe und Humanität, auf partielle Gegenstände, wie eine einzelne Kirche immer ist, verwendet werden mag, aus welchem Grunde ich eben dem lutherischen Eifer des Verf. nichts weiter in den Weg stelle, als die Erinnerung an Aufklärung und Humanität, mit der ich ohne weitere Auctorität, bey allen wahrhaft Gebildeten, gegen jeden Fanatismus, nur dieses Winks bedarf.

Das in V. 28-81 geschilderte Anhalten der Tetzelschen Ablafs-Geldwagen durch Luthern, bezieht sich auf dessen Anschlag der Theses wider den Ablafs am 28ten Oct. 1517 und das damit begonnene Reformationswerk. Dieser Schritt Luthers bleibt allerdings ewig denkwürdig und lobenswürdig, schon deshalb, weil er dem Feind auf der schwachen Seite, mittelst der Volksmeinung, grade auf das Leben ging, also klug und rechtlich zugleich handelte.

Die von V. 32-112 gehende Rede Luthers enthält den ersten Umsturz des Pabstthums, durch Abschaffung der Messe, 1525, und die Bibel-Uebersetzung, von 1522-1534. Sie ist zu inhuman und heftig. Der Dichter hätte Luthern humaner sollen reden lassen. Er hat aber alles

her-

hervorgesucht, um seine rauhe untolerante Seite auswärts zu kehren. und es fehlte nichts, als dessen Ausdruck: „du Sau!“ welchen er gegen König Heinrich den VIII von England gebrauchte, dessen Corpulenz ihn wahrscheinlich zu solcher kurzen Wahl bestimmte, mit aufzunehmen, um vor allen Gebildeten seinen groben Helden vollends zu prostituiren.

Besonders aus V. 87-89 geht des Verf. Vergleichung des katholischen Ritus mit dem Judenthum, welche desselben Steckenpferd ist, hervor, und worauf er es vorzüglich zu gründen meint, dafs die katholische Kirche das Lehn der Weltregierung des jüdischen Jehova an sich zu reifsen gesucht, weshalb er sie die gottväterliche Kirche nennt.

V. 101-104 hätten wegbleiben können, da sie wirklich inhuman sind. Denn wenn auch noch hier und da den Katholiken das Lesen der Bibel untersagt ist, so darf man es jezt doch nicht so grell darstellen, wie Luther es damals that. Der Verf. mag vielleicht wohl Mitglied der Bibelgesellschaft seyn.

Von

Von V. 116-129 läfst der Verf. höchst partheiisch der protestantischen Kirche den Heiland erscheinen, und zwar der lutherischen, weil er Lutheraner ist. Die Worte des Heilandes fallen dahin aus, dafs der Hochmuth (hier die Hierarchie) von ihm andere Preise, als das gereinigte Menschenleben verlange, er aber dem Leben die Dornenkrone der Arbeit und Entbehrung gebracht habe, um die Aecker für die himmlische Saat zu reinigen. Denn nach dem Verf. wird der Saame des Himmelreichs gesäet, und geht in dem von Dornen gereinigten Acker auf, deren Ausrottung den Sieg über die Sünde bezeichnet; daher die Dornen die Siegeszeichen edler Christen sind. Die Stimme Christi erklärt sich hier deutlich, dafs das Christenthum leiblich und geistig, d. i. innerlich und menschlich seyn soll, als reine Kraft sich dem einzelnen vermählen will, ohne repräsentirt zu seyn, oder durch den Verstand abgemessen zu werden. Hiernach wären denn die Brüdergemeinden die wahren Christen, und selbst Luthers Kirche nicht ohne unzweckmäfsige Aeufserlichkeiten. Jedoch ist dies nicht ganz des Verf Meinung. Der christliche Kultus, sagt er, müsse so allgemein als möglich seyn, wenn auch das Christenthum, an sich, so individuell als

möglich werden möge; daher seyen Absonderungen von der allgemeinen ächt-christlichen Gemeinschaft, immer Verstofse gegen die im Geist des Christenthums liegende allgemeine Versöhnung.

Von V. 136-138 ist die Sichtung des katholischen Dogma durch den Protestantismus etwas zu flüchtig bearbeitet worden, da es doch eine bekannte Sache ist, dafs sogleich mit der Begründung der Reformation, die bodenlosesten Streitigkeiten über Abendmahl, Adiaphora, Gesetz (Antinomen) u. s. w. sich erhoben, über welche selbst Luther nicht hinweg konnte, so dafs er am Ende blindlings die Reformirten von sich stiefs, um nur fernerer Widerlegungen überhoben zu seyn. Der Verf. will durchaus Luthern als die einige Wurzel der neuen deutschen Kirche angesehen wissen, ohngeachtet es gewifs ist, dafs er durch Melanchton und andere grofse Gelehrte sowohl unterstützt als geleitet wurde. Er behauptet, Luther habe sich, durchaus nur gezwungen durch die Noth der Zeit, um die dogmatischen Streitigkeiten bekümmert, und sey oft sehr erbofst auf seine gutwilligsten gelehrten Helfer in diesem Felde gewesen, wenn sie ihn mit dem ungehörigen zum inneren Christenthum geplackt. Sei-

nem

nem reinen und grofsen Sinne habe nur der Gottmensch, das Gemüth in die Veste des Vaters einführend, gegolten.

Es ist richtig, wie V. 150 gesagt wird, dafs Luther hinsichtlich des Abendmahls keinen Unterschied der Stände gestattete, dieses Fürsten und Knechten zugleich reichte, im übrigen aber die Verhältnisse des Staats, keineswegs unter denen zur Kirche, überging und ausschlofs, so wie auch die Priechen und Stühle in den lutherischen Kirchen gewissermafsen einen kurzen Auszug aus den grundeigenthümlichen und obrigkeitlichen Stufen, in dem gegebenen Kirchengebäude aussprechen. Hierin findet der Verf höhere Seite des Protestantismus, da alle Trennung des Staats von der Kirche ihm versöhnungswiedrig ist, wie wir wissen.

Sonderbar genug stellt sich V. 153 Luther gegen die Blitze des Pabstes vor den Volkssinn, eine physische vor eine moralische Person, zum Schutz Der Verf. hat hiermit einen umgekehrten homerischen Kampf geliefert, wo sich die Himmlischen zum Schutz der Helden auf ihre Streitwagen stellten. Er behauptet, wirklich sey Luther eine Zeitlang stärker gewesen,

als der ganze deutsche Volkssinn, und habe diesen durch seine göttliche Kraft noch eher hingerissen, als durch Vorlegung seiner Kraftquelle, der Bibel, völlig überzeugt.

V. 161 ist Luther mit der Bibel unter dem Arm, nach den berühmten Gemählden des Lucas Kranach, gezeichnet. Es ist übrigens gegründet, dafs Dürer, Kranach, Hans Sachs, Ulrich von Hutten, und alle bedeutende Köpfe jener Zeit durch Luthers Persönlichkeit hingerissen wurden.

Die von V. 162-213 gehende Rede Luthers enthält die Rechtfertigung der inneren Kirche, nach ihrer Trennung von der katholischen. Luther lenkt zuerst die Verehrung, welche man gegen ihn zu tragen geneigt war, von sich ab, um jeden auf sein Inneres, und die darin vorfindliche gleiche Kraft, zurückzuführen, damit Gott durch sein erwecktes Bild im Menschen, nicht durch gnadenreiche Vertretung eines Priesters, versöhnt werde. Die Rede ist in Luthers Geist gesprochen, und wären einige Ausfälle auf die unverheurathete katholische Geistlichkeit, wie in V. 202-205, weggeblieben, so würde sie zu den musterhaften Darstellungen in diesem Bande gehören.

V.

V. 222 u. 223 züchtigt der Kaiser statt Luthern, Rom, durch die bekannte Erstürmung der Stadt. Man sollte hiernach fast glauben, dafs dem Verf. Carl der 5te als Krypto-Lutheraner erscheine, welches er doch nicht war. Absichtlich scheint der Verf. auch den Schmalkaldischen Krieg und den Passauer Vertrag keines Verses zu würdigen, weil, wie er sagt, Carl der 5te und sein Bruder Ferdinand, wenn es ihnen Ernst gegen den Protestantismus gewesen, allerdings Gelegenheit genug gehabt hätten, ihm auf gut französisch, à la Charles IX, den Hals zu brechen. Beide seyen aber so gut im deutschen Volkssinn befangen gewesen, als die übrigen Reichsfürsten, und hätten wirklich die Idee einer von Rom unabhängigen Kirche gehabt, nur Carls des 5ten durch die Fürsten beleidigter Stolz, und seine Idee von der deutschen Kaiserkrone, hätten ihm verhindert Protestant zu werden, und nur diesen wären seine Schritte gegen die Reformation zuzuschreiben. Es sey übrigens der einzige Fehler dieses grofsen Kaisers gewesen, dafs er das Ansehn der Krone, dem Vaterlande und der Wahrheit entgegengesetzt.

In V. 230-231 erscheinen die ersten Mifshelligkeiten unter den Protestanten, welchen Luther

die von V. 232-330 gehende Rede, welche die weitere Begründung der deutschen Kirche enthält, entgegensetzt.

V. 240-245 stellen die Sacramente der Protestanten, V. 246-251 die Verwerfung der fünf katholischen Sacramente dar. Die Verse welche das Abendmahl bezeichnen, führen denselben Character welcher sich in der Darstellung des Apostel Johannes in der ersten Satire ausspricht. Es ist hiernach wesentlich, mit Luthern und den Evangelien, die Worte dabey zu gebrauchen: „Dies ist der wahre Leib," etc. deren Rechtfertigung Ev. Joh. 6, 64. welche Stelle auch die Reformirten für sich anführen, enthalten soll. Uns scheint dieser Wortgebrauch völlig gleichgültig, da die Handlung doch immer nur symbolisch ist. — Die Sacramente der Katholiken sind dem Verf. blos erweiterte Gränzen der über die Trümmer des Staats selbstständig schreiten wollenden Kirche, deren Tendenz auf die Macht der repräsentirten Weltregierung, das Schicksal, und die Weihe des Lebens, gerichtet ist. Es wundert mich, dafs er nicht auch von den Reformirten, die doch eine Hierarchie des Geistes begründen müssen, behauptet, dafs zu dieser auch mehrere Sacramente gehören, welche sich des

geistigen Lebens bemächtigten. Diese aber sagt er, lägen allein in der über das Menschenleben vor- und nach-zeitig ausgesprochenen Gnadenwahl, welche daher alle weitere Sacramente entbehrlich mache.

Mit V. 254 scheint der Verf. Luthern den Grundsatz des Pelagius in den Mund zu legen, den er doch nie hatte, da er sich mehr zu den Augustinischen Ansichten bekannte. Der Verf. behauptet aber, Luthers Gnadenlehre habe einzig auf der willigen Aufnahme der Versöhnung durch den Heiland beruht, daher sie weit entfernt von der katholischen Gnade, und auch von der des Augustinus sey, und sich mit dem reinen dem göttlichen offenen Sinn, dem Gemüth, als eins darstelle; aus welcher Idee er auch den angeführten Vers beurtheilt wissen will. Strenge Theologen und Dogmatiker werden hier dem Verf. keinesweges beipflichten.

Die von V. 250-307 gehenden Ermahnungen Luthers bestreiten wieder, besonders V. 270-275 und V. 278-279 etwas hämisch, die katholischen Weihe-Gnaden- und Opfer-Cärimonien, an deren Stelle Luther wenige einfache Feste, reinere Gottesverehrung und bessere Gesinnungen

setzte. Er hätte hierbei humaner als Luther reden sollen.

V. 306-330 sind Worte der Ermahnung an die Geistlichen der lutherischen Kirche, in denen Luther ihr Lehramt als etwas Göttliches, jedoch unter den Staat geordnetes, darstellt, und besonders empfiehlt; das Leben und die Zierden des Lebens nicht gering zu achten. Diese Worte könnten freilich allen Geistlichen nützlich seyn, besonders da hieraus ein besserer Kirchen- und Schulunterricht in Deutschland hervorging; jedoch ist wohl nicht zu verkennen, dafs sich hier der Verf. mit seiner Philosophie mehr Kanten zuwendet, welcher in den freien Willen des Menschen die Basis der Moral legt, und aus demselben durch die practische Vernunft den Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz Gottes findet. Denn sein Volkssinn des Guten ist nichts anderes, als die Basis der practischen Vernunft, worauf er den freien Willen bildet, indem er sich der Vorstellung des heiligsten und höchsten Wesens nähert. Bis V. 335, wo der Verf die Ehe, Tischreden und Humanität Luthers, richtig schildert, geht die, ausser der mitunter herrschenden Heftigkeit, bessere Darstellung der lutherischen Kirchen- und Schul-Verbesserung.

Mit

Mit V. 337-363 beginnt er die Lehre Zwingli's und Calvin's, welche die Reformirten absonderte, sehr partheiisch zu schildern, wirft ihnen V. 343 vor, dafs sie die Herrschaft des Dogma, obwohl geläutert und vergeistigt, statt der Kraft des Gemüths, restituirt hätten, die Bilder der Zeit und des fortschreitenden Menschen- und Staatslebens ausgestofsen, das Wort ohne Einkleidung im Fleisch, d. i. den absoluten Geist an die Stelle des Sinnes genommen, das „ist" aus dem Liebesmahle verbannt, die Gnadenwahl aufgestellt, und die Kirche in die Verstandessphäre aus der des Gemüths, übergeführt hätten, und schliefst in V. 359-363 mit einer emphatischen Lobrede auf den menschlichen Körper, nach welcher ich den Verf. dreist und laut, vor aller Welt, des Materialismus anklage, so sehr er auch von Göttlichem und Höchstem zu sprechen sich bemüht. Mögen denn hiermit alle gebildeten Reformirten, seine materialisirte lutherische Kirche als eine Aftergeburt seiner eigenen Willkühr betrachten. Ganz ist eine solche Erhebung des Fleisches und des menschlichen Lebens überhaupt gegen die Lehre der Apostel, welche das Fleisch gekreuzigt, und den Geist gehoben haben. Anstatt sich gegen den Vorwurf des Materialismus zu vertheidigen, schlug er ein ironisches Ge-

lächter auf, und fragte, ob ich in dem Brod und Wein nicht diesen Materialismus am sprechendsten gepredigt fände? Allerdings! antwortete ich, so wie Sie beides ausgetheilt und wirksam wissen wollen. Nach Ihrer Lehre müfsten ja die Frömmsten auch die Schönsten seyn, und da ist mir doch eine Gnadenwahl, welche wenigstens nach den Stufen des Geistes die Seligkeit ausgiebt, weit lieber. Bekanntlich sind aber die Schönsten auch die Einfältigsten, und je thätiger und klüger jemand lebt, desto tiefer faltet und gebährdet sich sein Gesicht, so dafs die entstelltesten und ausgedörrtesten, auch ohnfehlbar die besten und geistigsten sind. Solche sind die Geistig-Arbeitenden und Fleisch-Kreuzigenden, nicht Ihre Schmeerbäuche, welchen Dr. Luther oben an steht. Hierauf fing er noch heftiger zu lachen an. „O mögte ich doch," rief er, „in diesem Augenblick den Pinsel Lucas Kranachs führen können, um neben Luthers Bild das Ihrige, mit Ihren Scholien in der Hand, mahlen zu können; jeder würde ausrufen: „Sehet, die Materie neben dem Geist!" Da diese Anecdote mehr für mich als den Verf. spricht, mag sie mitgehen, und weiter beweisen, dafs der Verf. den Vorwurf des Materialismus auf sich getrost sitzen läfst.

Die

Die von V. 364-384 gehende Schilderung der nun neben einander bestehenden katholischen, lutherischen und reformirten deutschen Kirchen, tragen ihren dem Leser bereits bekannten Character; die katholische Kirche ihre Weltregierung durch alle Mittel zu behaupten bedacht, die lutherische über allen Tadel erhoben, mit dem Heiland körperlich und geistig in Gemeinschaft, die reformirte, zwistig dogmatisirend und Geister entzweihend, auch, nach V. 383, Schwerdt und Feuer rachsüchtig dem Zweifel bereitend. Ich frug den Verf. was er hiemit sagen wolle? Er antwortete: Nichts weiter, als des Servetus Hinrichtung zu Genf. Ich antwortete, die Lutheraner hätten auch gegen die Reformirten mit dem Schwerdt gewüthet, und sie aus Sachsen vertrieben. Wenn er solche Kleinigkeiten gegen die Hauptsache hätte anführen wollen, hätte er besser den Schmalkaldischen Krieg, die Wiedertäufer- und Bauern-Unruhen, an denen das Lutherthum Schuld gewesen, schildern sollen; dann würde er gerecht gewesen seyn, und die Geschichte nicht verletzt haben. Hierauf antwortete er: Er schildere nur das Innere der Kirchen, und ihren Zusammenhang mit dem menschlichen Gemüth und dem Volkssinn, und von den wesentlichen zu diesem Zusam-

men-

menhang mit den Begebenheiten gehörenden Kriterien, nehme er nur, wie Pindar spreche, „die Gipfel," das andere sey nicht sein Beruf. Schön! sagte ich, so bemänteln Sie Ihre Eingriffe in Kirchen- und Dogmengeschichte, und nehmen zu dem, was Sie tadeln wollen, schwarze, zu dem, was Sie loben wollen, weiße und bunte Farben. Allerdings! antwortete er: Wo mir Nacht ist, sehe ich auch Ihre wertheste Miene nur als Silhouette. Ihnen ist aber, sagte ich, oft Nacht, wo andern die Sonne scheint. Das kommt daher, antwortete er, weil Sie oft in Philadelphia wohnen, wenn ich in Eisleben bin. Es würde aber sehr wohlgethan für Sie seyn, sagte ich, wenn Sie mit mir mehr in Philadelphia, Cosmopolis und Philanthropia wären; dann würden Ihnen auch solche wasser-erd-leib- und eis-lebische Gedanken, wie von der gottväterlichen, gottmenschlichen und gottgeistigen Kirche, nicht mehr kommen! —

Von V. 385-400 kommt endlich wieder die Rede auf den deutschen Volkssinn, welcher wirklich auf einen Augenblick am Besten zu arbeiten scheint, indem ihn der Verf. als wahren Cosmopoliten in die drei deutschen Kirchen gehen läßt, aber man wird bald aus dem wohlthäti-

gen

gen Irrthum gerissen, indem ihn der Verf. dies blos als Krypto-Lutheraner thun läfst, der nur von Rom nicht abbricht, um Blut und Volk zu schonen, und sein gegebenes Blutwort nicht gewaltsam zu brechen. Man sieht, wie schwach der Verf. nach seiner einmahligen Idee vom Volkssinn überhaupt, auch den deutschen darstellen mag, der doch offenbar, wenn er nicht als getrennt in drei Kirchen erscheinen soll, als reiner kosmopolitischer Sinn, edel und stark hätte geschildert werden können und müssen. Da aber der Verf. den edlen Welt-Sinn für die Hure von Babylon hält, so mufs der deutsche Volkssinn geheimer Lutheraner seyn, und nur in sofern die Bekenner der drei Confessionen als Christen anerkennen, als sie deutsche, d. ist, innerliche lutherische Christen sind. Da diese Ansicht des deutschen Sinnes aber keinesweges allgemein ist, sondern nur sehr wenigen anhängt, die lutherische sowohl als die katholische Kirche sich allein-seligmachende heifsen, die reformirte aber die allein tolerante, trotz der Gnadenwahl, ist, so hätte er weit zweckmäfsiger der Ansicht seiner 2ten Satire der 1sten Abtheil. folgen können, wo die Stammidee den Sinn als getrennt und verfolgend schildert, da dies doch unter dem grofsen Haufen noch immer

der Fall ist, wie auch die Philosophen unserer Zeit mit dem Verf. die Beispiele reichlich genug, zum Hohn aller Cosmopoliten, hierzu liefern. Denn dasjenige, was der Verf. später den Volkssinn an der katholischen und reformirten Kirche loben läfst, ist nichts anderes, als sein gepriesenes Lutherthum. So lange in einem Volk noch getrennte Kirchen existiren, ist auch der Sinn verschieden, nur der Cosmopolit ist darüber erhaben, und hätte er nur diesen als den wahren Deutschen schildern sollen. Der Verf. antwortete: Der Deutsche sey nicht innerlich im Volkssinne entzweit durch drei Kirchen, er erkenne wahrlich die innere Kirche als die seinige, und wenn er auch der ersten das Blut verschrieben, und die dritte den Geist allein verlange, so seyen doch alle die des deutschen Sinnes Abtrünnige, welche lediglich in der ersten, die Gnade und Weihe des Lebens, Schicksal und Himmelreich, von Rom erbetteln oder erkaufen, und in der lezten, Klugheit und Verstand, zur Theokratie über Herz und Gemüth erheben wollten. Kaiser Maximilian II und Rudolph II hätten den wahren deutschen Sinn dargestellt. Ich könne seine vaterländischen Gesinnungen am besten in der Rede, welche der Sinn zu Osnabrück und Münster im Jahr

1648

1648 wirklich gehalten, abnehmen. So hilft er sich denn immer, indem er alles ihm nicht behagende als sinnwiedrig verwirft.

Von V. 401 - 409 ist der 30jährige Krieg geschildert, dem der Volkssinn ganz ruhig zusieht, wie einem Gottesgerichte, dessen Entscheidung er erwartet. Da dasselbe unentschieden ausfiel, mufste die Entscheidung dem Pabste, welcher es antstellte, schädlich werden. Allerdings war der Westphälische Friede dem Pabste in Deutschland äufserst schädlich, ohnerachtet er die Rechte der katholischen Kirche, in denen noch katholischen Ländern, nicht schmälerte.

Die von V. 412 - 469 gehende Rede des Sinnes weist eigentlich nur die katholische und reformirte Kirche in gewisse Schranken, und läfst der lutherischen alles als gut durchgehen, indem sie dieselbe nur vor dogmatischen Streitigkeiten warnt. Die andern beiden Kirchen bekommen ernstlichere Ermahnungen. Indefs kennen wir bereits des Verf. Gründe zu solcher Partheilichkeit. Die reformirte Kirche wird so wenig als die übrigen zur Toleranz ermahnt, welche Mahnung doch wohl die allein

lein wahre und zweckmäfsige seyn mögte, da doch dieselbe vor allen diese hohe Seite wahrer Kultur am ersten und entscheidentsten übte.

V. 420-421 scheint sich auf die Niebelungen- und Isländischen Sagen zu beziehen, nach welchen der Drachenschatz in den Rheinstrom versenkt wurde, welcher hier als römischer Gold- und Gnadenschatz verstanden werden soll. Indessen hat die katholische Kirche in Deutschland diese Versenkung noch nicht vollständig und genügend vorgenommen. Der Verf. behauptet, alle in der katholischen Kirche vorhandene Bildung, und die in katholisch-deutschen Landen gepflegte Wissenschaft sey das Werk des Protestantismus, da die Deutschen nicht eher in ihrer heimischen Sprache und Form, heimisches hätten aussprechen und abdrücken mögen, als sie ihres Gemüthes Freiheit, heiter und froh, vor sich entfaltet gesehen hätten. Uebrigens bleibe ich bei der Behauptung, dafs für Poeten die katholische Kirche viel günstiger sey, als die protestantischen Confessionen, ohnerachtet der Geist in der reformirten Kirche am meisten genährt wird. Wir wissen ja, dafs der Verf. das Lutherthum

thum nicht als rein geistige Kirche will gelten lassen, sondern dieses ihm das deutsch-volkssinnige Christenthum ist. Aus diesem Grunde hält er dasselbe für poetischer als die übrigen Kirchen, namentlich als die katholische, welche nur durch mifsverstandenen Schein einer sinnlichen Form, für durch schlechte Prediger ermüdete Protestanten etwas Reizendes habe; für ihre Bekenner aber falle durch die tiefe Einwirkung in alles Leben, ja durch die völlige Tyranney des Schicksals, alles Poetische daraus weg, welches nur in der reichen und wahren Bildungsfreiheit des Lebens, die nur bei der innerlichen Kirche am reinsten statt habe, seinen Ursprung finde; wie denn auch Luthers Schriften und Lieder noch immer zu den besten gehörten, und seine Kernsprüche aus dem ächten deutschen Gemüthe entsprossen seyen. Ich will dies zwar nicht leugnen, doch freuen wir Reformirten uns gleichfalls, trotz eingebildeten Sachsen und Schwaben, uns manches genialen Kopfs, gegen den es keiner der andern Confessionen aushält, wenn es darauf ankäme, sich eines so thörigten Wettstreites anzunehmen.

V. 464 kommt im Munde des Volkssinnes endlich ein Wort über Toleranz vor, welches

aber erst erscheint, nachdem der Verf. seinen Lutheranismus in Sicherheit gebracht zu haben glaubt.

V. 467-469 könnten einen noch in Deutschland mit Recht zu rügenden Eingriff der katholischen Kirche in die Bildungs-Freiheit ihrer Layen näher bezeichnen, nämlich das ausdrückliche Verbot, die heil. Schrift zu lesen. Der Verf. hätte ganz recht gethan, solche Willkühr hier zu tadeln.

V. 484 bekommen unsere würdigen Kirchenvereiniger als Cosmopoliten einen unverdienten Hieb vom Apostel Johannes, indem dieser es Thorheit nennt, das Gold, den Hanf und die Seide zusammenspinnen zu wollen; welche Kirche dem Verf. am Goldfaden spinnt, brauchen wir wohl nicht zu erinnern.

V. 486 scheint sich auf den weisen Juden bei Boccaccio, oder Lessing zu beziehen, welcher mit seiner Geschichte von drei Ringen die Frage zu umgehen wufste, welche von drey Confessionen die bessere sey. Der Verf. scheint sagen zu wollen: „Hole deine Weisheit

heit nicht von einem Juden. Du selbst sey deine beste Kirche!“ Dieser Grundsatz ist humaner, als man ihn vom Verf. erwarten sollte. Freilich spricht er ihn aus, nachdem er einem der drey Ringe den Vorzug gegeben.

Zum Schlusse führt der Apostel eine Reihe von thörigten Religiosen und Geistlichen aller Confessionen auf, welche Galerieen der Verf. sehr zu lieben scheint, da er in dieselben am eigentlichsten seine satirischen Pinselzüge niederlegt.

V. 489-493 scheint auf Pietisten, Quaker und Theosophisten zu zielen, da der Verf. die Brüdergemeinden, trotz ihrer Absonderung, mit Luthern in Schutz zu nehmen scheint.

V. 493-497 scheinen sich auf Rosenkreuzer und geheime geistliche Orden und Grade, wie auf religiose Alchimisten zu beziehen.

V. 498-501 setzen den Theisten, als den ächten, den Atheismus entgegen.

V. 502 - 508 scheinen die Deisten, welche nackte ethische Systeme zimmern, bezeichnen zu sollen. Dahin rechnet denn der Verf. einen grofsen Theil reformirter Theologen, Exegetiker und Wunderkritiker.

V. 509 - 512 scheinen die kantisch - moralisch predigenden Pastoren zu bespötteln, welche allenfalls am Charfreitag vom Scheintode predigen.

V. 513 - 519 bezeichnen die prophetischen neueren Schwärmer und Schwärmerinnen à la Jung - Stilling, und Krüdener.

V. 529 bis zum Schlufs, rückt der Apostel mit seinem Gleichnifs der Hure von Babylon hervor, welches, wie wir nun wissen, den Cosmopolitismus und die Humanität treffen soll. Diesen Schlufs hätten wir daher dem Verf. schenken können, da auch seine Entweihung des deutschen Hauses, wenigstens durch die Juden, längst erfolgt ist, indem alle gutdenkenden Regierungen von dem eifrigsten Bestreben belebt werden, allen ihren Unterthanen gleiche Rechte zu verschaffen, und es, Gottlob jezt, nichts selte-

nes mehr ist, Israeliten mit den höchsten Ehrenzeichen und Aemtern, neben den Edelsten der deutschen Nation würdig sitzen, denken, und repräsentiren zu sehen. — — —

Da ich den ersten Band der Satiren mit einem Sonnet beschlossen, so setze ich auch, zum Schluss dieser Abtheilung, ein gleiches Product auf den Verf. her, welches zum Schutz der deutschen Humanität hier an seinem Platze ist, und hoffentlich jede Anfeindung der Welt-Liebhaber, auch bei ihm, über den Haufen — klingen wird.

Was fällt dir ein, der du vorher gefunden
Der Liebe Quellen, Christi Wort bekennest,
Des Fanatismus bald geheilte Wunden
Zu reifsen neu? damit du feindlich trennest,
Was uns versüfset weltversöhnte Stunden
Humanität die himmlische? verbrennest
Das Heiligthum, so Jud und Christ verbunden?
Wenn du dafür ein Liebesband ersännest,
Dich selbst mit deutschem Sinne zu versöhnen,

Die

Die Juden, Heiden, Türken einzuflechten
Im Gotteshaus, zehntausend Nationen,
So würdest du nicht weises Streben höhnen,
Und nicht mit Welt und Elementen fechten;
Der Geist des Weltalls würde dich belohnen.